Samlung
von
Stadt- Land-
und
Reisebeschreibungen,

herausgegeben
von
J. E. Fabri.

Zweiter Band.

Mit Kupfern und Karten.

HALLE,
bei Johann Jacob Gebauer,
1786.

Vorbericht.

Wenn man vielleicht bei dem ersten Bande dieser Sammlung mehrere Mannigfaltigkeit in den Hauptabschnitten vermißte, so wird man hoffentlich schon bei einer flüchtigen Durchsicht des beigefügten Inhalts leicht ersehen, daß im gegenwärtigen zweiten Bande, wenigstens in diesem Stücke, dem Wunsche mancher Leser ein Gnüge geschehen ist.

Dieser zweite Band enthält:

I. J. C. M. Rademachers Beschreibung der Insel Sumatra. Ein Auszug aus dem ersten Abschnitte im 3ten Theile der Verhandelingen van het Bataviasch Genootschap. Ein brauchbarer Pendant zu den bekannten Nachrichten eines Marsden, Eschelkrons u. a. von dieser Insel.

II. Folgt eine ausführliche Beschreibung von dem merkwürdigen Kloster La Trappe in der Normandie, aus der Tragedie Le Comte de Comminge. Haag. 1767.

III. Der dritte Abschnitt enthält einige nicht so allgemein bekannte Nachrichten von der berühmten vatikanischen Bibliothek in Rom. Dieser Aufsaz ist in verschiednen neuen französischen Journalen abgedrukt. Die hier befindliche Uebersetzung ist nach dem Abdruk im Esprit des Iournaux 1785. verfertigt.

IV. Högströms Beschreibung der schwedischen Lappmarken liefert schäzbare Zusätze zu unsern besten geographischen Nachrichten von diesen minder bekannten Gegenden. Erst nach dem Abdrucke erinnerte ich mich, daß sie auch in den schwedischen Abhandlungen steht. Da indessen dieses kostbare Werk nicht eben in jedermanns Händen ist, so wird man vielleicht auch hier diese Nachricht mit Vergnügen lesen.

V. Beauchamps Reise von Bagdad nach Bassora im Jahr 1782. Ein Auszug, aus einem Aufsatze im Esprit des Journaux 1785. So kurz

die-

dieser Abschnitt ist, so interessant und wichtig sind die einzelnen darin enthaltenen Nachrichten, und geben auf alle Weise einen Vorschmak, wieviel mehr wir von dem größern Werk des Verfassers künftig zu erwarten haben.

VI. **Bossu neue Reise nach Nordameri-ka, ein Auszug des Verfassers** Nouveaux voïages dans l' Amerique septentrionale, contenant une collection de lettres ecrites sur les lieux par l' Auteur, à son Ami M. Douin. Amsterd. 1777. 8. 392 Seiten. Von der ersten Reise des Verfassers, die in Paris 1768 und im Jahr 1769 auch in Amsterdam in 2 Oktavbänden erschienen ist, haben wir eine deutsche Uebersetzung vom J. 1771. Frankf. 8. und eine andre, etwas veränderte im J. 1776, die in Helmstädt erschienen ist. Die vertraute Bekanntschaft des Verfassers mit einigen Nordamerikanischen Nationen gab ihm die schönste Gelegenheit, manche neue Bemerkungen in Absicht der Sitten, Gewohnheiten, des Charakters ꝛc. dieser Völkerschaften zu machen. Eine vollständige Uebersetzung verdiente das Buch nicht, da auf allen Bogen Kleinigkeiten, hin und wieder auch historische Unwahrheiten vorkommen, die der deutsche Leser sehr gut entbehren kann. Bei der Erzählung (S. 107) des Romans, von der Gemahlin des Alexei Petrowitsch, bitte ich zu vergleichen Hrn. Oberkonsistorialrath Büsching in seinem **Magazin für die Geographie und Historie** im XV. Theil; auch Ebendesselben **wöchentliche Nachrichten von neuen Landkarten** 1779. S. 105.

Der Auszug rührt von einem fleißigen Mitbürger unsrer Akademie her, von welchem das Publikum noch in der Folge mehrere Werke, auch von andrer Gattung, zu erwarten hat.

VII. — IX. sind kleine Proben von einigen Abschnitten aus meiner Geographie für alle Stände, von welcher man im ersten Stüke des dritten Bandes des Neuen geographischen Magazins eine ausführliche Anzeige findet.

X. Der lezte Abschnitt enthält eine kurze Erläuterung der Karte, welche die vornehmsten litterarischen Anstalten in Frankreich anzeigt. Man hat dergleichen Blätter von Rizzi Zannoni u. a. Die gegenwärtige ist ein Nachstich von einer andern, die mit dem sonst unerheblichen Almanache La France litteraire, Paris bei Desnos. 16. ververkauft wird.

Noch waren in diesen Band einige andre Aufsätze bestimmt, als ein Auszug aus Mr. Grassi di Formeaso Notizie della Carnia. 1782. und aus Nutrizio Grisogono storia naturale della Dalmazia 1780. die ich aber wegen Mangel an Raum auf eine andre Gelegenheit verspare. Statt eines Registers ist ein umständlicher Inhalt angehängt.
Halle im März 1786.

J. E. Fabri.

Inhalt

des zweiten Bandes dieser Sammlung.

I. Von der Insel Sumatra.

Producte. Feuerspeiende Berge. Luft. Seite 1
Eintheilung der Einwohner. 2
Haupttheile der Insel. 2
Reich Atsin, Barak. 5
Batasalindong und Bötar. 6
Religion der Einwohner. 6
Regierungsform der verschiednen Völker. 7
Sprache. Schriften. 8
Nahrungsmittel. 8
Gesetze. 9
Heirathsgebräuche. 10
Gewohnheiten bei der Geburt eines Kindes. 12
Begräbnisgebräuche. 12
Kleidungsstücke. 15
Unwissenheit in Handwerken und Künsten. 15
Ackerbau. 17
Eintheilung der Zeit. 17
Nachricht von einigen Negereien. 18
Besitzungen und Alliirte der Holländer. 21
Der Holländische Hauptort Padang. 22
Neujahrsfeier bei den Malajern. 23
Feierlichkeit bei dem jährlichen Anfange des Ackerbaues. 24
Landschaft Pauw; Land der Tagablas Cottas. 25
Der Staat Manincabo. Theile desselben. 25
Einige andre Landschaften. 27

Die Insel Pölochinko 27
Die 10 Handelsplätze. 27
Englische Besitzungen, Ertrag derselben. 27
Niederlassung der Sineser. 28
Verschiedne Inseln. Einwohner derselben. 31
Palembangisches Reich. 32
Banka. 32
Produkte von Palembang. Merkwürdigkeiten. 32
Dortiger Chef von privilegirten Spizbuben. 37

II. Vom Kloster La Trappe in der Normandie. 39

III. Von der Vatikanischen Bibliothek. 49

IV. Högströms Nachricht von den schwedischen Lappmarken. 61

V. von Beauchamp Reise von Bagdad nach Bessora 1782. aus Esprit des Iournaux 1785. 8. 69
Reise nach Imam Houssein. 72
nach Bie-Nouz und Scandier. 73
Nimrodischer Thurm. 75
Ezechiels Thurm. 76
Beschreibung der Stadt Hella. 77
Dortige Pulverfabriken. 78
Renthierenjagd. 79
Kanal von der Gegend von Hella nach Kuffon. 80
Beurtheilung der de l' Islischen Karte von dieser Gegend. 80
Berichtigung des Herrn de Pages. 81
Vom Euphrat und 2 Kanälen; dortige Pelikans. 81
Ankunft in Haska. Nachricht von diesem Orte. 83
Wohnungen der Kasaelischen Araber. Nachricht von ihrem Schech. Gebiete. 84

Ankunft in Samonat. 88
Besuch bei demselben. 87
Streitigkeiten der Araber. 88
Freie Schiffart. 90
Ruinen von der alten Stadt Meguier. 92
Ardjaa, ein Dorf der Montefiqs Araber. 92
Physikalische Beschaffenheit dieser Gegend. 93
Nachricht von der Stadt Souq Chouq 94
Von der Schiffahrt auf Chat-el-Arab auf dem Euphrat. 97

VI. Bossu neue Reise nach Nordamerika.

Abreise nach Neuorleans.

vom Cap François. 101
Neuorleans. 102
Abtretung von Louisiana an Spanien. 102
Fernere Geschichte von Louisiana. 106
Fabelhafte Geschichte der Gemahlin des Alexei Petrowitsch, (Charlotta Christiana Sophia, Tochter Herzogs Ludwig Rudolph von Braunschweig-Blankenburg,) die sich einige Zeit in Neuorleans aufgehalten haben soll. 107
Deutsche Etablissements am Misisippi. 114
Nachricht von der Stadt Mexiko. 114
Verminderung der Indianer und Betrachtungen darüber von Bartholomäo de la Casas. 116
Geschichte des Valdivia, Gouverneur von Chili. 118

Abreise von Neuorleans.

Etwas von Krokodillen. 120
— — Klapperschlangen. 124

Ehrenzeichen der Wilden nach einem Siege über die wilden Thiere. 125
Sonderbare Verkleidung und Kriegslist. 128

Ankunft in dem Lande der Akanzas. 130

Beschreibung des Getränkes Caßine. 131
Bewillkommungsrede der Akanzas an den Verfasser. 132
Bewillkommungsfest zur Ehre des Verfassers. 135
Beschreibung einer wilden Ochsenjagd. 136
Benutzung der wilden Ochsen. 137
Arbeitsamkeit der akanzischen Frauen. 138
Sonderbarer Fischfang. 138
Sonderbare Vogeljagd. 139
Beschreibung der Gegend jenseits des Flusses Missisippi. 139
Noch etwas über die Abtretung von Louisiana an Spanien. 140
verglichen mit S. 102 f.
Benutzung des indischen Korns. 141

Reise zu den Allibamoniern.

Unzufriedenheit dieses Volks über die Abtretung des Landes an Spanien. 141
Geschichte ihres Caziken Thamatlemingo, der die Franzosen ausserordentlich liebte. 142 f.
Fort Toulouse. 142
Beschreibung ihres Landes und ihrer Sitten. 143
Einfalt und Aberglaube der Wilden, besonders in Rükficht der Zauberei. 148
Der Verfasser spielt die Rolle eines Zauberers. 148

Fernere Reisen.

Vernichtung eines Götzenbildes. 151
Inoculation der Blattern bei den Akanzas. 153
Uebler Erfolg eines indianischen Inokulateurs den der Verfasser auf eine sonderbare Art vom Tode errettet. 154

Rede eines alten Arztes an den Verfasser bei dieser Gelegenheit. 155
Medizinische Grundsätze und Heilungsarten der Wilden. 157
Vom Boucaniren; Ursprung und Beschreibung. 157
Vergiftung der Pfeile. 158
Lebensart, Sitten, Religions-Begriffe ꝛc. der Akanzas. 159
Constitution ihrer Weiber. Ihre Wochenbette. 160
Beschreibung der Pflanze Ginz-eng oder Gareul-ogun. 161
— — des amerikanischen Thees. 163
Geschichte des Don Peter d' Akuhna und seines Handels auf Amboina. 165
Jagdtanz. 169
Uneinigkeit der Akanzas mit den Cadodaquio. 171
Geschichte des Herrn von Boisbriand. 171
Nachrichten von den Illinesern. 172
von Boisbriands Rede an diese Nation. 173
Antwort darauf. 176
Nachricht von einer in Paris getauften amerikanischen Prinzessin. 177
Der Verfasser stellt den Frieden mit den Cadodaquio wieder her. 178
Seine Rede an die Versammlung 179
Gegenrede. 180

Reise zu den Attakapas.

Beschreibung dieser Nation. 182
Ihre Nahrung. 183
Beschreibung ihres Landes. 184
Etwas von der Cazikenwürde. 184
Nachricht von der damaligen Regentin des Landes. 180
Verhältniße der beiden Geschlechter der Attakapas. 188
Von ihren Heirathen. 189
Bestrafung des Ehebruchs. 190

Oeffents

Oeffentliche Freudenmädchen. 191
Vielweiberei. 191
Glaubensbekenntniß der Attakapas. 192
Geschichte des Hrn. von Belle Isle, der sich lange bei ihnen aufgehalten hat. 192
Indios Bravos. 194
Ehemaliger Handel der Franzosen mit ihnen, und Ursache ihres Bruchs. 199
Bai Bocca del Toro. 200
Ursprung der Feindseligkeiten der Indios Bravos gegen die übrigen Indianer. 200
Ihre Religion. 201
— Regierungsform. 202
Etwas von der Sprache der Indianer.. 203
Aufruhr im Jahr 1720. 204
Geschichte des Ferdinand Soto. 205
Ursprung des Namens Florida. 208
Anekdote von einem atakanzischen Deputirten, einem dichterischen Genie. 211
Priesterbetrug aus Rachsucht gegen den Verfasser, wegen des zerstörten Götzenbildes. 212
Gefährliche Tygerjagd. 215
Erlegung einer Klapperschlange. 219
Epizootische Krankheit unter den Hunden. 219
Listige Entdeckung eines Mörders. 221
Anekdote von dem Juden Dias Arias. 228
Indianische Proselyten. 227. 229
Ueber die Engländer und ihre Besitzungen. 230
Ihr Krieg mit den Franzosen. 230

Abreise aus dem Lande der Akanzas.

Abschied des Verfassers von ihnen. 234
Der Inokulateur, den er vom Tode errettet hat, will ihn begleiten; läst sich aber wieder ans Land setzen. 235
Gefährliche Schiffart. 240
Insel Cuba, Beschreibung derselben. 241

Havan-

Havanna, Beschreibung der Stadt. 242
Fort Moore. 243
Merkwürdiger Vorfall unter dem Gouverneur von Albemarle. 243
Kanal Bahama. 246
Insel Inague. 246
Insel S. Domingo, Beschreibung derselben. 247
Spanische und Französischen Besitzungen das. 251
Erdbeben daselbst. 252
Portau Prince. Stadt auf St. Domingo. 253
Ungesunde Gegend. 253
Negerhandel auf St. Domingo. 257
Mahacat, ein Insekt. 261

VII. Vorbereitung zur politischen Länderkunde. Ein Versuch. 263

VIII. J. K. C. Fischers Versuch einer Hydrographie von Deutschland. Für dismal vom Rheingebiete. 313

IX. Beschreibung von Wien. 359

Probe einer Geographie für alle Stände, s. Neues Geographisches Magazin, III. B. I. Stük.

X. Uebersicht der Universitäten, Akademien, und anderer litterarischen Anstalten in Frankreich. 413

Druckfehler.

S. 3. Z. 8. die Farbe Tanakeure.
S. 5. Z. 1. Sinkal lies Sinkol.
S. 6. Z. 1. Sinamora l. Sinam:niora.
S. 11. Z. 7. Jungfrau l. Junge Frau.
S. 52. Z. 10. sind die Worte wegzustreichen: von dem Pabste Sixtus V.
Z. 11. und 12. l. Pabst Sixtus V. ein Beschützer der Wissenschaften ꝛc.
S. 80. Z. 13. 2 l. 7.
S. 98. Z. 8. ihrer l. seiner.
S. 103. Z. 13. Schiffen l. Schiffer abgeliefert werden,
S. 209. Z. 19. hieher l. hierdurch.
S. 211. 1556. l. 1756.
S. 243. Z. 2. zweimahlen l. zweitenmahl.
S. 258. Z. 5. gespiesset l. gespeiset.
S. 261. Z. 10. l. Baum stürzen, welcher
Z. 9. l. verfault war.

I. Von

I.

Von der Insel Sumatra.

Aus den Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften und Künste in Batavia.

Ein Auszug.

Die Insel Sumatra heist in der Sprache der Einwohner Andelo. Das Küstenland ist vorzüglich fruchtbar; hat auch Büffel, Rindvieh, Federvieh. In den Wäldern findet man Elephanten, Rhinozerosse und Tiger. Fische liefert die See im Ueberfluß. Alle Garten- und Feldfrüchte, die man auf der Insel Java hat, gerathen hier gleichfals sehr gut.

Die Haupthandelsprodukte sind: Pfeffer, Kampfer, Benzoe. Gold gewinnt man an mehrern Orten, von verschiedenem Gehalte. Eine Mine, mit Namen Caye, liefert Gold von ohngefär 18 Karat. Eine andre, die von Sipini ist von $19\frac{1}{2}$ Karat. Andre sogar bis 22 Karat. Zinn wird aus dem Berge Songipatgo nur wenig gewonnen. Eisen bei dem Berge Toerawang.

Sumatra hat 3 feuerspeiende Berge, welche vielen Schwefel liefern. Eine Erde brauchen die Malajer zu ihrer Farbe. Sie mahlen sie vorher fein, und vermischen sie mit Eiweiß und Kokosöl. Einige Hügel enthalten eine so zehrende Salzerde, daß fast gar nichts darauf wachsen kann. Eine andre Erdart wird zu Töpfen und andern irdenen Geräthen gebraucht.

Ungesund ist die Insel überhaupt genommen nicht. Ausser allenfals um Baros wegen der dor-

tigen vielen Kampferbäume, und Indrapoura wegen seiner Sümpfe. Desto zuträglicher ist hingegen die Luft in Padang.

Die Einwohner kann man eintheilen 1) in die Gebürgsbewohner, und 2) in die Küstenbewohner. Erstere sind die Ureinwohner auf dieser Insel. Sie können weder lesen, noch schreiben, und wissen folglich von ihrem Nationalgeschichte nichts weiter, als was sich in der mündlichen Ueberlieferung unter ihnen erhalten hat. Uebrigens sind sie fast ohne allen Gottesdienst. Nur die vornehmsten aus der Nation bekennen sich zur Mohamedanischen Religion. Morden, Rauben, Verrätherei, zugleich Kleinmuth und Furchtsamkeit, macht ihren Charakter aus. Etwas gesitteter sind diejenigen, welche mit den Küstenbewohnern und mit den fremden Handelsleuten Umgang haben.

Die Küstenbewohner sind nach aller Wahrscheinlichkeit Fremdlinge. Sie haben mit den Küstenbewohnern auf der Insel Java in Absicht ihrer Kleidung, ihrer Sitten und ihres Charakters so viel Aehnliches, daß man gleiche Abstammung von beiden vermuthen muß.

Die Einwohner theilen die Insel in 3 fast gleich grose Provinzen ein:

1) Ballum-Ary, auch Kampang genannt, an der Ostseite der Insel. Man rechnet dazu das Reich Palembang, und die ganze Küste von dem Königreiche bis an die Strase Sunda, nebst allem dem, was an dieser Strase liegt. Auch die Lampons und Bonkahoeloe. Hauptprodukte dieses Theils sind Pfeffer und Zinn. Lezteres kömt indessen von der Insel Banka hieher.

2) Manningcabo, die mittlere Provinz, vom Reiche Palembang bis zum Reiche Majutta.

Nordwärts gränzt sie an die Flüsse Siak und Sinkal. Sie begreift die Reiche Jamby, Andragiri, das Reich Maningcabo, das Reich Indrapoura, nebst allen holländischen Plätzen auf der Westküste. Diese Provinz liefert Pfeffer, Reis, Gold, Benzoe, Kampfer. Sie hat auch Silberminen, die aber, wegen ihres schlechten Gehalts, nicht genuzt werden. Man gewint hier auch viel Kokosöl, wilden Zimmet und Baumwolle.

3) **Balla** ist der nördliche Theil dieser Insel, und begreift das Reich Atsin, nebst allen dazu gehörigen Landschaften. Er bringt Gold, Pfeffer und Specereien.

Die **Stadt Atsin** oder Atseh liegt an einem ansehnlichen breiten Flusse, aus welchem sich ein Arm durch die Stadt ergiest. Bei seinem niedrigsten Wasser ist er doch wenigstens 4 Fus tief. Einen Flintenschuß weit von der Stadt liegt die Rhede. Der Verfall der hiesigen Handlung hat die Stadt sehr herunter gebracht. Blos einige englische Schiffe, und sinesische Junken finden sich hier ein, und tauschen Gold und Pfeffer, gegen Opium, Sklaven und Sinesische Waare ein.

Das Reich **Batak** oder der **Batassers** hat wahrscheinlich noch seine alten Einwohner. Es erstreket sich mitten durch die Insel bis an die Ostküste derselben.

An das Reich Atsin gränzen die Gebürge **Papa** und **Deira**. Sie sind vorzüglich wegen ihres guten Benzoe und Kampfers bekannt. Beide Produkte samlen die Bergbewohner, die unter den Namen Batassers bekannt sind. Dieses weitläufige Reich besteht wieder aus mehrern kleinern Staaten.

1) Der erste heist Simanora. Dieser enthält viele Negereien. Kotta Tingi ist die Residenz des Königs. 2 Minen liefern häufig Gold von 22 Karat.

2) Der zweite kleine Staat heist Batasalindong. Hier sind ebenfals viele Negereien, von denen einige Benzoe, andre Gold liefern. Die Residenz des Königs heist Silindong. Die Negerei Batohopit hat in ihrer Nachbarschaft einen feuerspeienden Berg gleiches Namens, aus welchem die Batasser, wenn er raucht, ihren Schwefel zu ihrem Schießpulver holen.

3) Der dritte kleine Staat heist Bötar. Die Einwohner nähren sich hier blos von Reis und andren Erdfrüchten. Die Negerei Bötar ist die königliche Residenz. Eine andre Negerei Batoe-Bara ist ein wichtiger Handelsplaz.

Gottesdienstliche Gebräuche sind den Einwohnern dieser Reiche unbekannt. Nach ihrer Dogmatik wird die Welt von 3 Göttern regiert. Einer ist im Himmel, und Schöpfer der Erde und der Menschen. Der zweite regiert die Luft zwischen dem Himmel und der Erde; und der dritte beherrscht die Erde. Alle Unglüksfälle schreiben sie 4 bösen Geistern oder ihren Dienern zu. Nach ihrer Meinung haben die Geister auf 4 Bergen in der Landschaft Bata ihre Wohnung. Wenn ihnen etwas Böses begegnet, so besuchen sie einen ihrer Priester, der in solchem Falle eine Limone oder Zitrone aufschneidet, und darin untersucht, welcher böse Geist das Unglük verursacht habe, und durch welche Mittel man ihn wieder gutmachen könne. Das Resultat davon ist, daß ein Büffel, ein Schwein, eine Ziege, oder was sonst etwa der Priester Lust hat zu speisen, geopfert werden muß.

Vorher rufen sie ihre 3 Götter um Hülfe an und opfern ihnen ein Pferd, eine Kuh, einen Hund, Schwein, Huhn, oder was sonst der Priester ihnen bestimt. Doch muß das Opfervieh für diese obersten Gottheiten allezeit weiß sein.

Von der Unsterblichkeit der Seele, und vom künftigen ewigen Leben, haben sie nur einen dunkeln Begriff. Nach ihrer Meinung fährt die Seele dem Sterbenden aus den Naselöchern heraus, worauf sie vom Winde weggeführt wird, und zwar gelangen die Seelen der Frommen ins Himmelreich, die Seelen der Gottlosen in einen grosen Kessel, wo sie so lange am Feuer gekocht und gemartert werden, bis sie der oberste Gott in den Himmel aufnimt.

Jeder König der Bataffer regiert ganz unumschränkt. Von ihrer Residenz haben sie weiter keine Einkünfte, als wenn sie jemanden bei einer begangnen Ungerechtigkeit zu einer Strafe verurtheilen. Diese besteht jederzeit in einem Büffel, einer Kuh, einem Schwein oder einem andern kleinem Stük Vieh, nachdem das Verbrechen mehr oder weniger zu bedeuten hat.

Die Negereien auf ihrem Gebiete sind fast ganz unabhängig. Jede hat ihren eignen Regenten, der aus königlichem Geblüte sein muß, und eben so unumschränkt regiert, als der König in seiner Residenz. Findet indessen der Chef der Negerei in seinen Urtheilssprüchen oder in andern Vorfällen einigen Widerstand, so sucht er bei dem Könige Hülfe. Dieser schikt ihm sogleich seine Lanze, worauf sein Wappen befindlich ist. Ist dieses noch nicht hinlänglich die Unterthanen der Negerei zum Gehorsam zu bringen, so erhält dieser alsdenn vom Könige Befehl, die Widerspenstigen mit

den Waffen in Ordnung zu erhalten. Die Könige haben aus diesen Negereien auch nicht die geringsten Einkünfte, und müssen daher so wie alle Häupter der kleinen Negereien von ihren eignen Mitteln und Ländereien leben.

Die Thronfolge sowol bei den Königen, als auch bei den Oberhäuptern der Negereien, schränkt sich blos aufs männliche Geschlecht ein. Frauenspersonen sind ganz von der Regierung ausgeschlossen. Stirbt ein König oder ein Oberhaupt ohne männliche Erben, so folgt ihm sein Bruder oder seines Bruders Sohn in der Regierung.

Ihre Sprache weicht fast ganz von den übrigen Sprachen der Sumatraner ab. Nur wenige Ausdrüke haben sie mit den Malajern gemein. Sie schreiben wie die Europäer von der linken zur Rechten, und zwar entweder auf Bast oder auf Bambusrohr.

Hiezu brauchen sie den Bast von einem Baume, den sie **Aliem** nennen. Dieser wird so fein und so dünne wie Papier geschabt, und nachher mit Reißwasser bestrichen. Ihre Dinte machen sie sich aus Ruß oder von Schiffspech, wozu sie noch Saft von Zukerrohr nebst etwas Spanischen Pfeffer zusezen.

Einige alte Fabeln verwahren sie in solchen Bastschriften. Die Batavische Gesellschaft der Wissenschaften besizt eins von ihren heiligen Büchern, welches sie vom Gouverneur, Hrn. Sieberg in Java erhalten. Dieses ist ungefär 3 Zoll lang, eben so breit und dike, in Leder gebunden.

Sie essen alle Thiere ohne Unterschied; so auch Menschenfleisch, doch nur von Missethätern und von Feinden, die im Kriege getödtet oder gefährlich verwundet worden. Kriegsgefangene oder

leicht-

leichtverwundete verkaufen sie, um die Kriegskosten zu bestreiten.

Wird ein Ehemann mit einer verheiratheten Frau im Ehebruch ertappt oder sonst desselben überführt, so läst man den Ehebrecher an einen Pfal binden, und der beleidigte Mann kann ihn ermorden. Gewöhnlich thut dieser es auch mit vieler Grausamkeit. Und wenn dieses geschehen ist, so schneidet er den todten Körper in Stüken, behält ein Stük davon für sich und für sein Hausgesinde. Das übrige wird unter die Zuschauer ausgetheilt. Nach diesem macht man ein Feuer. Jeder bratet seine Portion, bestreut sie mit Salz und Pfeffer und verzehrt sie. Eben so verfährt man auch mit manchen Kriegsgefangnen. Nur den Kopf eines Missethäters hebt der beleidigte Theil auf, verkauft ihn den nächsten Verwandten des Getödteten, welche ihn alsdenn begraben.

Wenn sich im Gegentheil eine unverheirathete Mannsperson auf eben diese Weise versündigt, so wird sie blos von seinen Eltern in Sicherheit gebracht, um sie vor der Rache des beleidigten Ehemannes zu schüzen.

Diebe, die in der Nacht einbrechen, werden noch einmal so hart als Ehebrecher bestraft. Am meisten verabscheut man aber alle unnatürliche Sünden. Diejenigen, die sich derselben schuldig machen, werden in einen Sak gebunden, und im Wasser ersäuft.

Wenn ein Dieb, der des Nachts gestohlen hat, das gestolne Gut doppelt ersezt, so wird er dadurch frei. — Todtschlag wird blos damit bestraft, daß der Mörder den Ermordeten auf seine Kosten begraben läst, und den Freunden des Todten zu Ehren ein Fest anstellt. Ist der Mörder

zu arm hiezu, so wird das Fest von seinen nächsten Verwandten veranstaltet, und der Mörder wird dafür zum Sklaven gemacht. Und im Fall, daß auch diese zu unvermögend wären, so wird er von den nächsten Freunden des Getödteten als Sklave verkauft.

Will ein Junggesell in eheliche Verbindung treten, und gefält ihm ein Mädchen, so geht sein Vater zu den Eltern des Mädchen, um sie zur Frau für seinen Sohn zu erbitten. Wenn diese nichts dagegen einzuwenden haben, so sezt man eine Zeit fest, in welcher sich das Mädchen ganz nakend baden muß. Ihr Liebhaber findet sich an dem bestimten Badeplaze ein, um seine Geliebte ganz in ihrer Natur in Augenschein zu nehmen. Findet er einige Gebrechen oder einige andre Fehler an ihr, die ihm seine Liebe zu ihr mindern, so hat die Liebschaft ihr Ende. Wenn er aber nach der gehörigen Beschauung noch mit ihr zufrieden ist, so giebt er seinen Eltern Nachricht davon, und man bestimt einen Preis, für welchen der Bräutigam seine Braut erkaufen muß. Sind sie hierinn eins, so schenken sie einander etwas als Unterpfand. Der Vater des Bräutigams giebt einen Säbel, und der Vater der Braut gewöhnlich einen Dolch, und etwas Leinwand zur Kleidung. Hierauf wird der Hochzeittag festgesezt. An diesem veranstaltet der Brautvater ein Abendessen, und ein feierliches Fest, wozu alle Einwohner in der Negerei eingeladen werden.

Wenn die Gäste beisammen sind, so wird die Trauung auf folgende Weise vollzogen. Der Bräutigam tritt an die Seite seiner Braut. Vor dem Bräutigam steht eine alte Frau; vor der Braut eine junge Frau. Nach diesem nähert sich der Va-

ter

ter der Braut ihnen, und hängt ein Stük Leinwand über die Schultern des Brautpaares, von dem jedes einen Zipfel feste hält. Auserdem sezt man ihnen eine Schüssel mit Reis vor; die vorher erwähnte alte Frau nimt den Bräutigam bei der Hand, und legt seine Hand auf den Reis. Eben dieses geschieht von der Jungfrau bei der Braut. Wenn sie zweimal einen Mundvoll Reis genossen haben, so wird die Schüssel weggenommen, und eine andre mit Nassiköning oder Hirse gebracht. Auch hiervon müssen sie mit den vorigen Cerimonien eßen. Nachher statten ihnen alle Anwesenden ihren Glükwunsch zu ihrer Verbindung ab. Die neuen Eheleute werden von der alten und jungen Frau zu ihrer Schlafstätte geführt, wo noch alle Viere, vor dem Schlafengehn speisen. Beide Frauen bleiben in der ersten Nacht bei dem Ehepaar.

Den Tag nach der Hochzeitnacht wird wieder ein Gastmal und Freudenfest in der Wohnung des Vaters des Bräutigams angestelt, und am zweiten Tage führet der neue Ehemann seine junge Frau nach seiner väterlichen Wohnung.

Jeder kann soviel Frauen nehmen als er im Stande ist zu unterhalten. Nicht alle Heirathen geschehen mit so vielen Kosten und Cerimonien; doch darf kein wesentlicher Hauptumstand, durch welchen die Ehe erst gültig wird, weggelassen werden.

Da der Bräutigam seine Braut kaufen muß, so darf man sich nicht wundern, daß auch der Mann ein völliger Eigenthümer von seiner Frau wird, so daß er sie, so wie auch seine Kinder, verpfänden oder verkaufen kann. Da die Batassers eine grose Neigung zum Spiel haben, so ist der Fall nicht selten, daß sie Frau und Kinder, verkaufen, ja sich selbst bisweilen als Sklaven verspielen.

Wenn ein Bataſſer Geld, Reis, Vieh oder dergleichen von einem andern borgt, und es nicht recht bald wieder bezahlt, oder wieder erſtattet, ſo wächſt das Kapital mit den Intereſſen zu einem neuen Kapitale auf; und iſt der Schuldner nicht im Stande ſeine Schulden abzutragen, ſo wird er gleichfalls als Sklave verkauft.

Wenn eine Frau ins Wochenbette komt, ſo ſind weiter keine Cerimonien hiebei gewöhnlich, als daß die Wöchnerin 7 Tage nach ihrer Entbindung im Hauſe bleibt, und den Rüken gegen das Feuer kehret, um hiedurch nach ihrer Vorſtellung, den böſen Geiſt von ihr abzuhalten. Am achten Tage wird ein Gaſtmal gegeben, wozu auſer dem Prieſter viele Gäſte eingeladen werden. Bei dieſer Gelegenheit bekomt das Kind ſeinen Nahmen. Vorher muß indeſſen der Prieſter eine ſchwarze Henne lebendig aufſchneiden, und nachſehen, ob das Kind leben bleibt oder nicht. Nur im erſten Falle giebt man dem Kinde einen Namen.

Die ganze Geſellſchaft beratſchlagt, was das Kind für einen Namen haben ſoll; und wenn man deshalb einig iſt, ſo nimt man blindlings, einige Körner Reis aus einem Sake heraus. Hat man eine grade Zahl Körner, ſo wird der vorgeſchlagne Name beibehalten. So oft aber eine ungrade Zal herauskomt, ſo muß die Geſellſchaft einen andern Namen in Vorſchlag bringen. Dis wird ſo lange wiederholt, bis eine gerade Anzal Reiskörner herausgenommen wird.

Stirbt einer, ſo wird der Todesfall ſogleich ſeiner Familie angezeigt, um den Verſtorbnen in Augenſchein zu nehmen. Nach dieſem läſt man im Walde einen diken Baum zu einem Sarge ausſuchen. Von dieſem Baume haut man ein Stük ab

und

und spaltet ihn in der Mitte. Beide Stüke hölt man so aus, daß die Leiche darin Plaz hat, und daß sie völlig an einander passen. Diejenigen, welche den Sarg zurechte machen, nehmen ein junges Schwein in den Wald mit, um sowol davon zu essen, als auch den Sarg mit Schweinsblut zu bestreichen. Wenn der Sarg fertig ist, so schafft man ihn ins Trauerhaus. Hier wird die Leiche mit einer kleinen Matte von unten und mit einem schmalen Streifen Leinwand von oben bedekt. Man macht den Sarg zu, schnürt ihn in der Mitte zusammen, und verschmiert die Fugen mit Pech. Nach diesem bleibt die Leiche noch einige Tage im Hause stehen. Unterdessen werden im Trauerhause Gastmäler und Festins angestellt, wozu ein jeder von den nächsten Verwandten des Verstorbnen das seinige beiträgt. Einer bringt einen Büffel, ein anderer eine Kuh, der dritte eine Ziege, ein Schwein, einen Hund und dergleichen, je nachdem einer mehr oder weniger vermögend ist.

Den Tag vor dem Begräbnisse wird der Sarg mit der Leiche vor das Haus gesezt, wo die Familie des Verstorbnen mit Musik um die Leiche tanzt. Nach diesem trägt man sie wieder ins Haus, und beerdigt sie am folgenden Tage, als den zehnten nach seinem Absterben, mit einem ansehnlichen Gefolge. Wenn das Grab zu ist, so sezt sich das ganze Trauergefolge um das Grab herum, ißt und trinkt. Nach dem Trauermahl werden die Kinnbaken von allen Thieren, die bei diesem Begräbnisse verzehrt worden sind, an Stangen auf dem Grabe aufgehangen, zum Zeichen, wie viel man bei dem Begräbniß verschmauft habe. Und hiermit wird die Leichencerimonie beschlossen.

Bei den Bataſſern, welche 2 — 3 Tagereiſen weit von der Weſtküſte wohnen, wo man Kampfer und Benzoe hat, ſind eben dieſelben Cerimonien ſowol bei der Geburt als auch bei der Verheirathung und bei den Begräbniſſen; auſſer daß ſie ihre Leichen noch mit Kampfer beſtreuen. Arme und gemeine Leute können bei ſolchen Gelegenheiten freilich keinen Aufwand machen.

Die Kleidung der eigentlichen Bataſſer, die im Innern des Landes wohnen, iſt ſehr einfach. Gewönlich beſteht ſie nur in einem einzigen Stükgen Leinwand 5 Aſtaas (jeden zu $\frac{2}{3}$ Elle gerechnet) lang und 2 Aſtaas breit. Dieſe verfertigen ſie ſelbſt von den Kapas, einem Produkte ihrer Landſchaft. Dieſe Leinwand iſt ſo grob wie Segeltuch. Sowol Mannsperſonen als Frauensperſonen bedeken damit ihre Schaam. Die Weiber pflegen hingegen an ihren Feſten allerhand goldene Zierathen ſowol in den obern als untern Ohrläpchen zu tragen. In den Haaren haben ſie eine Feder mit der Abbildung eines Vogels; auf der Bruſt eine dreiekige Platte und um den obern Theil des Armes einen ſtarken goldnen Ring. Männer und Weiber gehn völlig nakt. Nur unverheirathete Mädchens und junge Weiber, die noch keine Kinder gehabt haben, bedeken noch, auſer den oben erwähnten Zeugen, ihre Bruſt mit Leinwand.

Der ſchon erwähnte Hr. Sieberg hat der Bataviſchen Geſelſchaft der Wiſſenſchaften, eine Mannskleidung von dieſer Völkerſchaft geſchenkt. Dieſe beſteht aus einem Kleidungsſtüke, das ſie um den Leib tragen. Ein anderes haben ſie über die Schultern, welches um den Bauch mit einem Bande feſt gebunden wird. Um den Kopf binden ſie ein Stük Leinwand. Ueber den Schultern tragen

sie im Tanze eine Schärpe, von allerhand Koral-len, und einen kupfernen Armring. Vorne haben sie am Bauche eine lederne Patrontasche, und vor der Brust ein Pulverhorn; am linken Daumen ei-ne kegelförmig gedrehte Lunte. An der linken Hand tragen sie einen Reiß, an der rechten eine kupferne Tabakspfeiffe nebst Feuerzeug, auch wol eine Flinte. Ihre Flinten verfertigt man im Lande selbst. Der Lauf ist von inländischen Eisen; das Schlos von ausländischen Meßing. Die Arbeit daran ist ziem-lich grob. Ihre Gewehre werden mit der Lunte ab-gebrant.

Im Kriege führen sie noch eine halbe Pike. Doch machen sie von ihrem Schießgewehre starken Gebrauch. Beim Schiessen fallen sie sämtlich in einem Gliede auf die Knie und steken jedesmal kleine spizige Bambusstökchen, ungefär 3 Zoll lang, gegen den Feind zu in die Erde, die gegen die Feinde eben so gute Dienste wie die Fusangeln thun, und ihnen nicht erlauben, diesen zu nahe zu kommen.

In Handwerken und Künsten haben es die Batasser eben nicht sehr weit gebracht. Aus ihrem inländischen Golde verfertigen sie sich blos einige Zieraten zu ihrem Staate. Da sie aber keine gute Werkzeuge zu ihrer Arbeit haben, so können ihre Kunstwerke nicht anders als sehr roh ausfallen. Gold und etwas Zinn sind die einzigen Metalpro-dukte. Kupfer und Eisen tauschen sie gegen Kam-pher und Benzoe ein, und im Fall daß ihnen auch diese Produkte fehlen, geben sie Gold und Früchte dagegen. Von Leinwand verfertigen sie blos die einzige oberwähnte Art. Feinere und breitere Lein-wand, die sie an ihren Festtagen um den Kopf win-den, tauschen sie sich ebenfalls ein. Eisen gebrau-chen sie blos zu Verfertigung ihrer Gerätschaften,

zu Beilen, Hammern, Meisseln, Hobel, Hakmessern. Auserdem pflegen sie ihre Pflüge und Schaufeln, die sie zum Akerbau brauchen, vornen damit zu beschlagen; auch ihre Waffen, und Instrumente zum Bergbaue verfertigen sie daraus. Nägel, Haken, Schlösser und andre dergleichen Waaren, die man in andern Gegenden aus Eisen verfertigt, sind ihnen gänzlich unbekannt. Ihre Thüren und Fenster stehen nur in hölzernen Angeln, und bestehen blos aus einem einzigen Brete. Auch die Bretter an den Hauswänden sind an beiden Seiten in 2 Fugen befestigt, die in die Säulen an den Häusern eingeschnitten sind.

Ihr Schiespulver bereiten sie auf eine sehr einfache Weise zu. Sie nehmen dazu rohen Schwefel, vom feuerspeienden Berge **Bato Gopit** und stampfen ihn ganz fein. Nach diesem nehmen sie einen Theil Salpeter, einen Theil klein gestossene Kohlen, und vermischen sie mit $\frac{2}{3}$ Schwefel. Diese Materialien stampfen sie zusammen, reiben sie klein und troknen sie in der Sonne. Da dieses Schiespulver aus so ungereinigten Theilen zubereitet wird, so kann es freilich nicht so gut und stark, wie das Europäische sein.

Salpeter gewinnen sie auf folgende Weise: Sie sammeln die Erde von den alten Häusern zusammen, vermischen sie mit Erde aus den Ziegenställen, beide Arten thun sie in einen grosen Trichter, der von Bast gemacht ist, zusammen. Unten ist im Trichter ein Netz von grob gespaltenem Bambus, worauf die Erde geschüttet ist. Den Trichter hängen sie zwischen 4 Balken auf, die auf 4 Pfälen an ihren Enden ruhn. Darunter steht eine grose Pfanne, in welcher das Wasser abfliest, welches sie in den Trichter über die Erde weggiessen. Dieses

durch-

durchseigte Wasser bleibt stehn, bis es ganz verdünstet ist. Was nach diesem in den Pfannen zurükbleibt, ist ihr Salpeter. Der Grund, warum man die Erde zum Salpeter aus den alten langen bewohnten Häusern sammelt, besteht darinnen, weil die Batassers in ihren Häusern ihr Wasser jedesmal da abschlagen, wo sie sich bei dieser Gelegenheit befinden, indes auf solche Weise, durch die Bambusse, aus denen ihr Fusboden besteht, durchlaufen lassen.

Ihr ganzer Akerbau ist sehr eingeschränkt. In der Gegend, wo der Benzoebaum wächst, pflanzt man ihn fort, und wo er nicht wächst, baut man Reis und andre Pflanzenprodukte an. Der Kampherbaum macht ihnen weniger Mühe, da er auf den Bergen wild wächst. Ihre Ländereien bauen sie nach der gewöhnlichen Europäischen Art. Sie pflügen und eggen sie mit Büffeln.

Ihre Pflüge bestehen blos aus einem Balken. An seinem Ende ist ein Wiederhaken, der einer länglichen Schaufel nicht unähnlich sieht. Vorne ist er mit Eisen beschlagen, und oben an dieser Schaufel ist ein langer Stiel, womit der Pflug regiert wird. Ihre Eggen sind besser eingerichtet; wiewol die Zanken nur von Holze sind.

Die Batassers theilen ihre Jahre in 12 Monate ein. Jeder hat 30 Tage. Ihren Neujahrstag feiern sie mit vielen Schmausereien und Glükwünschungen. Alle ihre Wünsche schränken sich nur darauf ein, daß die Erndte ihrer Landesfrüchte recht reichlich ausfallen möge. Uebrigens hinterlegen sie ein Jahr nach dem andern, ohne ihre Jahre von einem gewissen Zeitpunkte zu zählen. Da sie alle Jahre fünf Tage weniger als wir zählen, so fält auch ihr Neujahrstag bald in diesen, bald in einen andern Monat.

Von der Astronomie haben sie nicht die geringsten Kenntnisse; auch sogar nicht von Sonn- und Mondlauf.

Die Küstenländer, südwärts, von Atchin, hatten sich den Königen von Atchin unterwürfig gemacht; nachher sind sie von der holländischen Compagnie abhängig worden. Die vornehmsten Negereien sind folgende:

Sinkol, an einem breiten Flusse. Dieser Plaz schloß im J. 1672 mit der holländischen Compagnie ein Bündnis.

Acht Meilen südlicher liegt Baros, die Hauptnegerei im Reiche dieses Namens. Hier hat die Compagnie ihre nördlichste Faktorei gehabt. Im J. 1732 wurde sie, nachdem sie von dem Austritt des Flusses zerstört worden, wieder aufs neue erbaut und hinlänglich gegen die Sumatraner befestigt.

Weiter hinauf sind noch 8 andre Wohnpläze, wo die Einwohner Benzoe und Kampher von den Gebürgsbewohnern aufkaufen, und nach Baros zu Markte bringen.

Baros hat seinen Radscha, einen Bandahara oder Befehlshaber und 8 Pongoeloes oder Reichsräthe. Der Radscha wird wechselsweise aus den Familien Douloe und D'Ilheer erwält. Ehemals war ihr Gebiet von einem weitläuftigen Umfange. Schon im J. 1668 begab sich der König mit den übrigen Regenten unter den Schuz der holländischen Compagnie. Dieser Traktat ist mehrmals erneuert worden, auch zulezt mit dem Anfange des Jahrs 1756. Im J. 1775 verließ die holländische Compagnie Baros wegen seiner ungesunden Luft.

Südwärts davon liegt die Negerei Surkamp und Korlang, die ihre Alliance mit der holländischen Compagnie im J. 1755 erneuert haben.

Drei

Drei Meilen noch südlicher liegt Tapanoely, an einer sehr geräumigen und sichern Bai. Seit einiger Zeit unterhalten hier die Engländer auf einer kleinen Insel vor der Bai eine Besazung. Dieses geschieht wegen des Kampherhandels, der hier stark getrieben wird. Im Jahr 1760 zerstörten die Franzosen unter dem Grafen D' Estaing, dieses kleine Comtoir, es wurde aber nachher wieder aufgebaut.

Pinangsoree an einem schifbaren Flusse, liefert guten Kampher, aber kein Benzoe.

Nattar oder Nattal enthält sehr gutes und reines Gold, wodurch dieser Plaz für den Handel sehr wichtig wird. Zwar haben seine Regenten im J. 1693 einen feierlichen Traktat mit der Compagnie geschlossen. Es bleibt aber dennoch ein guter Plaz für die Schleichhändler. Seit dem Jahr 1751 haben die Engländer hier einen Residenten, der das Gold eintauscht, und so wie der zu Tapanoely unter dem Gouvernement von Bancahoelo steht.

Battahan, 2 Meilen von Nattar, liefert auch Gold, welches die Gebürgsleute im leztern Orte oder auch in Ajerbangis verkaufen. Die beiden Regenten von Battahan haben sich im J. 1693 mit der Compagnie verbunden.

Ajerbangis hat einen guten Ankerplaz, und einen breiten schifbaren Flus. Diese vortheilhafte Lage macht den Ort zu einem guten Marktplaze für die Gebürgsbewohner, die ihr Gold und ihren Kampher hier zum Verkaufe herbringen, ohnerachtet die eigentlichen Einwohner hauptsächlich Akerbau treiben. Die Einwohner haben einen Hauptregenten und noch 3 geringere Regierungspersonen zu ihren Oberhäuptern.

Seit dem J. 1693 stehn sie unter der Herrschaft der holländischen Compagnie, und sind ihr jederzeit getreu geblieben. Im J. 1755 wurde der alte Traktat wieder erneuert.

Sikarbouw hat 2 Regenten und ist im J. 1693 mit der Compagnie in Alliance getreten.

Sikilang, nicht weit von der See, nebst 5 andern Negereien, werden von einem Radscha und 5 Pongoeloes regiert. Ehemals unterhielt hier die Compagnie viel Pfefferplantagen, die aber in Verfall gerathen sind, nachdem die Einwohner zum Theil andre Beschäftigungen erwält haben, theils auch ihren Pfeffer an die Schleichhändler in Atsazien abgesezt haben.

Der Landstrich **Passaman** wird von 4 Flüssen bewässert. Er liegt gerade unter der Linie, und besteht aus 2 Regentschaften. Die erste regiert ein Radscha mit 14 Pongoeloes.

Funfzehn Negereien am Flusse **Moara Patapangang** haben ihren eigenen Radscha, nebst 14 **Pongoeloes.**

Hinter Sikilang und Passaman liegt das goldreiche Gebürge **Rauwers.** Hier findet man zuweilen das Gold an den Ufern der Flüsse in ziemlich grosen Stüken, manchmal eine Unze schwer und 21 Karat an Gehalt. Es ist das beste auf der ganzen Westküste. Es enthält eine Hauptnegerei nebst 9 andern Dörfern, die zusammen unter einem Hauptregenten und 5 Vicechefs stehn. Von diesen hangen auch die Ober- und Viceregenten von Mangoppo ab.

In der Landschaft Mangoppo sind 5 Goldminen. Hier sind auch die zehn Städte Sapoeloe Cottas, die aus eben so vielen unter einander verbundnen Gemeinden bestehn.

Die

Die Negerei Gassang hat ihren eignen Regenten.

Soengie Limoe oder Tanna Mirra, wegen seines rothen Tones also genannt, ist eine sehr fruchtbare landschaft. Sie begreift die 12 Negereien, die unter den allgemeinen Namen Doeablas Cottas bekannt sind. Sie haben 3 Hauptregenten und 12 Viceregenten. Im J. 1755 haben sie sich aufs neue mit der Compagnie verbunden.

Die holländischen Besizungen fangen eine halbe Meile südwärts vom vorigen an. Hier sind:

Priaman, eine Negerei, dicht an der Mündung des Flusses gleiches Namens. Zu dieser gehören noch 14 andre Negereien, die unter 2 Oberregenten und 10 Viceregenten stehn. Priaman hat schon seit 1664 mit der Compagnie in Alliance gestanden. Indessen hat man auch nachher mehrmals Proben der Treulosigkeit von ihnen erfahren, bis man im J. 1712 die Schanze Dreedenburg anlegte, um sie in Ordnung zu halten. Im J. 1755 erneuerte man die alten Verträge mit Priaman, auch mit Toejoe Cottas oder den sogenannten Sieben Dörfern, die eine halbe Tagereise weiter ins land liegen, und unter einem Oberhaupte und 7 Pongoeloes stehn.

Sounour, eine kleine Herrschaft, anderthalbe Meile von Priaman. Sie besteht aus 5 kleinen Dörfern, die einen Ober- und 5 Viceregenten haben.

Eine Meile weiter liegt Gelakkan, wo auch eine Hauptnegerei nebst 4 kleinen Negereien liegt. Unter den Hauptregenten stehn 10 Pongoeloes. Schon seit dem Jahre 1666 stehn sie mit der Compagnie in Alliance, die sie aber doch mehrmals, so wie andre gebrochen haben. Im Jahr 1755

wurde der alte Vertrag gleichfals erneuert. Drei Viertelmeilen von Gelakkan liegt Tapakit.

Tiefer im lande liegen 2 landstriche von 14 Negereien. Sie heissen Niedersalappan Cottas, und Niedersambillang Cottas, zum Unterschiede von Obersalappan Cottas und Obersambillang Cottas. Diese liegen tiefer im lande, und stehn bis jezt noch nicht mit der Compagnie im Bündnisse. Erstere haben sich indessen schon im J. 1666 mit ihr verbunden.

Drei Viertelmeilen von Tapakit liegt Tellauboenga, eine Negerei, die nur wenig Häuser begreift. Im J. 1712 wurde sie von der Compagnie verwüstet. So auch Hannay, ein unbedeutender Plaz, der auch einen Pongoeloe hat. Im J. 1667 hatten hier die Holländer eine Faktorei, wiewol nur kurze Zeit.

Cotta Tenga hat sich schon im J. 1665 unter dem Schuz der Kompagnie begeben; ist aber mehrmals wieder abgefallen. Im J. 1715 hat man die alten Verträge wieder erneuert. Die Hauptnegerei und 6 kleinere Negereien stehen unter der Herrschaft von 10 Regenten.

Padang, der Hauptplaz der holländischen Besizungen, der Siz ihres Befehlshabers, ist vom Anfange ihrer Niederlassung, auf der Westküste der Holländer, am treuesten geblieben. Eben deswegen behandelt man auch die Regenten mit mehr Achtung als die übrigen Chefs. Ihre landesregierung besteht aus einem Panglima oder Statthalter des Kaisers von Maningcabo, der von der Compagnie als oberster Schuzherr bestätigt wird, aus einem Bandahara und 11 Pongoeloes. Sie geniessen auch verschiedene Rechte von der Ein- und Ausfuhr der Waare. Auch die Compagnie bezalt

selbst vor jeden Thail Gold, den sie gegen Leinwand umtauscht, einen Viertelthaler, und von einem Thail Pfeffer, den sie ausfärt, ¾ Thaler.

Die dortige holländische Festung liegt ¼ Meile von der See, an einem Flusse, der aber nur für kleine Fahrzeuge schifbar ist.

Eine halbe Stunde weiter hinauf gelangt man zur inländischen Negerei, die sehr volkreich ist, da die Regenten und Gesandten von Maningcabo hier wohnen. Die Einwohner sind feige und treulos. Unter ihren Kunstwaaren ist ihr Golddrath vorzüglich schön. In dieser Arbeit sind sie so geschikt, daß sie sogar verstehen das Gold nachzumachen und es zu verfälschen. Von roher sinesischer Seide und Kattun verfertigen sie Kleidungsstüke, die sie mit der Wurzel des Baucöddöbaums und mit Citronensaft roth färben.

Seit einigen Jahren ist die Luft in Padang sehr gesund, welches man den häufigen Erdbeben und Regen zuschreibt. Im Jahr 1778 wurde hier eine schöne neue Kirche erbaut. Die Anzal der Kirchkinder betrug damalen:

Auf Padang, Chinco und Ajerhadja 121 Personen. Die Zahl der Christen, sowol Europäer als Inländer 278 Personen. Getauft wurden im Jahr 1778 theils an Erwachsenen, theils an Kindern 100; die Anzal der Christenkinder 70.

Der Neujahrstag wird bei den Malajern oder Inländern auf folgende Weise begangen. Der reformirte Prediger Hr. Mezler hat diese Feierlichkeit mit folgenden Worten beschrieben:

Mitten auf einem freien Felde fand man eine Art von Kanzel oder Gerüste, auf welchem ein Malajer zum Priester sollte eingeweiht werden. Vor diesem lagen 28 Priester, und beteten, und an ih-

rer Spize lag ein Oberprieſter, Iman lay. Nachdem ſie eine Zeitlang mit ihren Köpfen auf die Erde aufgeſchlagen, ſo erſchien der Kandidat und beſtieg ganz langſam die erwähnte Kanzel, wozu er von einem alten Prieſter, der auf einer Stufe ſtand, verſchiednemal eingeladen wurde. Seine ganze Prüfung beſteht darinnen, daß er eine halbe Stunde, eine groſe Pergamentrolle, mit arabiſcher Schrift ableſen kann. Iſt er ſo geſchikt, ſo wird er ohne alle Umſtände von der Verſamlung zum Prieſterthume fähig erkannt. Doch iſt er noch weiter nichts als Gatriph oder Proponente. Verlangt er weiter Beförderung, ſo muß er auch den ganzen Koran verſtehn. So weit bringen es indeſſen nur wenige. Wie der Kandidat mit dem Leſen fertig war, eilte er unter einer Bedekung von 12 Mann Soldaten, die während dem Examen um die Kanzel ſtanden, nach Hauſe. Dieſe Bedekung iſt jederzeit deswegen nöthig, weil ein ſolcher Kandidat ſchon als ein groſer Heiliger angeſehn wird, und Gefahr läuft, daß ihm die Leute alle Kleidungsſtüke abreiſſen, oder auch gar etwas von ſeinem Leibe, weil es ihnen nach ihrer Meinung aufs ganze Jahrlang Glük bringt. Je mehr ſie den Heiligen herumreiſſen, deſto reichere Erndte erwarten ſie. Der damalige Kandidat, bei deſſen Einweihung Hr. Siegert Zuſchauer war, kam noch ſo ziemlich weg. Alle Jahr weihen ſie einen Prieſter mit dieſen Cerimonien ein. Und vornemlich wird der Neujahrstag auf ſolche Weiſe begangen.

Den Landbau eröfnen die Inländer mit folgenden Feierlichkeiten. Der holländiſche Kommandeur ſchlägt mit der Hake in der Hand in das Akerland. Jeder von der Geſelſchaft folgt ſeinem Beiſpiele. Da die Inländer den Kommandeur für den

Statt-

Statthalter Gottes ansehn, so glauben sie, daß man keine gesegnete Erndte zu erwarten hat, wenn dieser nicht zuerst die Hand dazu anlegt.

Die Einwohner in der landschaft **Pauw**, 4 Meilen nordwärts von Padang, haben der holländischen Compagnie viele Unruhen gemacht. Sie begreift 10 Negereien, die von 14 Pongoeloes regiert werden. Im J. 1755 haben sie diese der holländischen Compagnie aufs neue unterworfen. Durch dieses land machen die Kaufleute von Tigablas **Cottas** ihre Reise, wenn sie ihr Gold nach Padang bringen.

Diese Tigablas Cottas bestehn aus 13 mit einander verbundnen Negereien, die auf 7750 Familien oder 38750 Personen enthalten. Bisweilen sind sie indessen selbst unter einander uneinig, und entscheiden ihre Streitigkeiten mit den Waffen in der Hand. Im J. 1714 schlossen sie einen Vertrag mit der holländischen Compagnie. Im Jahr 1727 wurde er aufs neue bestätigt.

Die Wohnung der **Tigablas Cottas** erstrekt sich eine Stunde von Padang an, wo ein groser inländischer See **Dano** ist, bis hinter **Sillida** gegen Süden. Die Goldminen in dieser landschaft geben ziemlich reines Gold, von welchem die Compagnie einen grosen Theil gegen Leinwand eintauscht.

Ostwärts liegt das ehemals so berühmte Kaiserthum **Manincabo**. Seit dem Jahr 1680 ist es durch innerliche Unruhen in 3 Theile getheilt, nemlich: **Songitrap, Soeroeassa, und Pagger Oejong.**

Songitrap gränzt an die Tigablas Cottas. Da die ehemalige Hauptstadt des ganzen Reichs, **Manincabo**, in Soeroeassa liegt, so verlangt

der Beherrscher von diesem Theil, daß man ihn als das Oberhaupt von allen 3 Staaten, so wie den vormaligen Kaiser von Manincabo ansehen solle. Eben deswegen schikt er auch oft seine Gesandten mit stolzen Schreiben nach Padang, wo sie mit einem kleinen Geschenke zufrieden weggehn.

Zwei Meilen südwärts von Padang ist die Bai Bongus. Feldbau und Fischerei machen die vornehmste Nahrung dieser Einwohner aus. Sie stehn unter einigen Pongoeloes, die seit 1705 von der holländischen Compagnie abhängen, vorher aber die Padangischen Regenten als ihre Oberherrschaft erkannten. Ihre Waaren verkaufen sie in Padang.

In der Nachbarschaft liegt der Landstrich **Troessang**. Dieser hat 10 Negereien, die von einem kleinen Könige und von einigen Pongoeloes regiert werden. Dieses Land ist im J. 1682 der Compagnie überlassen worden. Im Jahr 1755 hat man die alten Verträge erneuert, so auch mit **Bajang**, wozu 15 Dörfer gehören.

Lompo, eine kleine Landschaft im Gebürge, wird grösstentheils von Akerbauern bewohnt, und hat 4 Pongoeloes unter holländischer Oberherrschaft; wiewol die Regenten von **Bajang** und **Sillida** Ansprüche darauf machen.

Poelut, Poelut ist ganz vom Gebürge eingeschlossen, und hat seinen eigenen Radscha, 4 Pongoeloes und 3 Unterregenten.

Sillida hat einen Panglima und 8 Pongoeloes. Seit dem J. 1667 gehört es der Compagnie. Im J. 1755 wurden die alten Verträge erneuert. Im J. 1674 legte man hier eine kleine Festung an, die aber im Jahr 1703 geschleift wurde.

Zwei Meilen von Sillida nordwärts liegt die berühmte Goldmine, **Tambang**, welche die Compagnie so viel gekostet hat.

Pynan, eine Bay, der Insel Chinko gegenüber, wurde im J. 1681 der Compagnie zugleich mit der Insel überlassen. Sie hat 4 Regenten, deren Oberhaupt den Titel **Radscha Karbouw** führt.

Poelochinko ist eine kleine von Natur feste Insel, Pynan gegenüber. An allen Seiten ist sie von Klippen eingeschlossen. Ostwärts hat sie eine gute Rhede, mitten einen felsichten Berg, auf welchem eine kleine Schanze liegt. Unterhalb derselben liegt eine kleine Lage, die mit Pallisaden eingeschlossen ist. Hier ist der gewöhnliche Handelsplaz des südlichen Theils der Westküste, der hauptsächlich von den Handelsleuten von **Songi-Pagoe** besucht wird.

Drei Meilen südwärts von Pynan fangen die sogenannten 10 Handelspläze **Sapoeloe-boa-bandhars** an, die im J. 1680 die Regenten der Landschaften von **Sablat Kattaoen** bis Ajerbangis der Compagnie überliessen. — Die Regenten dieser 10 Handelsörter ernennen die Holländischen Commandeurs und der Rath in Padang blos aus 4 gewissen Familien von **Songiepagoe**.

Die Berggegend hinter den 10 Handelsörtern und Ajerhadja ist sehr goldreich. Die Einwohner handeln nach **Poelochinko** oder nach **Ajerhadja**. Sie haben ein Oberhaupt und 4 kleinere Fürsten. Da sie auf die Handlung viel Einfluß haben, und die oben erwähnten Regenten aus Songiepagoesischen Familien gewält werden, so begegnet man ihnen sehr höflich.

In der Nachbarschaft des gedachten Gebürgs gränzt das Gebürge **Korinti.** Auch hier graben die Einwohner viel Gold, und sezen es in Ajerhadja ab.

Nun von den Englischen Besizungen. Zehn Meilen von Indrapoura liegt **Majutta.** Hier regieren 18 Mantris, jezt vom Sultan in Indrapura ganz unabhängig. Die Engländer unterhalten hier keine Loge, kaufen indessen doch an diesen Orten Waaren von den Inländern.

Drittehalb Meilen südlicher, zu **Mokko-Mokko** haben sie im J. 1717 eine Schanze aufgeworfen. Dadurch gaben sie dem Pfefferhandel aus den 5 Negereien **Lima Cottas** eine für sie vortheilhafte Wendung; und noch jezt treiben sie hier einen einträglichen Handel mit Leinwand.

Die Oerter **Ajerdikit, Bantal, Traman, Ratta, Ipoe, Sablat, Kattaoen,** gehörten sonst zu **Indrapoura,** folglich zum Gebiete der holländischen Compagnie. Die Engländer haben indessen Gelegenheit gefunden die reichen Pfeffererndten an sich zu ziehn, und bei **Ipoe, Kattaoen** und **Lajo** Schanzen aufgeworfen.

Nach diesem folgt ihr Hauptort **Bancahoelo** (Benkulen). Auserdem haben sie sich in **Saloema** oder **Sacati,** 5 Tagereisen von Bancahoelo, und eben so weit von **Manna** und **Croe** niedergelassen.

Auser den genannten Pfefferplätzen sind die Engländer auch im Besiz des Kampherhandels von Tapaoeli und des Handels mit Golde, von Nattal. Die Englische Ostindische Gesellschaft schikt gewönlich ein eignes Schiff her, um diese Waaren abzuholen, welches in Batavia anlangt. Und noch kommen überdies 1 oder 2 Schiffe von Bengalen

galen und Madras in gleicher Absicht hieher. Das Fort heist **Marlborough**. Nach einer Berechnung betragen die Unkosten zur Unterhaltung des Forts mehr als die Revenüen vom Gewinne. Im Jahr 1775 berechnete man die sämtlichen Kosten auf 89,744 species Realen; davon 1000 Sklaven allein 4465 Realen kosteten. Der Gewinn betrug im genannten Jahre 77636 spec. Realen.

Bis jezt ist hier noch kein Justizkollegium. Das schlechte Betragen der Englischen Residenten, hat den Engländern den Haß der Inländer zugezogen. In der neuesten Zeit ist daher auch die Pfefferlieferung von 640000 Pfund auf 200000 Pfund gefallen.

Das Land ist in diesem Theile der Insel nicht sonderlich fruchtbar, und die Küste ist mit vielen Klippen besezt. Die Bergbewohner heissen **Balyboeges**. Sie haben einen starken Körper, sind aber einfältig, und bauen hauptsächlich Pfeffer an. Hingegen wird die Küste grösstentheils von Malajern bewohnt. Im J. 1776 hat dieses ganze Gebiet 21,40000 Pfund Pfeffer gebracht.

Vor einigen Jahren haben sich auch viele Sineser hier niedergelassen. Diese unterhalten Zukerplantagen und Arrakbrennereien. Der Zuker ist indessen weit schlechter als der von der dritten Sorte auf Java. Der Arrak ist schwach, und schmekt nicht so angenehm, wie der Batavische. Mit beiden Waaren wird demohnerachtet Handlung getrieben. Die einträglichsten Geschäfte haben sie beim Auswechseln ihres Papiergeldes. Hundert Spanische Realen betragen in Batavia 140 Thaler oder 6720 Stüber oder 248 Rupien, zu 27 Stüber. Diese gelten in Bancahoelo schon 124 Spanische Realen. Auf solche Weise kann man in 2 Monaten 24 pro Cent gewinnen.

In der Nachbarschaft dieses Theils von Sumatra liegen mehrere kleinere Inseln, unter welchen Nias die gröste ist. Sie ist volkreich, fruchtbar, und enthält über 50 Negereien; deren Chefs indessen beständig Fehde unter einander haben. Ihre Gefangne oder gestolne Landsleute verkaufen sie als Sklaven an die Kaufleute. Die Holländer haben mit ihnen im J. 1755 ihre alten Verträge vom J. 1669 und 1693 erneuert.

Diese Insulaner haben eine weisse und schuppichte Haut, und lange Ohren. Wenn sie als Sklaven verkauft werden, so schneidet man ihnen die Ohren ab; und sucht ihnen die rauhe Haut durch ätzende Mittel zu benehmen. Hievon bekommen sie zwar eine weisse und glatte Haut, behalten aber doch beständig davon einen widerlichen Geruch.

Indrapoura gegenüber liegen die Nassauischen Inseln, welche Bancahoelo mit Kokosnüssen und Sago versorgen.

Die Insel Engano liegt südwärts, und hat noch ganz wilde Einwohner, die auch die Engländer im J. 1770 bei einem Besuch dieser Insel überfielen und zurüktrieben. Ihre Spiesse sind von Holz und die Spizen mit Fischgräten versehn. — Die Nahrung der Insulaner besteht in Fischen und einem gewissen Felsenkraut.

Die Weiber bedeken blos ihre Schaamtheile mit einer Art Seegewächse. Mannspersonen gehen völlig nakt. Fruchtbäume hat man bisher nicht bei ihnen gefunden.

Auf dem Wege von Lampong nach der Sundstrase, findet man 2 hohe Inseln Krakatouw und Slebezee, die aus unfruchtbaren, unbewohnten Sandbergen bestehn.

Zu den noch übrigen Landschaften dieser grosen Inseln gehören auch die Lampongs, ostwärts

von

von den Englischen Besitzungen. Sie gehören der holländischen Compagnie, welche sie im J. 1777 dem jezt regierenden Könige von Bantam als ein Lehn übergeben haben. Sie bestehen aus 6 Distrikten.

Lampong Samanca, der westlichste, wo die holländische ostindische Compagnie im J. 1762 die Schanze Petrus Albertus am Flus Borne angelegt hat. Eine andre Schanze Valkenoog, hat die Compagnie am Flusse Lampong Toelong Bauang angelegt. Sie liegt in der Negerei Mangala, wo die Residenz des Königs von Bantam ist. Alle diese Landschaften haben eine niedrige Lage, und sind an den Seeküsten morastig. Die meisten Negereien liegen auf Bergen, da das Land bisweilen im Januar und Februar auf 20 Fus hoch unter Wasser gesezt wird. Im Innern findet man hohe Gebürge und Waldungen, die mit Elephanten, Rhinoceros und andern wilden Thieren besezt sind. In jeder Negerei oder in jedem Dorfe ist eine Ehrenpforte (lawang Cöre), durch welche blos die Aeltesten durchgehen dürfen. So hat man auch einen Versammlungssaal, der wie die meisten Häuser auf Pfälen von Eisenholz, acht Fus hoch, erbaut ist.

Ihre Fahrzeuge sind von diken ausgehölten Bäumen, aus einem Stücke verfertigt. Manche können bis auf 13000 Pfund tragen. Salz, Leinwand und Nürnberger Waaren werden hier vornemlich abgesezt. Dagegen liefert das Land etwas Gold, Sternsteine (eine Art von Zinnstein, der geschliffen wird), Rottinge, und Baumwolle. Der Handel wird von Privatleuten getrieben. Aller Pfeffer wird an den König von Bantam abgeliefert. Dieser zahlt in Mangala 7 spanische Matten für 375 Pfund. In Bantam erhalten sie für ebensoviel Pfund 9 spanische Realen.

In

In Bantam erhält die Compagnie wieder allen Pfeffer, und verführt ihn nach Batavia, nach Sina, nach den Niederlanden.

Das Palembangische Reich gränzt gegen Süden an das lamponsche. Es wird von vielen Flüssen bewässert. Zu diesem Reiche gehören die Inseln Banka und Bliton. Vormals hatten diese Inseln ihren eigenen König; der sich im J. 1668 unter den Schuz der Compagnie begab. Einige Jahre darauf fielen sie mit der Witwe des Königs dieser Inseln an das Palembangische Reich.

Banka scheint fast blos aus einem Berge von Zinnsande zu bestehen, und ist auf solche Weise ein Schaz für die Palembanger. Diese lassen fast ununterbrochen an 25000 Sineser hier arbeiten. Hundert und fünfundzwanzig Pfund Sanderz geben gewöhnlich 70 Pfund Zinn. In Songipoeti sollen auch auser einer Diamantengrube verschiedene Gold- und Silberminen seyn. Doch erlaubt man nicht darin zu arbeiten.

Ostwärts von Banka liegt Bliton. Diese Insel ist schlecht bevölkert, und ist mehrentheils ein Schlupfwinkel für die unruhigen kleinen Fürsten, die hier Seeräuberei treiben. Doch findet man hier einen Zinnberg, welcher aber wegen der geringen Bevölkerung der Insel wenig benuzt wird.

Der untere Theil des Reiches Palembang besteht aus niedrigen Landschaften, die größtentheils aus undurchdringlichen Waldungen und Sümpfen bestehn. Nur wenige Distrikte sind zum Anbau tauglich.

Der obere Theil dieses Reichs ist wenig bekannt. Da man indessen Pfeffer, Früchte, Gemüse, Holz, Handrottings, Drachenblut, Benzoe, Kampfer und Wachs daraus ausführt, so ist das Land wahrscheinlich doch ziemlich fruchtbar.

Aber

Aber die Landschaft Blida ist so unfruchtbar, daß sie weder Laub, noch Gras hervorbringt. Man pflegt auch deswegen die Missethäter hieher zu verweisen.

Die sämtlichen Oberländer bestehen aus mehrern Provinzen, die von den Palembangischen Prinzen und andern Grosen, unter verschiednen Titeln abhängen. Gewönlich lassen indessen diese, die ihnen anvertrauten Länder durch Unterbediente regieren, und sind schon zufrieden, wenn sie nur ihr gehöriges Einkommen erhalten, und bekümmern sich wenig um das Verfahren der Unterbedienten gegen ihre Unterthanen. Dies ist eine vorzügliche Ursache von dem schlechten Zustande der Oberländer und besonders des Pfefferbaues.

In diesem Landstriche findet man noch viele Pangerangs, die von den ehemaligen Besizern dieser Ländereien abstammen. Diese besizen einen kleinen Distrikt zum Anbau unter der Oberherrschaft eines Grosen. Sie sind arm, ohne Ansehen und in so allgemeiner Verachtung, daß sie sich bei Hofe nicht einmal sezen dürfen, wenn sich nur ein mittelmäsiger Groser auch daselbst befindet. Ja sie dürfen sogar weder eine Pike noch einen Sonnenschirm führen, ohnerachtet doch beide dem gemeinen Mann verstattet werden.

Die gegenwärtigen Besizer von Palembang stammen von der Insel Java ab. Das ganze Reich, besonders die Unterländer, sind von verschiedenen Völkern bewohnt. Man findet darinnen Sineser, Cochinsineser, Cambodineser, Siamer, Patanier, Javaer, Mandhareer und andre morgenländische Völker; auch Einwohner aus andern Gegenden von Sumatra. Hingegen sind die Oberländer meistentheils blos von Eingebohrnen bewohnt, und Banka vorzüglich von Sinesern.

Von fremden Nationen findet man vornemlich die arabischen Geistlichen sehr zahlreich, die bei den Palembangern in so grosem Ansehn stehn, daß man sich nicht getrauet ihnen etwas abzuschlagen. Eine Folge davon ist, daß diese Theologen täglich reicher, und die Unterthanen hingegen immer ärmer werden.

Die sogenannte Stadt Palembang liegt in einer morastigen Gegend, 18 Meilen weit von der See. Ihre Länge soll 2 Meilen betragen. Sie ist sehr volkreich. Auser dem Könige darf kein Einwohner ein steinernes Gebäude haben. Daher sind auch alle Wohnungen blos aus Brettern oder aus Bambusrohr auf Pfälen gebaut; nur wenige haben Ziegeldächer. Längst den Ufern des Flusses Moußy findet man sehr viele Häuser von geflochtnen Bambusrohr; und noch stehen sogar auf grosen Flössen viele Wohnungen von geflochtenen Bambusrohr. Man braucht sie gewönlich zu Kramläden.

Die Stadt ist von allen Seiten mit Gebüsche umgeben. Man findet darin weder Strasen noch Spaziergänge. Ohne Fahrzeug kann man niemanden besuchen. Eben daher fahren täglich einige hundert Fahrzeuge auf dem Fluße hin und her. Einige stehen auch mit Lebensmitteln und andern Waaren beladen, die zum Verkauf gebracht werden, da der Marktplaz sehr kothig und bisweilen unter Wasser steht. Auser diesem Plaze hat man keinen öffentlichen Plaz weiter, wo man die Waaren feil haben kann.

Ganz Palembang hat nicht mehr als 2 merkwürdige Gebäude, 1) einen Tempel, 2) den königl. Pallast.

Der Tempel macht ein schönes längliches Gebäude mit 2 Seitenflügeln aus. In der Mauer sind Glasfenster. Das Dach besteht aus einer flachen viereckigten Kuppel.

Der

Der Königliche Pallast ist von allen Seiten mit einer starken Mauer umgeben. In das innere Gebäude darf kein Europäer kommen. An einem Ende ist eine hohe, starke Schanze, mit einem Dache, worunter viele Kanonen liegen, die bei gewissen Feierlichkeiten losgebrannt werden. Unterhalb dieser Schanze liegt noch eine andre, die 8 — 9 Fus hoch sein soll. Sie ist gleichfals mit einem Dache versehen. Die Schießscharten sind verschlossen und werden blos geöfnet, wenn das Geschüze gebraucht wird. Zwischen beiden Schanzen ist noch ein bedekter Plaz, mit sehr vielem Geschüze. Am Ende derselben ist der Audienzsaal des Königes.

Dieser besteht aus einem ofnen, viereckigten, schmuzigen Zimmer, welches an den Wänden mit einigen Gewehren ausgeziert ist. Man pflegt aber auserdem noch darin verschiedene Arbeiten zu verrichten, auch noch viele königliche Sachen zu verwahren.

Die Königlichen Begräbnisse sind in **Palembang Lama**, in der ehemaligen Königlichen Residenz. Kein Europäer darf sich den Gräbern nähern. Ueber jedem Grabe ist ein Gebäude angelegt. Nur die Könige mit ihren wirklichen Gemalinnen und Kindern werden hier beigesezt. Die übrige Königliche Familie hat ihre besondern Begräbnisse.

Da der Fluß Moußy von grossen Fahrzeugen eben so fahrbar als von leichtern ist, so wird er in Ostmouson von vielen Fahrzeugen der Handlung wegen besucht, die von Java und Madura mit Reis, Salz, Javaischer leinwand und andern Produkten hieher kommen. Gegenwärtig geräth indessen der Handel wegen der überhandnehmenden Armuth, immer mehr in Verfall.

Die Regierungsverfassung scheint nach der äusern Einrichtung gut zu sein. Der erste Minister, so auch die hohen und niedern Beamten haben die Aufsicht über das Policeiwesen, über die Regierungsangelegenheiten, über die fremden Kaufleute, über das Staatsinteresse und die Staatsverwaltung. Man hat einen weltlichen und geistlichen Gerichtshof, und verschiedene Reichsgeseze, zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe und gehörigen Justizverwaltung. Indessen hat man die wenigsten Geseze aufgeschrieben, auser den Religionsverordnungen, die im Koran stehen. Gewöhnlich richtet man sich nur nach mündlichen Verordnungen, und nach deren Herkommen. Auf solche Weise sezt man die Geseze aus den Augen, ohne dabei an gute Ordnung zu denken.

Alle diese Regierungspersonen haben keine festgesezte Besoldung. Eine Folge davon ist, daß sie sich auf andre und zwar ungerechte Weise schadlos halten müssen. Wer am vermögendsten ist und die vornehmsten Freunde hat, und die grösten Geschenke machen kann, behält Recht. Fremde Kaufleute erhalten noch am ersten ihr Recht. Sineser, Javaer und Malajer haben hier ihre eigne Sabandhaars. Diese nehmen die fremden Handelsleute gegen die Ungerechtigkeiten der Eingebornen in Schuz, und befördern ihre Handelsangelegenheiten.

Diejenigen, die unter die Gerichtsbarkeit des Oberhauptes der holländischen Compagnie gehören, haben am wenigsten etwas nachtheiliges von einem Sabandhaar zu besorgen.

Die arabischen Geistlichen, welche sich mit Handelsgeschäften abgeben, sind frei von allen Abgaben und stehen mit diesen Sabandhaars in keiner Verbindung, da sie als königliche Unterthanen von 2 Oberpriestern abhängen, welche auch ihre Streitigkei-

tigkeiten entscheiden. Und wenn sie auch hier nicht einig werden, so können sie an den Pangerang Ponghoulou, oder geistlichen Oberrichter appelliren, der sein Urtheil nach den mohametanischen Gesezen spricht, wiewol ihn die stolzen Priester auch wenig achten.

Dieser vornehme Geistliche erläutert auch alle schwere und zweideutige Stellen im mohamedanischen Gesezе. Bei Heirathsangelegenheiten oder bei andern Vorfällen, die auf den Koran eine Beziehung haben, muß er seine Meinung sagen.

Noch findet man in diesem Reiche einen Beamten, dergleichen wahrscheinlich in der ganzen Welt nicht ist; nemlich einen Chef von privilegirten Spizbuben, die man Sumbauwareesen nennt. Dieser steht wieder unter einem Reichsfiskal, der auch seinen Theil von den Einkünften erhält. Meistentheils besteht diese Gesellschaft aus Sklaven von armen Pangerangs, selten aus freien Leuten. Sie lassen sich für Geld zu allen Streichen, auch zu Mordthaten brauchen. Alles Gestolne wird an ihren Chef abgeliefert. Dieser theilt es unter sie und behält sich seinen Antheil davon. Trift man einen solchen Kerl bei der That, so kann man ihn auf der Stelle todtschlagen. Wenn er aber dem König oder den Richtern vorgestellt wird, so muß ihr Chef das gestolne Gut wiederschaffen, und der Thäter verliert seine Finger und Zehen; seltener, doch aber bisweilen, seine Hände und Füsse.

Wenn ein freier Mohamedaner den andern todtschlägt, so wird er, nach Befinden der Umstände, wenn es vorsezlicher Weise geschehen ist, und wenn zumal der Mörder nicht vornehm ist und kein Vermögen hat, hingerichtet. Prinzen und andre vornehme Personen können ihre Untergebne,

auch andre gemeine Leute, ohne Verantwortung zu befürchten, todtschlagen. Bringt ein Mohamedaner einen Sineser um, so hat er schon deswegen eine gelindere Strafe zu erwarten, weil der Mord an einem Ungläubigen geschehen ist. Jeder kann seine Sklaven nach Gefallen todtschlagen.

Ehebruch und Blutschande werden ebenfalls mit dem Tode bestraft, der Sünder wird mit dem Unterleibe in die Erde gegraben und darauf gesteinigt.

Auf den Diebstal folgt selten Todesstrafe. Gemeiniglich muß nur das Gestolne wieder zurükgegeben werden.

Falschen Münzern werden die Hände abgehauen. Geringere Verbrechen werden gelinder bestraft.

Wenn sich einer indessen an den König versündigt, und von ihm zum Tode oder zur Landesverweisung verurtheilt wird, so werden seine Frau und Kinder Sklaven des Königs, welcher auch sein ganzes Vermögen einzieht. Wenn der Verurtheilte Schulden hat, so hat sein Creditor in diesem Falle nicht das geringste zu hoffen; und wenn er auch noch soviel Haab und Gut zurüklassen sollte. Eben so wenig werden die Schulden von den Bedienten der Prinzen oder andern vornehmen Personen bezalt, die sich gegen ihren Herrn versündigt haben, und aus dem Dienste weggejagt oder auch zum Tode verurtheilt werden.

(Wird fortgesezt.)

II.

Kloſter La Trappe

in

der Normandie.

Vom
Kloster La Trappe in der Normandie.

Die Abtei des Gotteshauses U. L. F. de la Trappe liegt in der Diöces von Seez, mitten in einem ziemlich ausgedehnten Thal an den Gränzen von Perche und der Normandie. Dieses Thal enthält Akerfeld, Obstbäume und Viehtriften, und ist mit Waldungen, Hügeln und 9 Teichen umgeben, welche die Abtei beinahe von aller Verbindung mit den benachbarten Einwohnern zu trennen scheinen. Ohne Wegweiser kann man sie schwerlich finden.

Wenn man einen Berg voller Gebüsche herabgestiegen und eine Zeitlang zwischen Heken und Hohlwegen fortgegangen ist, so gelangt man in den ersten Hof, welcher von dem Hofe der Mönche abgesondert liegt, dieser ist mit Obstbäumen besezt. Seitwärts liegt ein Wirthschaftshof, auf welchem die Schüttböden, Keller, Ställe, das Brau- und Bakhaus und andre zur Bedürfnis des Klosters nöthige Gebäude stehen. In der Nähe desselben befindet sich eine Mühle, deren Wasser ihre Quelle in den umliegenden Teichen hat *).

Der erste Name dieser Abtei, des Gotteshaus U. L. F. de la Trappe ist mit dem von U. L. F. des Degres einerlei; indem Trappe in der landes-

*) Auser den Mühlen werden hier auch Eisenhammer, Sägmaschinen ꝛc. ꝛc. und andre Maschinenwerke, welche die fleißigen Karthäuser benuzen, vom Wasser getrieben.

sprache eine Stuffe bedeutet, und dieses Wort war von den Stuffen, auf welchen man zu derselben hinabsteigen muste, hergenommen. Die Abtei ward 1140 unter dem Pabst Innocenz II. und unter der Regierung K. Ludwigs VII. 42 Jahr nach der Stiftung des Cisterzienser Ordens, und 25 nach dem von Clairvaux von Rotrou, Grafen von Perche errichtet. Ein Gelübde, welches dieser Graf bei einem Seesturm gethan hatte, ein Kloster zu bauen, gab hierzu die Gelegenheit. Er vollzog es bald nach seiner Rükkehr in sein Vaterland und ließ, um der Nachwelt ein beständiges Denkmal der Veranlassung seiner Stiftung zu hinterlassen, das Dach der Kirche von aussen in Gestalt eines umgeworfenen Schifskeils bauen, eine Bauart, welche das Gebäude noch bis jezt behalten hat. Die Einweihung geschahe unter dem Namen der Jungfrau Maria 1214 durch Robert, Erzbischof von Rouen, Raul, Bischof von Evreux und Sylvestern, Bischof von Seez.

Dieses Kloster war viele Jahrhunderte hindurch wegen des strengen und untadelhaften Lebens seiner Aebte und Klosterbrüder berühmt. Die bürgerlichen Kriege, der Einfall der Engländer und die alles verändernde Zeit zog sie nach und nach von der Beobachtung der Regeln ihrers Stifters ab. Jagd und allerhand weltliche Zerstreuungen waren ihre ganze Beschäftigung. Sie überliessen sich allen Arten von Ausschweifungen, welche bis auf die Zeit, als sich der berühmte Rancé dahin begab, aufs höchste gestiegen waren.

Armand Johann le Bouthillier de Rancé stamte aus einem ansehnlichen Geschlecht, welches die vornehmsten Stellen im Königreiche mit Ruhm bekleidet hatte. Von seinem 10ten Jahre an ward er zum geistlichen Stand erzogen. Seine

ersten

ersten Jahre kündigten seine ausserordentlichen Verdienste an. Einige Monathe brachte er im Seminario St. Lazarus unter der Aufsicht des Vincent von Raul zu, welchem seine Seele den ersten Saamen zur Tugend verdankte, dessen Entwicklung nachmals von dem Erzbischof von Aleth befördert wurde. Abt von Rance hatte von Natur vorzügliche Talente der Beredsamkeit, von welchen er sonderlich bei dem Sterbebette einen glüklichen Gebrauch machte. Nach dem Tode seines Vaters kam er in einem Alter von 26 Jahren in Besiz von 30 bis 40000 Livers Einkünften. Bei diesem Vermögen, mit Jugend und äusserlichen Vergnügen verbunden, ward es ihm schwer, die strengste Moralität zu beobachten. Er überließ sich allen Zerstreuungen, die sich ihm darboten. Der Werth seines Standes hatte nur wenig Reiz für ihn; er liebte Spiel, Jagd, Zerstreuung, Pracht.

Aus einigen Nachrichten von der damaligen Zeit sieht man, daß sein genauer Umgang mit der Frau von Montbazon, von dem man zwar mit dem Anstrich einer reinen Freundschaft spottet, lebhafte und nicht ganz uneigennüzige Gesinnungen zum Grunde hatte. Soviel kann man indessen mit Gewisheit behaupten, daß Abt Rance nach dem Tode dieser Dame, die ihre Schönheit und die Vereinigung aller verführerischer Gaben in so grossen Ruf gebracht hatte, eine Betrübniß ohne Beispiel äusserte. Er floh in die einsamsten Wälder, vergoß Ströhme von Thränen, rief seine Geliebte mit lauter Stimme und richtete seine Klagen an sie. Seine Verzweiflung verführte ihn zu der Schwachheit, daß er sich einbildete, es gäbe Mittel, die Todten aus dem Grabe zurückzurufen; er versuchte diese vorgeblichen Geheimnisse, muste aber bald den Betrug einsehen.

Dieser Zustand versezte ihn in kurzen in eine Krankheit, die ihn aufs äusserste brachte, als er wieder davon hergestellt war, so wurde seine Gemüthsunruhe noch gröser. Die Zeit, die fast immer jeden Schmerz mindert, machte diese fürchterliche Schwermuth nur heftiger. Endlich sahe der Abt von Rancé, der Welt gänzlich überdrüssig, um sich her nichts, als ein weites Grab, und nun faßte er den Entschluß, sich ihr auf immer zu entziehen. Er veräuserte alle seine Güter, beschenkte damit das Hospital, und machte schleunige Anstalten, sich noch lebendig in die Einöde von la Trappe zu begraben, wo er seine schmerzvolle Schwermuth und seine religiöse Verzweiflung verewigte.

Er stellte daselbst 1663 eine Verbesserung des Ordens an. Ewiges Stillschweigen ist die erste Regel, die man in diesem Hause befolgt; es ist die Seele der Statuten und in den Augen des Stifters war dieses Gebot so wichtig, daß er zu den Einsiedlern sagte, daß das Brechen des Stillschweigens und Gotteslästerungen vor ihre Person einerley Verbrechen wären.

Die Sprache der Trappe besteht mehr in Zeichen, als in Worten. Wenn ein Ordensbruder sich genöthigt sieht, dieses strenge Gesez zu brechen, so redet er nur leise und sagt durchaus nicht mehr, als höchst nöthig ist. Die Klosterbrüder haben unter einander weder mündliche noch schriftliche Unterhaltung, ja, um alle Gelegenheit zum Gespräch zu vermeiden, so befinden sich niemals zwei von ihnen allein beisammen *). Zuweilen halten sie im Walde Zusam-

*) In der Lebensbeschreibung des Abts von Rancé, vom Pfarrer von Nonancourt, dem ersten Lebensbeschreiber des Stifters, liest man folgende Anekdote, die jedoch der Schriftsteller des Jugement critique verwirft. Zwei Brüder hatten 10 bis 12 Jahre in der Trap-

Zusammenkünfte: Mit dem Glokenschlage gehen sie mit dem Superior aus dem Kapitel mit dem Buche in der Hand; alle, wenn man sich anders so ausdrüken darf, von diesem schreklichen Stillschweigen niedergedrükt. Eine und eine halbe Stunde, — so lange dauert dieser Spaziergang — wenden sie dazu an, über die erhabensten Materien der Religion nachzudenken, worauf sie in der vorigen Ordnung in ihr Kloster wieder zurükkehren. Wo sie einander nur begegnen, grüssen oder bücken sie sich; und fallen nur vor dem P. Abt und vor den Fremden nieder.

Ihre Speisen sind mit Salz und Wasser zugerichtet. Sie bestehen in Zugemüse, Wurzeln und Milchspeisen. Bei ihren Mahlzeiten ist ihr Getränk nichts als sehr mittelmässiger Aepfelmost. Niemalen erhalten sie im Refectorio Wein, auch so gar nicht in der Krankenstube. Ihr Brod gleichet unserm Gesindebrode.

Im Sommer gehen sie um 8 Uhr, und im Winter um 7 Uhr zu Bette. Des Nachts stehen sie um 2 Uhr auf, um in die Metten zu gehen, die sich gemeiniglich um halb 5 Uhr endiget.

Alle Tage arbeiten sie 3 Stunden lang, $1\frac{1}{2}$ Stunde des Morgens und eben so lange des Nachmittags. Ihre Arbeiten bestehen in Akerbau, im Waschen, Besorgung des Stalls, im Kehren des Klosters, auch beschäftigen sie sich mit Abschreiben der Kirchenbücher, mit Buchbinden, Tischerarbeit, und Drechseln. Um 7 Uhr giebt man das Zeichen zum

Trappe gelebt, ohne einander zu kennen. Als der älteste dem Tode nahe war, so bezeugte er gegen den P. Abt, daß ihm auf seinem Todesbette nur eine Angelegenheit Kummer machte, daß er nämlich einen Bruder in der Welt zurüklasse, der wegen seiner Seligkeit in Gefahr schwebte. Darauf soll der Abt von diesem Gedanken gerührt, den Bruder haben rufen lassen, und ihm erlaubt haben, seinen Bruder zu umarmen.

zum Weggehen; Jeder begiebt sich zu Bette, man legt sich aufs Bette, und zwar ganz angezogen. Ihr Bette bestehet aus einem Strohsak und Kopfküssen, das mit Stroh ausgestopft ist, und aus einer Deke ohne Ueberzug, weil sie sich niemals ausziehen. Aerzte sind schlechterdings aus der Trappe verbannt. Kranke, welche nicht bettlägerig sein dürfen, stehen alle Tage um halb 4 Uhr auf, und legen sich mit der Brüderschaft nieder. Sie wohnen allen Andachts-Uebungen in dem Chor der Krankenwohnung bei. Der übrige Theil des Tages ist zum lesen, Gebet und zu Arbeiten bestimmt, die ihren Kräften gemäß sind.

Nach der Regel des Stillschweigens, reden sie niemals mit einander und treiben ihre Enthaltung so weit, daß sie so gar auf nichts sehen, was in der Krankenwohnung vorgeht. Fleischbrühe wird ihnen nur nach 4 oder 5 Fieberanfällen erlaubt, vielmals auch nur, wenn sie dem Tode nahe sind. Dennoch sehen viele auch diesen erlaubten Genus als eine Schwachheit an. Bis auf die lezten Seufzer beobachten sie sehr gewissenhaft ihr Fasten und alle Enthaltsamkeit, besuchen die Kirche auf die Arme des Krankenwärters gestüzt, um daselbst die lezte Oehlung zu geniessen, und kehren von dannen auf eben diese Art zurük, um sich auf Asche und Stroh ausstreken zu lassen, wo sie von der Brüderschaft umringt den Tod erwarten. In diesen Augenbliken hat man Wunder des Heldenmuths gesehen. Hier haben Sterbende oft Ermahnungen gegeben, statt sie von andern zu erwarten. Freiwillig pflegen sie sich alsdenn mit lauter Stimme wegen ihrer Sünden anzuklagen; sie klagen sich auch unter einander selbst an, und keiner darf sich dabei entschuldigen, wenn er auch unschuldig sein sollte.

Ih-

Ihre Gäste empfangen sie ungefähr auf folgende Art. Der Pförtner, einer von den Mönchen öffnet die Thüre, nachdem er das Deo gratias gebetet hat, kniet nieder mit tiefen Verbeugungen, wie wir schont bemerkt haben; läst hierauf die Fremden herein gehen, und meldet sie bei dem P. Abt. Dieser befiehlt dem Mönche, der die Aufnahme der Fremden zu besorgen hat, ihnen entgegen zu gehen. Dieser fällt gleichfalls vor den Fremden nieder, führt sie in die Kirche, wo er ihnen Weihwasser darreichet, bringt sie in das für sie bestimmte Zimmer und sagt alsdenn anstatt des Grusses das Benedicite und liest ihnen einen Abschnitt aus einem geistlichen Buche vor. Die Tafel der Fremden ist eben so wie bei den Einsiedlern eingerichtet, das einzige ausserordentliche Gericht ist eine Schüssel mit Eiern. Man sezet ihnen niemals Fische vor, ohnerachtet die Teiche sehr fischreich sind. Zuweilen gibt man den kranken Personen Wein; während der Mahlzeit lieset man etwas aus der **Nachfolge Christi** *) oder aus einem heiligen Buche. Fremde werden selten ins Refectorium gelassen; aus Furcht, sie möchten nur die Mönche zerstreuen und ihnen zum Weltleben Lust machen.

An verschiedenen Stellen im Kloster stehen Sprüche im Versen angeschrieben. An der Thüre des Refectorii lieset man folgende:

Hier reicht der karge Tisch nur Wurzeln, Salz
und Brodt,
Ein nüchtern Mahl — so wars des Stifters streng
Gebot,
Doch lebt nur Liebe stets zu Gott in frommen
Herzen,
O so vergißt der Leib wie hart die Fasten schmerzen.

Eine

*) Von Thomas Aquinas.

* * *

Eine besondere Beschreibung dieser Abtei hat Felibien Paris 1671 herausgegeben; eine poetische Abbildung derselben findet man in den Schilderungen berühmter Gegenden p. 190. Aus diesen und andern wollen wir noch folgende Zusäze beifügen:

„Die Gebäude der Mönche sind dauerhaft „und in einem edeln Geschmake angelegt. Die vor„dre Seite ist von Quadersteinen aufgefürt, und mit „Schiefer gedekt. Hier ist die Wohnung der Or„densbeamten, ihres Generals, und der Fremden, „die Neugierde oder Andacht herführen, diesen so „merkwürdigen Ort zu besuchen. Vor demselben ist „ein geräumiger Hof, worin man 2 Bassins mit „Wasser und eine Fontaine antrift. Hier findet „man auch die Kirche, ein einfaches, anständiges „Gebäude; ferner einige Kapellen, das Refectorium, „die Küchen, u. s. w. Hinter diesen Gebäuden ist „das Kloster mit den Einsiedlercellen, auf einem „Plaze, der 600 Fuß lang ist. Man zählt wenig„stens 100 Zellen.

„In der Nachbarschaft dieser beiden Haupt„gebäude sind viel andre, als: Ställe, Scheu„nen, Spitäler und Werkstätten von aller Art. „Hier findet man Tischler, Schlösser, Schmiede, „Schuster, Kummetmacher, auch sogar Stoff- und „Tuchfabrikanten. Diese Waaren verfertigen die „Karthäuser.

„Nicht weit von den Klostercellen komt man „zu der Zelle des heil. Bruno, die jezt eine Kapelle „ist. Diese war der erste Aufenthalt des Ordens„Stifters, und seiner ersten Jünger. Ausgang „und Eingang in diese Wüstenei wird von 2 gro„sen Felsen verschlossen.

III.

Von

der Vatikanischen Bibliothek.

Von der Vatikanischen Bibliothek.

Pabst Nicolaus V. war der erste *), welcher die Vatikanische Bibliothek anfing; sie bestand anfänglich (damals) aus 6000 sehr seltenen und sehr kostbaren Büchern. Einige behaupten, daß Sixtus V. sie zuerst angelegt habe. Dieses

 läßt

*) J. S. Assemann in seiner Vorrede zum Katalogus dieser Bibliothek, von welchem 3 Fol. Bände im J. 1756 in Rom erschienen sind, sezt den ganz ersten Anfang dieser Bibliothek weit früher an. Konstantin der Grose veranstaltete die erste Samlung, ließ viele Handschriften aufkaufen, oder kopiren. Zu des heil. Gregorius Zeiten war sie schon so sehr angewachsen, daß man, nach seinem Berichte in der Epistel an den Eulogius von Alexandrien, seine moralischen Werke nicht herausfinden konnte. Eben diese Bibliothek nahmen nachher die Päbste in Besiz, verwahrten sie in ihrer Residenz im Lateran, und vermehrten sie sehr beträchtlich. Von Clemens V. wurde sie nach Avignon gebracht. Hier blieb sie 112 Jahre lang. Martin V. brachte sie im Jahre 1417 wieder nach Rom zurük auf den Vatikanischen Pallast. Nicolaus V. bereicherte sie hauptsächlich mit den Ueberbleibseln der Kaiserlichen Bibliothek, die er nach der Eroberung von Konstantinopel von den Siegern erkaufte.

läßt wenigstens vermuthen, daß sich die Bibliothek des P. Nicolaus an einem andern Orte befand. Es ist indessen gewiß, daß die Bücher dieser Bibliothek unter Pabst Calixt III., welcher auf den Pabst Nicolaus folgte, zerstreuet worden. Sie wurde indessen von Sixtus IV., Clemens VII., Leo X. und Martin V. wieder hergestellt, nachdem sie von der Armee Karls V., welche der Reichsmarschall von Bourbon und Philibert, Prinz von Oranien, bei der Plünderung der Stadt Rom, kommandirte, von dem Pabste Sixtus V. beinahe gänzlich zerstört und zernichtet worden. Dieser Pabst, ein Beschüzer der Wissenschaften und selbst ein sehr gelehrter Herr, begnügte sich nicht blos damit, daß er dieser Bibliothek den ersten Glanz wiedergab, sondern er bereicherte sie auch noch mit einer ansehnlichen Menge Büchern und mit vortreflichen Manuskripten. Diese Bibliothek hat einen grossen Theil ihres Reichthums der Bibliothek des Churfürsten von der Pfalz zu verdanken, deren Fragmente nach Rom zur Verwahrung in die Vatikanische Bibliothek geschikt wurden, nachdem Graf von Tilly im J. 1622 Heidelberg erobert hatte *).

Einige

*) Sixtus V. verschönerte ihre äusere Einrichtung und schenkte ihr den schönen Saal, wo sie jezt steht, und eine Drukerei, die hernach an das Collegium de propaganda fide gefallen ist, als die mediceische weggebracht wurde. — Leo X. ließ viele griechische Werke durch Faustus Sabäus, und Pius IV. verschiedne orientalische Bücher und Handschriften durch Onuphrius Panvinius und Franz Avagnaco aufkaufen. — Pius V. vereinigte das vatikanische Archiv mit der Bibliothek, und bestimmte ihm einen besondern Saal. Paul V. ließ den grosen, welcher 227 Fuß lang ist, mit zwei Nebenzimmern zur Rechten ver-

Einige behaupten, (und ihre Meinung scheint nicht ungegründet zu sein,) daß der damalige Pabst Paul V. nur einen sehr kleinen Theil der Churpfälzischen Bibliothek gehabt habe, und daß derselbe noch dazu sehr unbedeutend und unerheblich gewesen sei, weil die besten Werke von verschiedenen Personen und vornemlich von dem Herzog von Bayern wären hinweggebracht worden.

Die Vatikanische Bibliothek (welche Baronius mit einem Neze vergleicht, das gute und schlechte Fische auffängt) wird in 3 Abtheilungen eingetheilt: die erste ist öffentlich, und steht einem

vermehren, und Urban VIII. ein anderes zur Linken einrichten, in welchem die oben erwähnte Heidelbergische Bibliothek, die Maximilian von Baiern dem Pabst Gregor XV. geschenkt hatte, aufgestellt wurde.

Clemens VII. bereicherte sie mit den Handschriften der Bibliothek von Urbino, und Alexander VIII. mit 1900 Handschriften aus der Bibliothek der Königin Christina Alexandra von Schweden, die wie die andern in besondern Zimmern stehn. — Clemens XI. ließ sich den Zuwachs und die Verschönerung der Bibliothek auserordentlich angelegen sein. Er vermehrte sie mit 64 morgenländischen Handschriften des Abraham Echelensis, und mit 77 koptischen, arabischen und äthiopischen des Peter della Valle. Er schikte auch die beiden berühmten Elias und Joseph Simon Assemanni in den Orient, um Handschriften für die Bibliothek aufzukaufen. Von seinem Nachfolger, Innocens XIV., hat sie ihre jezige Einrichtung und Geseze. Eben dieser schikte ihr 138 vortrefliche hetrurische Vasen nebst dem albanischen Münzkabinete. Eine vorzügliche Vermehrung erhielt die Büchersammlung vom Pabste Benedikt XIV. Diesem verdankt sie verschiedene Münzsammlungen und 3300 Handschriften aus der Othobonischen Bibliothek.

jeden 2 Stunden lang an gewissen dazu bestimmten Tagen zum Gebrauch frei. Die zweite ist geheimer, und die dritte kann nur von einigen privilegirten Personen besucht werden; man kann sie gewissermassen das Heiligthum der Vatikanischen Bibliothek nennen *). Sixtus V. hat sie mit einer so grossen Anzahl Bücher bereichert, daß man sie gleichsam als sein Werk betrachten kann. Er ließ sie inwendig und auswendig durch die geschiktesten Mahler seiner Zeit anmahlen. Alle Wissenschaften und Tugenden wurden von aussen unter sinnbildlichen Figuren vorgestellt. Inwendig sind

1) Alle Handlungen des Lebens Sixtus V.

2) Alle Koncilien von dem ersten zu Nicäa an bis auf das Tridentinische abgebildet. Unter diesen sind sehr merkwürdige Inschriften, die in wenigen Worten die Namen der Päbste und Kaiser begreifen, unter deren Regierung ein jedes Koncilium gehalten worden, nebst einem kurzen Inhalt ihrer Dekrete und ihrer Hauptmerkwürdigkeiten aus ihrer Lebensgeschichte.

3) Sind alle berühmten Bibliotheken der Welt durch gemahlte Bücher vorgestellt. Unter jeder ist eine Inschrift, welche die Zeit ihrer Stiftung anzeigt.

4) Sind 8 Säulen daselbst befindlich mit denen Portraits aller derjenigen, die sich durch ihre Wissenschaften, ihre Talente und ihre sinnreiche Erfindungen ausgezeichnet haben.

Adam

*) Vermuthlich meint der Verf. hier das Vatikanische Archiv, welches einen unglaublichen Vorrath von den wichtigsten Dokumenten enthalten soll, aber einem jeden Freund ohne Ausnahme unzugänglich ist.

Adam ist auf der ersten Säule mit folgender Inschrift vorgestellt:

„Adam divinitus edoctus, primus scientiarum et litterarum inventor„ d. h. **Adam, von Gott selbst belehrt, der erste Erfinder der Wissenschaften und der Buchstaben.**

Auf der andern Säule ist Seth mit seinen Kindern vorgestellt, mit der Inschrift:

„Filii Seth columnis duabus rerum caelestium disciplinam inscripserunt„ d. h. **Seths Söhne haben die Belehrung von göttlichen Sachen in 2 Säulen eingegraben.**

Ferner: **Abraham** ist abgebildet mit folgenden Worten zur Unterschrift:

„Abraham Syrias et Chaldaicas litteras invenit„ d. h. **Abraham hat die Syrischen und Chaldäischen Buchstaben erfunden.**

Man sieht auch dabei den **Moses** mit folgender Inschrift:

„Moses antiquas litteras hebraicas invenit„ d. h. **Moses hat die alten hebräischen Buchstaben erfunden.**

Und hinter ihm folgt der Priester **Esdra** mit diesen Worten:

„Esdras novas Hebraeorum litteras invenit„ d. h. **Esdras hat die neuen hebräischen Buchstaben erfunden.**

Die 4te Säule hat 4 Figuren. Die erste stellt den **Mercurius Trismegistus** vor mit diesen Worten:

„Mercurius Trismegistus, Theologus Aegyptus, sacras litteras conscripsit„ d. h. **Mercurius Trismegistus, ein Egyptischer Priester, hat die heiligen Buchstaben erfunden.**

Die 2te den Egyptischen Hercules mit folgender Inschrift:

„Hercules Aegyptus Phrygias litteras conscripsit„ d. h. Hercules aus Egypten hat die Phrygischen Buchstaben erfunden.

Die 3te den **Memnon** mit diesen Worten:

„Memnon Phoroneo Aequalis litteras Aegyptias invenit„ d. h. **Memnon**, ein zweiter Phoroneus, hat die Egyptischen Buchstaben erfunden.

Und die 4te die Isis, Königin von Egypten, mit dieser Inschrift:

„Isis regina Aegyptiarum litterarum inventrix„ d. h. Die Königin Isis ist die Erfinderin der Egyptischen Buchstaben.

Auf der 4ten Säule sind folgende Figuren: die erste stellt den Phönix mit der Unterschrift vor:

„Phoenix litteras Phoenicibus tradidit„ d. h. Phönix hat den Phöniziern die Buchstaben gegeben.

Die 2te den **Cadmus** und seinen Bruder, mit der Inschrift:

„Cadmus, frater Phoenicis, litteras sexdecim in Graeciam intulit„ d. h. **Cadmus, ein Bruder des Phönix, hat 16 Buchstaben nach Griechenland gebracht:** (welche darunter abgebildet sind.)

Die 3te den **Linus** aus Theben, worunter diese Inschrift steht:

„Linus Thebanus Graecarum litterarum inventor„ d. h. **Linus, ein Thebaner, der Erfinder der griechischen Buchstaben.**

Die

Die 4te den Cecrops, König von Athen, mit diesen Worten:

„Cecrops, primus Athenienſium rex, Graecarum litterarum auctor„ d. h. **Cecrops, der erste König der Athenienser, der Urheber der griechischen Buchstaben.**

Auf der 5ten Säule sind die Portraits des Pythagoras, Epicharmes, Simonides und des Palamedes, mit mehrern, ihren Wissenschaften und ihren Erfindungen gleichförmigen Inschriften.

Nicostrata ist auf der 6sten Säule mit folgenden Worten vorgestellt:

„Nicoſtrata Carmenta, litterarum Latinarum inventrix„ d. h. **Nicostrata Carmenta, Weissagerin, die Erfinderin der lateinischen Buchstaben.** Man sieht dabei zugleich die Buchstaben: A. B. C. D. E. G. I. K. L. M. N. O. P. Q. R. S. T. V.

Neben ihr ist ihr Sohn Evander mit folgenden Worten abgebildet:

„Evander, Carmentae filius, Aborigenes litteras docuit„ d. h. **Evander, der Sohn der Carmenta, hat die Aborigenes die Buchstaben kennen gelernt.**

Hierauf folgt Demarat mit diesen Worten:

„Hetrurarum litterarum Author„ d. h. **der Erfinder der Hetrurischen Buchstaben.**

Alsdann folgt Kaiser **Claudius** mit der Inschrift:

„Claudius imperator tres novas litteras adinvenit„ d. h. **Kaiser Claudius hat noch 3 neue Buchstaben erfunden.**

Obendrüber steht ein F mit diesen Worten:

„Reliquae duae obliteratae sunt„ d. h. **die andern beiden Buchstaben sind unbekant.**

(Indessen erwähnt Cicero, welcher noch vor dem Claudius lebte, diesen Buchstaben; daher hat man Ursach zu zweifeln, ob man den Claudius für den Erfinder desselben mit Recht halten kann.)

Auf der 7ten Säule ist das Bild des heiligen **Joh. Chrysostomus** mit dieser Unterschrift:

„Litterarum Armenicarum inventor„ d. h. **der Erfinder der Armenischen Buchstaben.**

Neben diesem ist das Bild des heil. **Hieronymus** mit dieser Inschrift:

„Litterarum Illyricarum inventor„ d. h. **der Erfinder der Illyrischen Buchstaben.**

Alsdann das Bild des **Ulphias**, des Gothischen Bischofs, mit den Worten:

„Gothorum litterarum adinvenit„ *) d. h. **Er hat die Gothischen Buchstaben noch hinzu erfunden.**

Auf der 8ten ist das Bild Jesu Christi mit folgender Unterschrift:

„Jesus Christus, Caelestis doctrinae autor„ d. h. **Jesus Christus, der Urheber der göttlichen Lehre.**

Dann

*) So steht wenigstens in unserm Exemplar.

Dann das Bild des Pabstes mit diesen Worten:

„Christi vicarius„ d. h. der Statthalter Christi.

Endlich das Bild des Kaisers mit folgenden Worten:

„Ecclesiae Defensor„ d. h. der Beschüzer der Kirche *).

Diese Bibliothek enthält sehr viele seltene und alte Werke: unter andern 2 Handschriften vom Virgil, die älter als 1000 Jahr sind; sie sind auf Pergament geschrieben, so wie auch eins dergleichen vom Terentius. Auserdem ist daselbst noch eine sehr alte Bibel; Epigrammen von Petrarch, von seiner eignen Hand geschrieben; die Werke des Thomas von Aquinas ins Griechische übersezt von Demetrius Cydonius, einem Thessalonicher; eine Handschrift von Lockmanns Fabeln. Man findet auch in dieser Bibliothek die 2 ersten Handschriften vom Tacitus.

Auser der zahlreichen Menge von vortreflichen Büchern, welche die Vatikanische Bibliothek zieren, enthält sie noch mehr als 10000 Handschriften, von welchen Angelus von Rocca ein Verzeichniß bekannt gemacht hat. Man siehet ferner 2 Tafeln von schönen Marmor mit 2 Inschriften von goldnen Buchstaben. Auf der einen ist ein allgemeines Verbot, kein Buch aus der Bibliothek zu entwenden oder zu zerreissen, bei Strafe des Bannes, den

nur

*) Dieser Saal, wo alle diese Gemälde sind, ist 227 Fus lang, 48 Fus breit, und hat auf 2 Seiten viele Nebenzimmer.

nur allein der Pabst wieder aufheben kann. Die andere enthält ein Verzeichniß von alle dem, was Sixtus V. zum Besten dieser berühmten Bibliothek angewendet hat *).

Aus mehrern Nachrichten ist bekannt, daß sie Clemens VIII. sowohl mit gedrukten Büchern als mit Handschriften durch Hülfe und Sorgfalt des Fabrius Ursinus ansehnlich bereichert hat; **Paul** fügte noch die Handschriften des Cardinals Alteni, und einen Theil der Pfälzischen Bibliothek hinzu; **Urban** III. ließ viel griechische Bücher aus dem griechischen Collegio zu Rom nach der Vatikanischen Bibliothek bringen, und überließ dem **Leo Allatius** die Aufsicht darüber.

*) Man verwahrt hier auch eine vortrefliche Säule von orientalischen Alabaster, 8 Fus hoch; eine Samlung christlicher Antiquitäten aus den Katakomben. Die Oberaufsicht über die Bibliotheken und über alle diese Schäze führt ein Kardinal, der den Titel eines päbstlichen Bibliothekars führt.

IV.

Von den

Schwediſchen Lappmarken.

Jonas Holsten und Pehe Högströms

Nachricht

von

den Schwedischen Lappmarken.

Die ganzen schwedischen Lappmarken werden in 12 Pastorats vertheilet, davon gehören 9 zum Stifte Hernösand, nemlich:

1) Enontekis.
2) Juckasjärfwi in Torneå Lappmark.
3) Jockmock und seinem Annexo Quickjock.
4) Gellivare in Luleå Lappmark.
5) Arjeplog.
6) Arvidsjaur in Piteå Lappmark.
7) Lyckfele mit seinen Annex Sörfele in Umeå Lappmark.
8) Åfele in Angermanland.
9) Fölinge in Jämtland.

Stift

Stift Hernösand

	Mannsp.	Weibsp.	Summe.
waren 1766 an Lappen	318	350	668
in selbigem Jahr an Priesterschaft und neu anbauende	12	11	23
	330	361	691
Aber 1773 von Lappen	324	336	660
Selbiges Jahr an der Priesterſch. und neu anbauende	36	31	67
	360	367	727

In den lezten 9 Jahren von 1760 bis 1773 sind da 216 Kinder gebohren, als 116 männl. und 100 weibl. Geschlechts; gestorben 179: 88 männliche und 91 weibliche, also auf 29 Lebende 1 Geburt und von 35 ein Todter.

Juckasjärfwi.

Jahr 1750 Anzahl der Einwohner	1298.
1754	1390.
1760	1221.
1767	749.
1774	888.

Die Ursache der grossen und schnellen Veränderung zwischen 1754 und 1767 war eine Krankheit unter den Renthieren, wodurch die Lappen

arm

arm wurden, und deshalb auswanderten. Ueberhaupt befanden sich 1774 daselbst 677 Nationallappen in 167 Haushaltungen vertheilt, ohngefähr 4 Personen auf die Haushaltung.

Jockmock.

1772 befanden sich hier 551 männliche und 594 weibliche Personen, in Summe 1145, worunter sich 1063 Lappen befanden. Von 1764 bis 1773 ist von 38 einer des Jahres gebohren, und von 61 einer gestorben.

Gellivare.

Im Jahr 1772 war die Volksmenge 1019.

Arvidsjaur.

Ist die kleinste Versamlung in der Lappmark, und enthielt 1773. 318 Seelen, worunter 266 Lappen.

Lyckfele mit Sorfele.

Lyckfele Lappmark liegt bei und um den Flus Oehra, welcher eine halbe Meile nordwärts von der Nordmalings-Kirche in Angermanland ins Meer fällt, und bei den Flüssen Ume und Vindel, die zwei Meilen über der Umeå-Landkirche zusammenstossen, und bei der Stadt Umeå ins Meer fallen. Von der Landgränze, bei Junckerafven am Ume-Flusse, $2\frac{1}{2}$ Meile unter der Lyckfele-Kirche, aber $10\frac{1}{2}$ Meile über der Stadt Ume, hält diese Lappmark in der Länge etwas über 25 Meilen, aufwärts bis an die norwegischen Gränzen, und ist bei Lyckfele 8 Meilen breit, wird aber höher hinauf breiter, und im Gebürge 14 bis 15 Meilen breit, gränzt an der Nordseite an Arvidsjaur

und Arjeplog, an der südlichen an Åsele. Zum Pastorat gehören Sorselle Sacellanie, und die Kapellen Allesnöle und Tärna, die erste lieget an der Vindelelbe, 5 Meilen über Sorsele, die lezte an der Umeelbe 6 bis 7 Meilen südwest von Allesnöle, zu welcher Kapelle der Comminister in Sorselle alle Sommer zweimal reist, Gottesdienst u. s. w. zu halten.

In allen diesen waren 1775, 616 Lappen und 540 Neuanbauende oder Bauern, zusammen 1156 Menschen.

In 17 Jahren sind in dieser Lappmark 718 gebohren, 490 gestorben und 155 Paar getrauet worden.

Åsele.

Im Jahr 1760 befanden sich hier 693 Seelen.

Die Speise der Lappen ist meist nichts anders als Renthierfleisch, Milch und Käse, nebst Preussel und Heidelbeeren in Milch. Die nicht so viel Renthiere haben und an Seen wohnen, leben gleichwohl zum Theil von Fischen und etwas Milch.

Sie kleiden sich wohl, im Winter und im Sommer. Im Winter haben sie zwei Pelzröke, aus Renthierfellen, und wenn die Kälte stark ist, ziehen sie noch über beide einen Rok aus dikem Tuche. Im Sommer haben sie nur einen Pelz aus zubereiteten Fellen, ist aber die Witterung regnicht und kühl, so legen sie darüber einen Rok von groben Tuche. Sie sorgen dafür, immer so dichte und gute Schue zu haben, daß das Wasser nicht

hinein

hinein kömt, deswegen sie sich immer troken um die Füsse halten, daß sie also von Kälte im Winter und von Regen und Winden im Sommer keine besondere Ungelegenheit haben können.

In ihren Wohnungen haben sie auch warme Kleider, darin sie ruhen, eine Renthierhaut unter sich, und eine Deke von Fellen, nebst einer wollnen über sich. Das Fell und die wollne Deke sind gemeiniglich so lang und so weit, daß sie sich darein wikeln können wie in einem Sak, daß ihnen keine Kälte schaden könnte, wenn sie auch auf dem freien Felde lägen.

Im Essen sind sie mäßig, und gestatten nicht, daß ihre Kinder starke Mahlzeiten thun, lieber mögen sie öfters essen, so bleiben sie ihrer Meinung nach frisch.

Sie sind in beständiger Bewegung, besonders die, welche grosse Renthierheerden abzuwarten haben. Sie müssen Tag und Nacht auf Wartung und Weidung ihres Viehes Acht haben. Die, welche die Nacht gewacht haben, ruhen des Tages, und umgekehrt. Die Hüter werden genug genöthiget den Renthieren nachzuspringen, und sind so für Scorbut sicher. Ihre Speise ist meist aus dem Thierreiche, sehr wenig von Pflanzen; gesalzene Speisen brauchen sie weniger als die Schweden; deswegen sind sie gewöhnlich schlang von Wuchse, behend, und haben einen leichten Körper, sie sind daher sehr flüchtig in ihrem Gange, und scheinen mehr zu laufen als zu gehen.

Sie heurathen zeitig. Ihre Angehörigen besorgen meist die Kinder zu verheurathen, wenn sie 17 bis 18 Jahr alt sind. Man kann auch nicht an-

ders bemerken, als daß ihre Ehen so fruchtbar sind als anderer Menschen ihre. Sie werden auch so alt als andere. Das frische Clima, in welchem sie leben, befreiet sie auch von unterschiedenen Krankheiten, besonders von hizigen Fiebern, welche bei ihnen nicht so gemein als bei andern Volksarten sind. Wassersucht, rothe Ruhr, Stein und kalte Fieber sind innerhalb den Lappmarken unbekannt.

Sie lieben ihre Lebensart sehr, wollen sich ungern von derselben trennen, Soldaten, Botsleute werden, oder durch Studiren sich zu was anders geschikt machen. Man weiß von diesem Volke nicht mehr als einen in der ganzen Lappmark, der izo Priester ist, und diesen, als einen kleinen Jungen, muste ein Schulmeister, mit einem Speciesreichsthaler, von seinen Eltern kaufen, welche dermaassen arm waren, ihn in die Schule gehen zu lassen. Auch in ältern Zeiten sollen nur sehr wenige von ihnen Priester geworden sein.

V.

Des Herrn von Beauchamp,

Generalvikars von Babylonien,

Reise

von

Bagdad nach Bassora

längst

dem Euphrat

1782.

Auszug

aus

dem Esprit des Journaux

1785.

In Bagdad langte er den 21. Nov. 1782 an. Nachdem er die Lage der Stadt bestimmt hatte: so unternahm er verschiedene Streifereien in den umliegenden Gegenden, und schifte sich mit dem französischen Consul, Herrn Rousseau, nach Bassora ein. Diese Reise beschreibt er in einem Briefe an Hrn. de la Lande.

Ein Zufall nöthigte die Reisenden, die Hälfte des Weges auf eben dem Flusse zurükzufahren, auf dem sie angehalten wurden und umkehren musten. Dadurch bekam Hr. von Beauchamp Gelegenheit, seine Beobachtung zu wiederholen, und die Entfernungen der Gegenden zu untersuchen, welche die grösere und schwächere Stärke des Stromes und Windes bei seiner ersten Reise nothwendig etwas unzuverlässig machen musten. Hätten die Unruhen der Araber bis in den Herbst fort gedauert, so würde er vielleicht genöthigt gewesen sein, auf dem Tigris zurükzufahren, wozu die kleinen Schiffe, wegen der Schnelligkeit und wegen den Krümmungen dieses Flusses, 40 bis 50 Tage brauchen. Dann hätte er diese beide berühmten Flüsse näher untersucht und die Wünsche des Marschals von Castries, der diese Reise zum Nutzen der Geographie begünstigt, erfüllt.

Wir musten, sagt Hr. v. B. den Euphrat hinauf und hinunter fahren, wie die Kaufleute von Bagdad zu thun pflegen. Da wir aber eben abreisen wollten: empörte sich der (arabische) Stamm Beni Jlam und wir nahmen einen andern Weg. Dieser Zufall rettete uns aus einer andern Gefahr. Das Schif, welches Rousseau gedungen hatte und welches einen Monat nachher abfuhr, scheiterte 4 Meilen von Bagdad auf dem Tigris.

Wir reiseten den 24 Jan. 1784 früh um 10 Uhr ab. Von Bagdad nach Hella, fuhren wir eben so langsam als ein Pferd im Schritte lauft, um immer bei den Kamelen zu bleiben, welche unser Reisegepäcke trugen. Wir reiseten nach Süden und hielten $2\frac{1}{2}$ Stunde in dem Khan oder Karavanserai Ezebe (Khan der gastfreien Wittwe). Wir fanden daselbst eine Karavane Georgier, welche den Leichnam des Khans zu Tauris nach Imam Houssein führten, welches 8 Meilen von Bagdad liegt, um ihn daselbst zu beerdigen. (Diese Stadt muß man nicht mit Imam Houssa 1 Meile von Bagdad, wohin man auch zu wahlfahrten pflegt, verwechseln.) Er lag in einem bleiernen Sarge, der auf einer mit schwarzen Tuche beschlagenen Bahre stand. In dieser Herberge fand ich einem ziemlich sonderbaren Brunnen, der aber in diesen Gegenden sehr gewöhnlich ist. Er ist sehr tief und seine Oefnung ist sehr breit. Man schöpft das Wasser mit Stricken, um die Thiere zu tränken. Ueberdies ist noch eine gerade, steile und unterirrdische Stiege darin, auf welcher Weiber und Mädchen hinunter steigen, um Wasser zu holen, eine Verrichtung, die sich seit der Zeit der Rebecca nicht geändert hat. Die Stufen sind mehr als einen Fuß von einander entfernt, so daß es mir

schwer

schwer fiel, sie zu besteigen. Daher wunderte ich mich nicht wenig, daß die jungen Mädchen mit einem Schlauch Wasser von 80 bis 90 Pfund auf den Schultern sie steigen konnten.

Sonntags den 25. reiseten wir früh um 3 viertel auf 6 Uhr aus der Herberge Ezebe ab, nach Süden zu. Um 8 Uhr bemerkten wir, 3 Meilen zur linken, eine grosse Arcade am Tigris, nahe bei dem Dorfe Soliman Pak; diese Arcade heist Thecascet und ist eines von den ältesten babylonischen Denkmählern. Sollte ich dieses Denkmal einmal genauer untersuchen, so will ich es ausmessen. Herr Rousseau, der es gesehen hat, sagte mir, daß die Höhe und Breite dieses Gewölbes ungeheuer sei. Es läßt sich sogar schwer bestimmen, ob es ein römisches Werk ist, man behauptet aber, daß es älter sei, und daß es ein Tempel der Feueranbeter gewesen wäre; auf welchen Fall man seinen Ursprung in die Zeit des Cosroes sezen müste, der im Arabischen Casset hieß.

Um halb 9 Uhr fuhren wir über einen Fluß oder über einen Canal, der aus dem Euphrat kommt, um das Land zu wässern und wieder zurükfliesset.

Um 9 Uhr kamen wir an einen Ort, Namens Bir Nouz, (Brunnen der Hälfte) und an einen andern, Scandeir (Alexander), wo wir zu Mittage speiseten. Dieser Brunnen fängt an, einzugehn. Von 1 Uhr bis 4 Uhr reiseten wir immer nach Süden zu und kamen zu der Herberge Djedid (welches neu bedeutet) die Soliman Bei, der Fürst der Araber von Hamahit, welcher zu Bagdad residirt, vor 2 Jahren gebaut hat. Eine Stunde vorher sieht man eine Lieue zur Rechten, ein Dorf,

Namens **Messied**, am Euphrat, wo ich eine Aussicht auf den Tigrisfluß hatte.

Den 26. reiseten wir um 7 Uhr weiter nach Süden, und kehrten um 9 Uhr in einer Herberge ein, die ihren Namen **Moliavil** von einem Kalifen hat.

Um 10 Uhr kanen wir zu dem Thurme, den die Araber **Babel** nennen. Jetzt ist es weiter nichts als ein unförmlicher Berg von Ziegeln und Erde. Wir ritten bis auf den Gipfel. Dieser Thurm, wenn er anders diesen Namen verdient, kann 5 — 600 Fuß im Durchschnitt und 60 Fuß senkrechte Höhe haben. Er hat nur auf einer Seite seine Höhe behalten; auf den übrigen Seiten ist er so verfallen, daß er wie ein einzelner Berg mitten in einer Ebene aussiehet. Die Ziegeln sind gebrannt, und durch Rohr und Erdharz verbunden. Ich habe mir eine Probe davon mitgenommen. Diese Art Ziegeln, deren Materie mehr loker und mehr mergel- als thonartig ist, nebst dem schwachen Bindwerk bestärkte mich in meiner Meinung, daß es kein Denkmal von 4000 Jahren ist. Es ist unwahrscheinlich, daß es den Verwüstungen der Zeit so lange hätte widerstehen können, da man keine Spur mehr von dem alten Babylon findet, welches doch später gebauet wurde. Daraus schliesse ich, daß dies Werk aus der Zeit der Kalifen ist und den Namen Babel von der alten Tradition habe, daß hier das Denkmahl der menschlichen Thorheit sollte gestanden haben. Dergleichen künstliche Berge findet man in der Wüste ziemlich häufig. Vermuthlich waren sie zu Wegzeigern bestimmt, so wie der **Thurm Nimrods**, den die Araber **Gargouf** nennen.

Den

Den 27. kamen wir Nachmittags nach Hella. Wir besuchten den Gouverneur und den Kadi, welche uns sehr wohl aufnahmen. Der erste ist ein Greis, der wenig spricht. Er ließ dem Hrn. Rousseau anzeigen; er solle früh kommen, weil er den Tag in seinem Harem zubringen müste. Der andere ist ein Mann, der ziemlich europäische Sitten angenommen hat. Er ist sehr munter und lustig, welches bei einem Muselmanne, und besonders bei einem Kadi, etwas seltenes ist.

Hr. **Outrei**, ein französischer Arzt, mein Landsmann aus Franche Comté, der sich seit 2 Jahren zu Bagdad aufhält, begleitete uns bis hieher. Er kennt das Land und die Sprache, und ist für mich wegen seiner mechanischen Talente und chymischen Kenntnisse ein sehr brauchbarer Mann.

Aus Neugierde reisten wir zum **nimrodischen Thurme**, 2 Meilen südwärts, südwestlich von Hella, welchen leztern Ort man mit der Stadt gleiches Namens in der Nähe von Bagdad nicht verwechseln muß. Die Reise war mit viel Beschwerlichkeit verbunden, ob wir gleich einen Wegweiser hatten. Die ganze Ebene war mit tiefen Canälen durchschnitten, und diese musten unsere Pferde durchwaden. Von dem erwähnten Thurm ist nur noch eine Seite 50 bis 60 Fuß hoch übrig. Er steht auf einem Berge und hat nichts merkwürdiges. Aber 200 Klaftern davon sieht man einen ganzen Berg von Ziegeln, der wenigstens 6 mal höher ist, als der Babelsche. Mitten unter diesen Ruinen ist vor kurzem eine kleine Moschee auf den Ort gebaut worden, den die Türken für das Grab Abrahams ausgeben. Unser Führer fieng hier an zu beten, und verlangte, daß wir es auch thun sollten. Wir versicherten ihn aber, daß wir bloß

aus

aus Neugierde dahin gekommen wären; welches er nicht begreifen konnte. In dieser Moschee ist eine kleine Treppe, auf welcher man in eine Höhle steigt. Wir giengen nicht hinein, weil wir eine Menge von arabischen Manns- und Weibspersonen da fanden, welche hieher gewallfahrtet waren.

Hier würden wir beinahe unsere Pferde verlohren haben. Unserm Führer war es anstößig, daß wir, so weit nur der Zaum von unsern Pferden reichte, in die Moschee gestiefelt und gespornt traten; aber er war uns selbst dadurch anstößig, wie er auf der Rükreise nach Hella eine Flasche Brantewein zur Bezahlung verlangte.

Ostwärts von dieser Moschee sieht man den Rest eines achtekigten Saales, in welchem sich das Pflaster ziemlich gut erhalten hat. Wahrscheinlich ist es nicht so alt, als diese Ruinen, obgleich das trokene Clima im Lande Jahrhunderte hindurch das zu erhalten im Stande ist, was in unsern Himmelsstrichen zwei Winter zerstöhren könnten. An der Mauer las ich: Benedictus Benstiern 1648. Die Ziegel von diesen ungeheuren Ruinen sind gebrannt.

Hierauf nahmen wir den Thurm des heiligen Ezechiels in Augenschein, der von den Juden sehr verehrt wird, und den der berühmte Reisende Benjamin von Tudela besucht hat. Die Juden haben daselbst eine Art Festung gebaut, welche, wie man mir gesagt hat, 4000 Seelen enthalten kann.

Den 29sten besuchten wir den Thurm einer Moschee, von dem die Türken sagen, daß er sich umwende, wenn man den Ali anrufe. Wir wollten wissen, wie es damit zugienge. Der Priester führte uns auf die Spize des Thurms, er rief seinen Propheten an und bewegte hierauf mit Heftig-

keit die kleine Kuppel der äusseren Gallerie. Diese Bewegung theilte sich dem Thurme mit. Der Consul und alle übrige Zuschauer befürchteten, daß das Wunder zu weit gehen möchte und stiegen also geschwinde herab; was mich betrift, so lehnte ich mich an die Mauer an, um es zu beobachten und von der Stärke der Bewegung zu urtheilen. Das ganze Wunder besteht dem Anscheine nach darin, daß dieser alte Thurm von seiner Grundlage getrennt ist, und da er nun nicht mehr fest steht: so macht er eine conische Figur.

Hella ist eine kleine, sehr bevölkerte und lebhafte Stadt, die eine Schifbrüke auf dem Flusse hat. Die Häuser sind mit alten Ziegeln gebaut, die man häufig und wohlbehalten findet. Ich glaube mit allen Geographen, daß dort das alte Babylon gestanden hat. Es sind hier 2 ziemlich berühmte Pulverfabriken. Ich will damit nicht mehr sagen, als daß das Pulver nicht so schlecht ist, als das zu Bagdad und Bassora. Ob man gleich hier beinahe eben dieselbe Proportion braucht, die ich in dem chymischen Wörterbuche des Herrn Macquer gefunden habe: so läßt doch das Pulver ein überflüssiges Oel zurük, welches mich auf die Vermuthung bringt, daß die Türken die Materialien nicht gut genug zubereiten. Ich hatte nicht Zeit, ihre Zubereitungen anzusehen, und die einzige Bemerkung, die ich jezt darüber machen kann, besteht darinnen, daß man hier das Pulver weit wohlfeiler haben könnte, als in Frankreich, und doch wird es hier eben so theuer verkauft.

Salpeter ist in Bagdad häufig und man erhält ihn ohne Kosten. Man braucht ihn nicht wie in Frankreich beinahe in allen Häusern der Privatpersonen zu suchen, und in ihren Kellern Erde

mit

mit diesem Salze geschwängert zu gewinnen. Die Türken brauchen dies Mittel, wie in Frankreich und Egypten, aber ich bin versichert, daß jedes Haus in Bagdad im Winter alle 14 Tage 20 Pfund cristallisirten Salpeter liefern könnte. Ich habe das lezte Jahr in einem meiner Zimmer im untersten Stokwerke in der Regenzeit diese Erfahrung gemacht. An den Mauern war eine Rinde 6 Linien dik, die ich abschaben ließ, und die sich bald wieder erneuerte. Hr. Outrey und ich haben aus diesem schönen Kristalle und aus Kohlen von Espenbaum sehr gutes Pulver gemacht, welches ich jezt noch brauche. Daß das Pulver eben so theuer ist, davon liegt der Grund darin, daß man mit der Zubereitung nicht recht umzugehen weiß, weil man zu wenig von der Mechanik verstehet Die Türken kennen den Gebrauch der Räder nicht, und alles geschieht vermittelst der Hände. Ich bemerkte, daß man nur 3 oder 4 Pfund auf einmal rieb.

Einer unserer Missionarien erzählte mir bei meiner Ankunft, daß man im Sommer Salz schwize. Immer behutsam bei wunderbaren Dingen, bezweifelte ich es; aber ich machte selbst diese Erfahrung. Als ich in einem blauen, baumwollenen Kleide stark geschwizt hatte, so war es beinahe weiß, als es troken wurde. Der Ausdruk war falsch; die Sache aber hatte in der That ihre Richtigkeit. Die Schärfe des körperlichen Schweisses vereinigt sich mit einer gewissen Grund-Materie, um ein Zwittersalz daraus zu machen.

Den 30. Januar miethete Hr. **Rousseau** ein Schif mit 10 Matrosen für 50 Zechinen. Ausser unserer Gesellschaft, schiften sich 12 Araber mit ihrem Gepäke ein, die in der Gegend von Bassora Handlung trieben. Sie thaten uns auf der Reise gute Dien-

ste,

ste, besonders auch dadurch, daß sie in der Nacht, da wo wir halten musten, gute Wächter abgaben.

Wir reiseten von Hella um 3 Uhr des Abends südwestlich mit schwachem Winde ab. Drei Stunden nachher hielten wir still, ob gleich Hr. Rousseau mit dem Schifshauptmann ausgemacht hatte, die Nacht zu fahren, wenn der Wind uns nicht zuwider wäre. Er entschuldigte sich mit den Unkosten, wir vermutheten aber, daß er auf ein anderes Schif mit Arabern von eben dem Stamme warten wolle, um die Reise in dieser Gesellschaft zu machen und einander zu Hülfe zukommen. Dies Schif kam 2 Stunden nach uns an, und wir machten einen Theil der Reise in dieser Gesellschaft.

Den 31. lichteten wir früh um 6 Uhr den Anker, und ruderten bloß ostnordöstlich bis um 9 Uhr, worauf wir uns wegen des widrigen Windes, der gegen Mittag entstand, vor Anker legen musten. Wir giengen zum Zeitvertreibe mit auf die Haselhünerjagd, da dieses Geflügel an den Ufern des Flusses eben so häufig ist, als die Lerchen in Frankreich. Diese Art Rebhüner ist nach meiner Meinung schmakhafter als die rothen, ob sie gleich nicht so wildpretartig sind. Unsere Araber tödteten einige.

Ihre Art, sie zu jagen, ist sonderbar. Man kennet den Gebrauch des Bleies nicht und schiesset sie niemals im Fluge. Man brauchet dazu eine Art von Sonnenschirm, unter welchen man sich verstekte; darin ist ein Loch, durch welches man sieht, ob die Haselhüner nahe genug sind, mit Kugeln auf sie zu schiessen. Auf unserer Jagd fanden wir verschiedene Wohnungen von Arabern, vor denen wir nicht sicher genug waren, und blieben 3 Meilen weiter unten vor Anker liegen.

Den

Den 1sten Februar 1784 musten wir wegen widrigen Windes bis halb 5 Uhr Abends vor Anker liegen bleiben. Hierauf fuhren wir fort und segelten bis 3 Uhr des Morgens. Wir kamen in Hasca an, einer kleinen arabischen Stadt, wo der Pascha von Bagdad einen Zoll hat.

Drei Meilen unter Hella ist ein Kanal, den die Könige von Persien und in den neuern Zeiten Nadirshach haben graben lassen, um nach Iman-Ali, einer berühmten persischen Moschee, 9 lieues südöstlich von Hella, Wasser zu schaffen; aber dieser Kanal geht nur bis an die alte Stadt Kuffa, nahe bei Iman-Ali, und kann 2 bis 8 Meilen lang sein.

Die Karte von Babylonien, von de l' Isle, ist sehr fehlerhaft. Die Breite von Bagdad ist auf den 67° gesezt. Das ist vielleicht zu entschuldigen, da vor mir vielleicht kein europäischer Astronom zu Bagdad gewesen ist. Die Breite konnte man aus den alten Beobachtungen der Araber wissen, und dennoch hat man sie auf dieser Karte 32° 25′ bestimmt. Iman-Ali liegt da südsüdost, und 3 Meilen vom Flusse. Am nächsten waren wir dieser Stadt, als wir uns in Hella befanden. Die berühmte Stadt Kuffa hat er von dem Fluß 3 lieues von Iman-Ali gesezt, da sie doch in der Wüste und nur einen Kanonenschuß von erwähnter Moschee liegt. Es ist hier keine Bergkette, sondern hinter Iman-Ali sind blos einige Erhöhungen, wie man sie gemeiniglich in der Wüste findet, die den Wellen des Meers ziemlich ähnlich sind. Kuffa liegt dort 20 Meilen von Hella; es sind aber nur 9. Man hat sogar den Namen Bagdad verstümmelt, welches noch heute Dar el Salame (das Haus des Friedens) und nicht

Dar

Dar al Sani heist. Alle Reisende, welche Karten von ihren Reisen nach superficiellen Kentnissen liefern, verwirren die Geographie, anstatt sie zu erleichtern. Ich muß nur noch erinnern, daß Hr. de Pagés erst neuerlich Curden in die Nähe von Bassora nach Persien gesezt hat. Sie sind aber weit davon entfernt. Da ich aber jezt eben die Karte zur Hand nehme: so erstaune ich noch mehr, daß ich zwischen den beiden Flüssen Curdistan mit grossen Buchstaben stehen sehe. Jedermann weiß, daß dieses Mesopotamien ist, welches arabisch: Bein-el-Naarune (das Land zwischen den beiden Flüssen) heist.

Vier Meilen vor Hasca sieht man zur Rechten von der arabischen Küste ein altes Bette des Euphrats, welches nicht ganz troken ist und sich mit dem Flusse nahe bei Samoconat vereinigt. Es geht beinahe eben so, wie das jezige Bette. Der gröste Zwischenraum dieser beiden Betten beträgt nicht mehr als 4 lieues. Dem alten Bette gegenüber am Ufer Mesopotamiens sieht man 2 Kanäle: der erste, welches der vorzüglichste ist, Um-el-Aascün (Mutter der Schminkbohnen), der andere heist Jouscufie (Joseph). Diese beide Kanäle bewässern und unterhalten die unabsehbaren Sümpfe von diesem Theile von Mesopotamien, auf denen die kleinen Schiffe 2 bis 3 Tage schiffen, ohne das Land zu sehen, welches überall niedrig ist. Unter Samoconat gehen sie wieder in den Fluß. Auf diesem Flusse und auf diesen Sümpfen sind unzählich viel Pelikans. Man kann diesen ungeheuern Vögeln sehr nahe kommen. Ich habe einige in einer sehr geringen Entfernung geschossen, ohne daß sie davon flogen.

Ich ließ einen von unsern Araber erschiessen, um ihn zu messen. Der Schnabel von dem Winkel an, den er bei der Oefnung macht, bis zu der äussersten Spitze war 16 Zoll. Sein Flügel von den lezten Gelenken an gerechnet war 6 Fuß 8 Zoll groß. Wenn ich die äussersten Federn hätte mitrechnen wollen, so würde er auf jeder Seite noch 1 Fuß mehr ausmachen; folglich in der grösten Ausdehnung 9 Fuß 8 Zoll. Er war weiß, der Rand des Flügels aber schwarz. Ich habe auch einige beinahe dunkelgraue bemerkt. Wenn ich die Geschiklichkeit besässe, die Vögel zu präpariren: so könnte ich einige Wasservögel nach Frankreich schiken, die man mir gezeigt hat, und die, wie ich glaube, noch nicht im königl. Kabinette sind. Es giebt zu Bassora eine Art Hüner, die den andern ganz ähnlich sind; nur ihre Knochen sind so schwarz wie Ebenholz.

Wir wurden von dem kläglichen Geschrei der Schakall beunruhigt. Sie kommen jezt bis an die Zelte und streifen überall herum, um etwas zu fressen zu finden.

Von Hella bis Haska sind die Ufer des Flusses denjenigen sehr ähnlich, auf welchen ich das leztere Jahr nach Bagdad reisete, ausgenommen, daß das Bette nicht so tief ist; es sieht aber eben so wild aus. Ich bemerkte viel niedrige Akacienbäume, Sode, einiges andere Strauchwerk und überall Steinsalz, eine Anzeige der Unfruchtbarkeit des Bodens.

Den 2ten entschloß sich Hr. Rousseau, der zu Haska krank geworden war, daselbst zu bleiben. Er ließ den Arzt holen, der uns zu Hella verlassen hatte, um nach Bagdad zurükzukehren. Der Mangel an Herbergen und Wohnungen verhin-

derte

derte den arabischen Boten, heute noch abzureisen. Die Furcht vor den Löwen, welche sich nahe am Flusse aufhalten, hinderte ihn, in der Wüste zu schlafen. Da er aber am folgenden Tage sehr früh abreisete: so konnte er noch einen sichern Ort erreichen, um da die Nacht zuzubringen.

Den 3ten regnete es die ganze Nacht hindurch. Wir musten in einer kleinen Leimhütte bleiben, wo ich unsere Teppiche so ausgebreitet hatte, daß wir uns alle darauf legen konnten.

Die Unpäßlichkeit des Hrn. Rousseau wurde immer bedenklicher, und nöthigte ihn, ein Alliotisches Pulver einzunehmen, das einzige Arzneimittel, welches wir bei der Hand hatten. Es bekam ihm ziemlich gut und sezte ihn in den Stand, seine Reise fortzusezen, weil wir in diesem Dorfe nicht sicher waren, da sogar am hellen Tage 40 bis 50 arabische Reuter von der Parthie der Kasaels, die sich empört hatten, umherstreiften. Würklich kam auch gegen 9 Uhr des Abends der Besizer der Hütte, um uns zu melden, daß wir uns vor den Räubern in Acht nehmen und Wache ausstellen sollten. Der Consul ließ seinen Janitschar, der im Schiffe schlief, mit unsern Waffen kommen. Demungeachtet schliefen wir recht gut. Täglich giebts Unruhen in diesem Lande; doch sind zwei Drittheile nur blinder Lärm. Daher ist man weniger in Sorgen, wenn man zumal nur einigermassen Vorsicht gebraucht. Haska soll 2000 Seelen haben. Ehedem war sie noch ansehnlicher. Sie liegt 18 Meilen von Hella.

Den 4ten segelten wir früh um 11 Uhr mit gutem Winde von Haska ab. Hr. Rousseau lud den Arzt in einem Briefe auf einem kleinen Schiffe zu uns ein. Vier Meilen von Haska trafen wir

ein altes Bette des Flusses, welches die Araber jezt Un - el - Teraride (die Mutter der kleinen Schiffe) nennen. Die arabischen Kasaels haben das Bette verschüttet, und das jezige war nur ein Kanal zur Bewässerung ihrer Ländereien. Der Pascha von Bagdad verschüttete in den lezten Kriegen, die er mit diesem arabischen Stamme führte, und auch im vorigen Jahre auf einige Tage das jetzige Bette des Flusses dadurch, daß er ihn in das alte zurükführte. Aber das Wasser wuchs und riß den Damm mit fort. Das einzige Mittel, die Araber zu unterjochen, wäre dieses, das Wasser abzuschneiden, welches sie umfliest, und welches sie zum Anbau der ungeheuren Menge Reis, wovon sich Bagdad und Bassora zum Theil nähren, höchst nöthig brauchen. Unzählige Kanäle, welche sie umgeben, machen den Weg zu ihnen unzugänglich. Man kann diese Araber am besten mit den kanadischen Bibern vergleichen. Bei meiner Rükkehr war das Wasser grösser. Ich fand Wohnungen auf einer wüsten und überall überschwemten Erdzunge, wo ich keine andre Thiere als Büffel bemerkte, welche darin so herum schwimmen, daß man sie nur noch hervorragen sieht. Mit einer Person auf dem Rüken sezen sie durch den Fluß, wobei man nur die äusserste Spize der Schnauze sieht.

Wenn das Wasser wächst, so können die Araber, wie ich glaube, ihre Hütten von Matten in einer Viertelstunde wegnehmen und schwimmend das feste Land erreichen. Der Mann nimmt seinen Säbel, seine Lanze und einen Topf; und die Frau ihre Kinder. Hundertmal habe ich die Mutter eine Handvoll Binsen abschneiden, so ihre Kinder an die Brust legen und hiemit durch den Fluß schwim-

men

men sehen. Siebenjährige Kinder schwimmen ihnen nach.

Um halb 7 Uhr Abends kamen wir in eine alte arabische Stadt Namens **Mamelouin.** Drei Stunden vorher sahen wir viel Dörfer der Kasaels, deren Häuser aus Matten und Binsen bestehen und die Gestalt einer Wiege haben. Sie haben unzählbare Heerden von Schöpsen und Büffeln. Die Dörfer, die von dem Flusse am weitesten entfernt waren, lagen nur eine halbe Lieuë davon. Den ganzen Tag reiseten wir südwestlich.

Den 5. begaben wir uns früh um halb 7 Uhr auf die Reise, und kamen um 11 Uhr in der Wohnung des **Schek Hammoud**, des Oberhaupts der Kasaels an, nachdem wir vorher schon durch viele Dörfer dieses Stammes gereiset waren. Seit gestern sehen wir den Fluß in so viele Arme zertheilt, daß man kein wahres Bette mehr sieht. Diese Kanäle machen die vortreflichen Ländereien fruchtbar. Ausserdem findet man auf den weitläuftigen Erdstrichen, die niedriger als die Wasserfläche des Flusses sind, und welche viel Wasser und Rohrgesträuche haben, Pelicane, Enten, Reiher und wilde Schweine.

Die Residenz des Schechs ist wenigstens an jeder Seite des Flusses eine halbe Lieuë lang. Es ist eine stroherne Stadt, mit vielen künstlich gebauten Häusern und grosen Marktplätzen, wo man alle Bedürfnisse der Araber erkauft, als Tuch für die Reichen, Leinwand, Schnupftücher, Kopfbinden ꝛc. Der Fluß ist mit Schiffen bedekt, welche grösstentheils von Stroh, aber sehr gut verbunden, und mit Theer überzogen sind, daher sind sie ausserordentlich leicht. Man hat auch grosse Schiffe auf eben diese Art.

Wir musten dem Schech unser Aufwartung machen. Hr. Rousseau hatte ihm ein Geschenk zubereitet. Seine Schwester ließ uns sagen, daß er ausgezogen wäre, um die Araber in der Wüste zu bekriegen, welche einige seiner Dörfer geplündert hätten. Sie nöthigte uns zugleich, zu bleiben, und ein Reißgerichte (Pillau) mit ihr zu essen. Hr. Rousseau ließ sie bitten, es auf seine Rükkehr zu versparen, weil er krank wäre. Dergleichen Gastfreiheit trift man bei den Arabern an, ohnerachtet sie die fürchterlichsten Räuber sind, wenn sie, wie es oft geschieht, versuchen, das türkische Joch abzuschütteln. Der jetzige Pascha hat sie 3mal bekriegt, ohne sie völlig zu bezwingen. In der Erzählung von unserer Rükreise wird eine traurige Begebenheit vorkommen, die in ihrem Lande geschahe und uns in grosse Gefahr sezte.

Das Gebiet der Kasaelischen Araber, in der Gegend dieses Flusses, kann 14 lieuës lang und 4 bis 5 breit sein. Man hat mich versichert, daß an 100000 Hütten darin wären. Dies könnte unglaublich scheinen; man muß aber bedenken, daß bei ihnen alles auf Bevölkerung abzielt. Die Araber berechnen nicht die Kinder, die sie unterhalten wollen, wie wir in unsern grossen Städten. Sie haben immer Nahrung und Kleider; haben Reiß im Ueberfluß, und gehen beinahe nakt. Wer kanns ihnen verwehren, dem Naturtriebe gemäß zu leben? Haben sie Jungen, so geben sie ihnen, wenn sie noch minderjährig sind, eine Lanze und ein Pferd, das ist ihr Vorzug! Haben sie Mädchen, so müssen sie sie, wenn sie heirathen, mit Kameelen, Schöpsen ꝛc. ausstatten. Die Kinder sind für sie eine Quelle des Reichthums. Das Celibat ist ihnen

nen unbekannt, und doch ist die Bevölkerung niemals zu groß.

Ueberdies lassen sich noch mancherlei andere Betrachtungen über die herschenden Sitten dieser Völker anstellen, die in ihrer Handelsweise so einfach sind, daß sie nur den Eindrüken der Natur folgen. Jene grausame Krankheiten, welche die Bevölkerung hindern, Europa vermüsten, und die auch schon die Türken angegriffen haben, sind wenigstens nach meiner Meinung noch in dieser Wüste unbekannt. Obgleich die Araber wie die Muselmänner das Gesez Mahomets beobachten: so haben sie doch selten mehrere Frauen, wenigstens nicht in einem Dorfe, anstatt daß die Türken, (andrer Nationen nicht zu gedenken), sich in ein Serail einschliessen, ihr Leben zu geniessen eilen, und in 30 Jahren keine Männer mehr sind. Dies ist die gewöhnlichste Krankheit, bei der sie unsern Beistand verlangen. (Denn bekanntlich muß man hier die Rolle eines Arztes auch wider seinen Willen spielen, und bloß dadurch helfen sich die Missionärs in der Levante fort.) Die Türken schämen sich gar nicht diese Bitte an alle zu thun, und zwar vom ersten Pascha bis zum Niedrigsten vom Volke. —

Täglich sah ich 7 — 8 Kinder vor jeder Hütte. Diese Araber, die unter solchen Hütten und Zelten wohnen, haben keine Thüren, und doch hört man niemals, daß sie einander bestehlen.

Wir blieben nur eine halbe Stunde in der Wohnung des Schechs und fuhren dann wieder nach Südwest. Das Ufer des Flusses, der sich auch hier in viel Arme theilt, und der Erde gleich fließt, ist mit Binsenrohr besezt; daher kann man nur einen kleinen Theil auf einmal übersehen.

Diese Lage des Erdstrichs verschafte mir eine sonderbare Täuschung. Das Schif, welches eine virtel Lieuë hinter uns fuhr, kam uns auf einmal vor Gesicht. Das sonderbarste dabei war, daß wir es bald vor bald rükwärts gehen sahen, bald mitten in einem Dorfe und beinahe der Erde gleich, ohne das Wasser zu bemerken, worauf es fuhr. Es ist unbeschreiblich, wie malerisch das in die Augen fiel, wir konnten es nicht ansehen, ohne laut zu lachen. Wenn andre auf dem Meer und in der Luft haben schiffen sehen: so kann ich sagen, daß ich es auf der Erde gesehen habe. Die Täuschung war vollkommen.

Abends um 4 Uhr kamen wir zu Samonat an, einer andern Zollstätte des Pascha. Der Zöllner war mit seinem Durchsuchen geschwind fertig; er las nur den Freibrief des Pascha, mit dem Hrn. Rousseau versehen war.

Den 6ten fuhren wir früh um 10 Uhr ein wenig schnell von Samonat ab, wegen eines kleinen Zufalls, in den wir uns nicht gern einlassen wollten. Der Zöllner, zugleich Chef von der Stadt visitirte das arabische Schif, welches neben uns lag, und hatte verschiedene Zänkereien wegen der Abgaben. Der Zöllner schlug einen Araber ziemlich unvorsichtig mit seinem Stoke, worauf sogleich ein allgemeiner Aufstand erfolgte. Alle Säbel und Dolche waren gezogen, der Zöllner und seine Begleiter bekamen viele Schläge mit einer Art von Keule oder von grossem Stoke, der bis an die unterste Spize knotigt war, (die gewöhnlichen Waffen der Araber), wodurch sie genöthigt wurden, sich zu entfernen. Die Stadtleute warfen eine Menge Steine auf das Schif, worauf die Araber zu ihren Flinten griffen, und angezündeten Lunten bereit hielten, während

rend

rend dem, daß andre die beiden Kanonenstüke, welche sie hatten, auf das Volk richteten. Da unsere Araber sahen, wie sehr ihre Kammeraden gemißhandelt wurden, so hatten sie sich auch bewafnet. Dieser Vorfall konnte noch ernsthafter werden und uns allen den Untergang zuziehen. Ich benachrichtete hiervon den Herrn Rousseau, der noch schlief und nichts davon wußte und folglich hieben wir unser Kabelthau ab. Das andere Schif, welches uns absegeln sah, wollte es eben so machen. Da aber der Schifshauptmann auf dem Lande war: so konnte es mit den Rudern nicht recht fortkommen, und scheiterte ausser dem Strome ganz nahe an der Stadt. Der Zöllner ließ den Kapitän gefangen nehmen, und brachte das Schif mit 4 — 500 Mann wieder zurük. Wir hielten an, um den Ausgang dieser Sache abzuwarten. Da wir aber sahen, daß es sich in die Länge zog und daß wir zu einer freundschaftlichen Beilegung des Streits wenigstens 3 oder 4 Stunden da bleiben müsten, um die Waaren zu besichtigen und das Schif flot zu machen, so entschlossen wir uns, voraus zu fahren, um uns nicht zugleich in Gefahr zu stürzen. Nachdem sich also unsere Araber wieder eingeschift hatten, die wir nicht hatten hindern können, ihren Brüdern zu helfen, und die auf die Truppen der Stadt Feuer geben wollten: so segelten wir wieder ab und verlohren das Schif aus den Augen, welches erst acht Tage nach uns ankam.

Der Zöllner hatte uns bei unserer Ankunft gerathen, nicht abzureisen, weil unterhalb Samonat 6 Schiffe lägen, die herum kreuzten und die Reisenden plünderten. Sobald er sich entfernt hatte, so berathschlagten wir uns sogleich mit unsern Arabern, über die Maaßregeln, die wir

hiebei zu ergreifen hätten. Da diese indessen mit dem Fluß bekannt waren, so riethen sie uns, abzureisen, und versicherten, uns gegen alle Unfälle in Schuz zu nehmen.

Gegen Mittag fanden wir Schiffe, welche den Strom aufwärts fuhren. Diese erzählten uns, daß sie von den erwähnten Räubern angegriffen und für ein Lösegeld wieder losgelassen worden. Wirklich trafen wir 2 Stunden nachher auf eins von diesen Schiffen, auf welches unsere Araber Feuer gaben, worauf sie sich sogleich zurükzogen.

Kurz hernach fanden wir ein anders im Hinterhalt nahe bei einem Sumpfe, welcher das alte Bette des Flusses ist und sich hier mit dem Euphrat vereinigt. Es waren Mannspersonen auf dem Lande mit Lanzen, und 2 andere mit einer Frau in dem Schiffe. Unsere Araber brachten sie eben so schnell zur Flucht. Eine halbe Stunde darauf sahen wir auf einem kleinen Hügel 9 Araber, mit Lanzen, Wache stehen. Ihre Schiffe waren ans Ufer geführt. Sie brauchen nicht oft zu ankern. Ganz nakt werfen sie sich mit dem Säbel und der Lanze in einer Hand ins Wasser und nähern sich mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit. So bald sie uns von ferne sahen, stiessen sie ein Geschrei aus, welches uns auf den Argwohn brachte, daß noch andere in den Gesträuchen verborgen wären, die sich mit ihnen vereinigen würden. Wir versuchten mit dem Fernglase, ob wir das andre arabische Schif, welches wir verlassen hatten, erbliken konnten, um es zu erwarten. (In der Wüste sieht man Mast und Segel der Schiffe eben so weit, als auf dem Meere.) Wir wurden es aber nicht gewahr: machten uns also zur Vertheidigung bereit, und ruderten weiter, weil uns der Wind

seit Mittage fehlte. Da wir mit einander sprechen konnten: so fragte einer von unsern Arabern, was sie da machten. Sie antworteten: Sie wären hier, um Schiffe zu plündern, wenn sie stärker wären, und sie hoften, daß wir ihnen Abba, (sehr gewöhnliche wollene Kleider bei den Arabern) geben würden, ob sie gleich welche anhätten. Sie drohten uns mit ihren Lanzen und suchten uns durch ihr Geschrei furchtsam zu machen, in der Hofnung bei uns Beute zu machen, wenn das Schif bei ihnen vorbeigehen sollte. Sie bemerkten die Gewehre nicht, welche die Araber gestrekt hielten. Diejenigen, die sie gefragt hatten, machten ihnen über ihre Lebensart und über den Mangel an Furcht vor Gott und den Propheten Vorwürfe. Statt einer Antwort legten indessen die Räuber ihren Abba ab, und machten sich zum Angriffe fertig. Sie wurden aber mit Flintenschüssen empfangen, worauf sie sich schnell hinter ein kleines Grabmal von Ziegeln zurükzogen. So oft man einen Kopf sahe, schoß man darauf. Der Strom, der in dieser Gegend stark war, brachte uns ziemlich geschwind weiter, und unsere Araber endigten den Streit damit, daß sie unsere Kanone auf ihre Schanze richteten. In der Nacht begegneten wir den beiden andern Schiffen, welche uns so nahe kamen, daß sie uns recht gut sehen konnten. Das zur Rechten hatte 6 Mann, welche nach ihrer Aussage Reis nach Samonat führten; ein ganz falsches Vorgeben, da man jedes Schif beim Zurükfahren am Seile ziehen läßt. Unsere Araber liessen sie vorbeifahren. Da uns das andere näher kam, und die Leute auf demselben sehr frech antworteten, so gaben ihm die Araber eine Ladung, worauf sie sich sogleich verlohren.

Wir

Wir fuhren die ganze Nacht, bald mit Segeln bald mit Rudern, immer nach Südosten mit einigen wenig beträchtlichen Abweichungen.

Den 7ten bemerkten wir früh um 8 Uhr 3 Lieues zur Rechten, die Ruinen von einer alten Stadt, welche bei den Arabern Mieguier heist. Sofern ich mit meinem Fernglase davon urtheilen konnte: so war es eine Festung mit sehr hohen Mauern. Wenigstens ist an dem einen Ende eine beträchtliche Erhöhung, die von Menschenhänden gemacht sein muß. Das Ganze scheint von weiten ein länglich gestrektes Gebirge zu sein. Mich wunderts nur, daß man die Stadt nicht an den Fluß gebauet hat, welcher nur 2 Lieues von ihr entfernt ist. Sie ist gewiß vor den Zeiten der Kalifen erbaut. Ein hiesiger Scherif, den wir auf unser Schif genommen hatten, sagte uns, es wäre ein Werk aus den Zeiten der Kaiser.

Wir fuhren östlich bis zu einem Dorfe, Namens Ardjaa von dem arabischen Stamme der Montefiqs, welche wie die Kasaels am Flusse, noch mehr aber in der Wüste unter Zelten wohnen. Das Haupt dieses Stammes übt das Zollrecht in dieser Gegend aus. Wir kamen um 11 Uhr daselbst an und reiseten um 4 Uhr mit widrigem Winde ab, der uns 2 Stunden nachher nöthigte, liegen zu bleiben. Von Ardjaa bis zu unserer Station fuhren wir Süd und Südost.

Den 8. reiseten wir früh um 6 Uhr ab und fuhren südostwärts bis um 1 Uhr, da wir zu Kout ankamen, in ein kleines Dorf, wo ein dem Pascha von Bagdad gehöriger Zoll ist. Um 3 Uhr segelten wir südlich und südöstlich bis nach Souq Chouq (Schechsmarkt). Zwischen Kout und Souq Chouq ist ein schifbarer Canal, der aus dem Tigris in den

Eu-

Euphrat fließt und Scheie (Schlange) heist. Ein Araber sagte mir, daß er 3 Tagereisen, die man zu Pferden hinterlege, lang wäre. Zu Kout beobachtete ich die Ebbe und Fluth. Man versicherte mich, daß sie 4 Lieues weiter, noch höher stiege; sie ist hier aber noch sehr gering.

Die Ebne zwischen Kout und Souq Chouq auf Mesopotamien zu, ist mit Heerden bedekt und mit einem Grün tapezirt, welches um so viel angenehmer sein muß, je seltener es in diesem Lande ist. Unzählbare Zelte verschönern auf allen Seiten diese Gegend. Tausend nakende Kinder, mit einer glänzenden Olivenfarbe, geben ihm Bewegung. Ich habe sie kriegrische Tänze mit einer Genauigkeit und mit soviel Anstande tanzen sehen, daß Pigale und Houdon sie ihrer Aufmerksamkeit gewürdigt haben, würden. Die arabischen Bauern oder Akersleute unterhalten sehr sorgfältig die Dämme, die sie im Frühlinge dem Fluß entgegensezen. Da er nicht sehr schnell ist, so machen sie bloß eine abschüssige Erdlinie aus. Einige, die ich gesehen habe, waren 30 Lieues lang. In gewissen Entfernungen sind Kanäle zur Bewässerung der Ländereien.

Nun noch einige Bemerkungen über die Beschaffenheit dieser Länder in Vergleichung mit den unsern. Man rühmt schon lange die Fruchtbarkeit Mesopotamiens, und mit Recht. Aber mich dünkt, daß man sich keinen volkomnen richtigen Begrif von der Güte dieser Länderei macht. Alles was ich bisher gesehen habe, ist auf keine Weise mit den guten Ländereien in Frankreich zu vergleichen. Auf meiner ganzen Reise habe ich nur in der Ebene von Antiochien grüne, schwarze und leimichte Erde bemerkt, die vielleicht die Erde bei de la Limagne in Auvergne übertreffen könnte. Im

gan-

ganzen genommen ist der Boden dürre und die Landleute pflügen nur das Obere. Woher kommt es aber, daß dieser Boden 50 — 60 fältigen Saamen für einen bringt, und daß man sich in Europa ausserordentliche Mühe geben muß, um 6 — 7fachen Saamen zu erhalten? Die Antwort darauf, scheint mir leicht zu sein. Man hat hier die beiden zum Wachsthum nöthige Elemente, Wärme und Wasser hinlänglich. Die Sonne zeigt sich des Jahrs durch 9 Monat ohne einiges Gewölke mit einer steigenden Stärke bis zum 35 Grade des Thermometers. Man nuzt den mässigsten Grad der Wärme und alle Ernten hören mit dem Sommersolstitio auf. Die Ländereien werden daselbst von Kanälen bewässert, welche von 2 grossen Flüssen unterhalten werden, die von Norden nach Süden fliessen, und nach Gefallen verstopft werden können. Aber in Europa haben wir bei dem besten Erdreiche Fröste, welche manchmal die feinen zärtlichen Saamenkörnchen, die man im Herbst ausgesäet hat, vernichten, besonders, wenn diese Jahrszeit zu troken gewesen ist und der Landmann nicht pflügen kann. Hierzu kommen noch starke Regen, Hagel, der ungleiche Grad der mehr oder wenigern Wärme, welche von einem immer umwölkten Himmel abhänget, ferner Insekten, welche die Ernte mit dem Landmanne theilen ꝛc. Alles dieses macht einen grossen Unterschied zwischen den Produkten der europäischen und mesopotamischen Länder. Was die Ländereien in den Wüsten betrift, die ich bis nach Bagdad durchwandert bin: so müssen sie nach meiner Meinung von ihrer Gyps- und Salzartigen Beschaffenheit unfruchtbar sein, wenn sie auch von dem Wasser des Euphrats bewässert werden sollten.

Die

Die Ländereien bei Bagdad mögen noch schlechter liegen, denn man sieht hier nicht einmal eine Hecke, wie einen Finger groß. Doch giebts Gärten um die Stadt herum, welche einiges Gemüse, vortrefliche Datteln, gute Pomeranzen, wohlschmekende Weintrauben in groser Menge liefern. Aber die Ländereien werden durch Dünger und durch die Fäulniß des Unkrauts, welches die Türken nicht wie die Europäer ausrotten, gebessert. Nach meiner Meinung ist die Verfahrungsart zu billigen. Den Winter hindurch unterhalten sie eine gewisse Feuchtigkeit, welche die Sonne bald austroknen könte, und im Winter sind sie ein Dünger. Wenn man in die Gärten von Bagdad komt: so glaubt man in einen diken Wald zu kommen. Wenn man nicht einige Fußsteige anlegte: so würde es unmöglich seyn, durch zu dringen. Die Weinstöke besonders, deren Zweige sich überall anschliessen, breiten sich aus und unterliegen unter ihrer Last. Was aber vollends den Unterschied zwischen den natürlichen Erdreiche von Bagdad und den Gärten ausmacht, habe ich im vorigen Jahre gesehen. Der Botaniker, welcher Hrn. Rousseau nach Bagdad begleitet hatte, und sich jezt in Persien aufhält, pflanzte Blumen, ich weiß nicht wie in dürre Erde, die er von dem Ufer des Flusses herbringen ließ. Wir gaben uns alle mögliche Mühe mit ihnen. Wir begossen sie, wir bedekten bei der Hize die Töpfe mit einem Stük Leinwand, und doch verdorben alle. Einige hatten schon Blätter, andere sezten Knospen an, die aber nicht aufgiengen. Ich schreibe dies bloß der Beschaffenheit des Erdreichs zu.

Souq Chouq ist eine kleine arabische Stadt mit einer Erdmauer umgeben. Sie hat eine Mo-

schee, die einen Flintenschluß von dem Flusse entfernt ist. Der Handel mit Lebensmitteln für die in der Wüste wohnenden Araber macht sie lebhaft. Wir reiseten Abends um 6 Uhr ab, segelten die ganze Nacht durch ohne Wind dem Strome nach, hielten uns ziemlich östlich und ein wenig südostwärts.

Den 9. hatten wir früh um 8 Uhr einen guten Wind, der aber nicht anhielt. Bis um 9 Uhr Abends fuhren wir eine Zeitlang nordöstlich, um nachher wieder nach Osten bis Corna zu fahren, wo wir bis früh um 3 Uhr blieben. Zu Corna sieht man die Ruinen einer Festung, welche die Portugiesen gebauet haben. Sechs Meilen über diesem Orte fängt ein Dattelwald an, welcher bis in den persischen Meerbusen geht.

Diese Lage, welche ich bei Tage sehen konnte, da ich noch 2 mal daherum reisete, macht eine der schönsten Aussichten, welche mir in diesem Lande aufgestossen sind. Der Fluß Tigris ist zwar gröser und schneller als der Euphrat. Er ergiesset sich aber in diesen, und behält noch nach dem Zusammenflusse seine Richtung, da sich der erste mit ihm unter einem Winkel von 50 Gräden vereinigt, um also verbunden, den schönsten Strom der alten Welt, nächst dem Ganges zu bilden, wenigstens nach dem Zeugnisse einiger Engländer, die aus Indien zurükgekommen sind. Der Tigris behält ziemlich weit die dunkle und wilde Farbe seines Wassers, welche das helle Wasser des Euphrats trübe macht.

Den 10. segelten wir östlich von **Corna** nach Bassora in den Chal-el-Arab, (den Fluß der Araber) der sehr grade fliesset. Von dem erwähnten Zusammenflusse bis Bassora sind 15 Lieues. Wir machten die Reise zum 2tenmal bei gutem

Stro-

Strome von der Fluth und einem ziemlich guten Winde unterstüzt in weniger als 6 Stunden.

Von Bassora bis zum persischen Meerbusen, rechnet man ungefähr 30 lieues. In diesen ergießt sich der Chat-el-Arab in 2 sehr breiten Mündungen, in welche aber die europäischen Schiffe äusserst schwer fahren können. Bis nach Karec müssen sie einen arabischen Schiffer nehmen. Die grossen Schiffe der englischen Compagnie können wegen der Tiefe des Bettes bei der Einfahrt in den Meerbusen nicht beladen einlaufen; ist man aber einmal über diese Stelle weg, so können die größten Schiffe leicht und ohne Gefahr den Fluß hinauf fahren. Ein grosses Schif kann hier beinahe nicht untergehen. Scheitert es, so bleibt es auf dem Schlamme, wie dis vor 14 Tage einem bengalischen Schiffe begegnete. Dieses entlastete man nur ein wenig; worauf es sogleich ohne Schaden wieder flott gemacht wurde. Ueberhaupt ist die Schiffarth von Hella bis Bassora auf dem Euphrat und Chat-el-Arab sehr sicher. Weder auf seinem Grunde noch an seinen Ufern findet man die geringsten Felsen. Nach den Nachrichten, die ich von der Schiffarth auf dem Tigris eingezogen habe, ist sie hier eben so sicher. Auf diesem Flusse fahren viel grössere Schiffe als auf dem Euphrat. Ich sahe zu Bagdad Schiffe, welche 10 bis 12 Fuß unter Wasser giengen. Manchmal fahren sie auch auf den Sand, doch niemals in dem Strome, wie auf den Euphrat, wodurch die Schiffarth etwas erschwert wird, da man immer mitten im Flusse bleiben muß, ohne in Krümmungen zu gerathen, in denen man bisweilen 3 bis 4 Nächte bleiben muß, weil der Boden der Schiffe eben und ohne Kiel ist und sie also auf der ganzen Oberfläche liegen bleiben, wenn sie festfahren. Oft verlieren sich

die Schiffe, beim Anschwellen des Wassers, aus dem Strome und bleiben in der Wüste sitzen, wo sie bis zu einem künftigen Anwuchse des Wassers in der Gewalt der Araber sind. Von Mosul bis Bagdad ist der Tigris für grosse Fahrzeuge nicht fahrbar. Man ersezt diesen Mangel durch Flösse, die man aus Schläuchen macht. Wegen ihrer Schnellichkeit müssen sie schwer zu regieren sein. Im vorigen Jahr habe ich eines an der Brücke zu Bagdad scheitern sehen.

Ich habe mich in Hella nach der Tiefe des Euphrats nicht erkundigt: ich könnte dies aber durch einige Beobachtungen herausbringen. Der Unterschied des höchsten und niedrigsten Wassers des Tigris bei Bagdad ist 12 Fuß. Man sollte glauben, der Euphrat müsse viel grösser sein, weil sein Ausfluß am weitesten entfernt ist, obgleich sein Bette weniger breit ist als das andre, welches der grosse Fluß heißt.

Die höchsten Dämme, welche ich auf meiner Reise nach Bassora gesehen habe, sind nicht über 4 Fuß hoch, folglich darf man bei diesem Theile des Flusses eben keine grosse Ueberschwemmungen vermuthen. Da aber die Wüste so eben wie ein Tisch ist: so hindert ein Damm von 2 Fuß das Wasser, sich 20 lieues von seinem Bette zu entfernen, und man muß daher voraussetzen, daß der Fluß in den wüsten Gegenden, wo er keine Hindernisse findet, ein Meer bilden muß. Daraus kann man, wie mich deucht, eine Art Widerspruch zwischen meinen Beobachtungen von Bagdad und zwischen denen folgern, die ich längst dem Flusse hin gemacht habe, wo ich tausende von Arabern sahe, die nicht Zeit gehabt haben würden, sich zu retten, wenn das Wasser nur einen Fuß ihre Dämme, welche ziemlich niedrig sind, überstiegen hätte.

VI.

Bossu neue Reise

nach

Nordamerika.

Amsterdam 1777. 8.

Den 19 März 1770. lichteten wir die Anker und segelten (von Havre de Grace) nach St. Domingo ab. Nach einer glüklichen Fahrt von 40 Tagen liefen wir in die Rhede des Cap Francois *) ein. Ich fand das Cap beinahe um ein Drittheil erweitert. Die dem Heil. Ludwig geweihte Pfarrkirche war noch nicht vollendet, ob man sie gleich schon vor 25 Jahren angefangen hat. Sie wird von Quadersteinen erbauet, welche aus dem Hafen von Nantes hieher gebracht werden. Auch bauete man das schöne Hauptgebäude, die Kasernen von solchen Steinen. Dieses Gebäude liegt disseits der Stadt, welche einem Amphitheater ähnlich ist. Als der Baron von Clugny dieser Kolonie vorstand, so ließ er daselbst einen weitläuftigen Plaz anlegen, welcher noch seinen Namen führt. In der Mitte ist er mit einem prächtigen Springbrunnen geziert. Unter der Statthalterschaft des Grafen von Estaing wurde er ganz fertig.

Ich machte mir eine Brigantine zu Nutze, welche nach dem Hafen von Neu-Orleans absegelte. Wir reiseten den 22 Mai ab. Wir fuhren bei dem

*) Dieses Cap Francois, ist ein Flecken von ungefähr 800. Häusern auf der Insel Hispaniola oder St. Domingo, einer von den 4 grossen Antillischen Inseln. Bei der Stadt ist ein Fort, welches am Eingang des Hafens in einen Felsen gehauen ist, das Fort erstrekt sich in das Meer, und formirt ein Vorgebürge oder Cap, wovon dieses Fort den Namen führt.

dem Friedens-Haven und der Schildkröten-Insel vorbei, die ehemals wegen der Niederlassung der unter dem Namen Flibustiers bekannten Abentheurer, welche unter der Regierung Ludwig des Grossen auf den westindischen Inseln so viel Aufsehen erregten, berühmt ist. Sie liegt 20 Grade und 40 Minuten Norderbreite.

Wir fuhren bei der Insel **Cuba**, welche den Eingang des berühmten mexikanischen Meerbusens macht, der Länge nach vorbei. Wegen eines grossen Sturmes lavirten wir 2 Tage, worauf wir in die Mündung des grossen Flusses Missisippi einliefen. — Am dritten Tage kamen wir zu **Neu-Orleans** an. Ich fand es noch in der Bestürzung, worein es die traurigen Begebenheiten versezt haben, deren Schauplaz diese Hauptstadt war. Ich werde hier keine umständliche Erzählung schreiben; alles hat mit den kleinsten Umständen in den Zeitungen gestanden. Ich werde mich hier nur auf einige Begebenheiten einschränken, die unstreitig noch unbekannt sind. Nach meiner Meinung wird eine genaue Abschrift von einem Briefe **Ludwigs** des XV. an den Hrn. d' Abbadie, Commandant zu Louisiana, über die Abtretung dieser Kolonie an die Krone Spanien, nicht unnüze sein.

Versailles, den 21 Aprill 1764.

„**Mein Herr!** Da ich durch eine besondere „Akte, vom 3 Nov. 1762. von Fontainebleau datirt, „aus freien Willen, meinem theuren und geliebten „Vetter, dem Könige von Spanien, seinen Nachfolgern und Erben das ganze, unter dem Namen „Louisiana bekannte Land, wie auch Neu-Orleans und die Insel, worauf es liegt, zum völli-

„gen

„gen Eigenthume, ohne Bedingung und Absichten
„und ohne irgend eine Ausnahme abgetreten habe;
„und da Sr. kathol. Majestät durch eine andere
„Akte, in Eskurial vom Könige unterzeichnet den
„3 Nov. eben desselben Jahres die Abtretung des
„landes Louisiana und der Stadt Neu-Orleans
„nach der beigefügten Abschrift der genannten
„Akten angenommen hat: so zeige ich Ihnen in die-
„sem Briefe, wie meine Willens-Meinung ist,
„beim Empfange dieses Briefes und der beigefüg-
„ten Abschriften, sie mögen nun von den Offizie-
„ren Seiner katholischen Majestät oder geradezu,
„von den französischen Schiffen, welchen dieser
„Auftrag eingehändigt worden, dem Gouverneur
„oder dem von dem Könige von Spanien dazu
„bestimmten Offiziere das gedachte Land, nebst der
„Kolonie Louisiana und den davon abhängigen
„Posten, zugleich auch die Stadt und Insel Neu-
„Orleans, in dem Zustande, in welchem sie sich an
„dem Tage der gedachten Abtretung befinden wer-
„den, zu überlassen, da sie inskünftige Seiner
„katholischen Majestät gehören sollen, und von sei-
„nen Gouverneurs und Offizieren als ein Eigen-
„thum ohne alle Einschränkung regiert und verwal-
„tet werden.

„Ich befehle Ihnen also, sobald der Gouver-
„neur und die Truppen dieses Monarchen in den
„gedachten Ländern und Kolonie angekommen sein
„werden, sie in Besiz derselben zu setzen und alle
„Offiziere, Soldaten und alle, die in meinen Dien-
„sten stehen, und darinnen in Besatzung liegen, zu-
„sammen zu ziehen, um sie auf solche Weise
„nach Frankreich oder auch in meine andern Ame-
„rikanischen Kolonien zu schicken, die nicht unter
„der spanischen Herrschaft stehen.

„Ich befehle überdies, daß Sie, nach völliger „Räumung des genannten Hafens und der Stadt „Neu-Orleans alle Papiere, welche die Finanzen „und die Verwaltung der Kolonie Louisiana betref„fen, zusammenbringen und alsdenn nach Frank„reich kommen, und uns Rechenschaft ablegen.

„Doch ist auch dieses meine Willensmei„nung, daß Sie dem gedachten Gouverneur oder „angestellten Offiziere alle Papiere und Dokumente „übergeben, welche besonders auf die Regierung der „Kolonie in Rükficht auf die Grenzen des Gebie„tes, oder in Rükficht auf die Wilden und auf „die verschiedenen Posten einige Beziehung haben, „doch erst nachdem Sie vorhero die zu Ihrer Ab„reise gehörigen Quittungen daraus gezogen haben, „und daß Sie dem gedachten Gouverneur alle Be„lehrungen geben, die in Ihrer Macht stehen, und „die ihn in den Stand zu setzen, gedachte Kolonie „zur gegenseitigen Befriedigung beider Nationen zu „regieren.

„Mein Wille ist, daß von Ihnen und dem „Commissar Sr. kathol. Majestät ein doppeltes „untersiegeltes Inventarium von der ganzen Artille„rie, von allen Effekten, Magazinen, Hospitälern, „Schiffen ꝛc, welche mir in gedachter Kolonie gehö„ren, gemacht wird, damit, wenn gedachter Com„missar alle Gebäude und Wohnungen in Besiz „genommen hat, alle genannte Effekte, welche „da bleiben müssen, taxirt werden können, welche „Seine kathol. Majestät nach der gedachten Taxe „bezahlen wollen.„

„Ich hoffe zugleich zum Vortheile und zur Be„ruhigung der Einwohner der Kolonie Louisiana „und verspreche mir von der Freundschaft und Zu„neigung Sr. katholischen Majestät, daß sie ihrem

Gou-

„Gouverneur und jedem andern Offiziere, in „gedachter Kolonie und Stadt Neu-Orleans Be„fehl ertheilen werden, daß die Geistlichen und die „Klöster, welche die Pfarren und Missionen besor„gen, fernerhin ihre Aemter verwalten und die „Rechte, Privilegien und Exemtionen, welche „ihnen vermöge ihrer Stiftungen ertheilt worden „sind, geniessen mögen; daß die gewöhnliche Regie„rungs-Personen, so wie das Ober-Gerichte die „Justiz fernerhin nach den Gesetzen, nach der „Form und den Gebräuchen der Kolonie verwalten „werden; daß die Einwohner in dem Besitze „ihrer Güter nach den Bewilligungen der Gouver„neurs und Rentmeister der gedachten Kolonie „bestätigt; und gedachte Bewilligungen von Sr. „kathol. Majestät geschützet und bestätigt werden, „ob ich es gleich noch nicht gethan habe, so wie „ich übrigens hoffe, daß Seine katholische Maje„stät den Unterthanen von Louisiana eben soviel „Schuz und Gnade erzeigen werden, als sie unter „meiner Herrschaft genossen haben, und wovon „sie die besten Folgen würden empfunden haben, „wenn der Krieg es nicht verhindert hätte.

„Ich befehle Ihnen, diesen meinen Brief in „dem Ober-Gericht zu Neu-Orleans registriren zu „lassen, damit, welches der einzige Zwek desselben ist, die verschiedenen Distrikte der Kolonie sei„nen Inhalt erfahren und im Nothfall ihre Zu„flucht hiezu nehmen können.

„Ich empfehle Sie mein Herr d' Abbadie „dem göttlichen Schuz.„

Ludwig.

Herzog von Choiseul.

Herr von Abbadie ward zum Generalkommandanten desjenigen Theils von Louisiana ernannt, den der König sich im Friedenstraktate vorbehalten hatte. Bis zur Ankunft der Spanier war die Stadt der Siz einer Rechnungskammer, und Herr von Abbadie hatte die Aufsicht darüber. Zugleich bekleidete er auch das Amt eines Gouverneurs und Rentmeisters dieser unglüklichen Kolonie. Aber ein Jahr nach Empfange des königl. Briefes starb dieser Kommandant.

Einige behaupteten, sein Tod sei nicht natürlich gewesen; ich will indessen das, was sich nur auf Vermuthungen gründet, nicht für gewiß ausgeben, auch den Verdacht gegen gewisse Personen nicht vermehren. Sie sind todt und folglich vor dem Richterstuhle des Höchsten gerichtet.

Kapitän Aubry, welcher das Kommando über die 6 übrigen Compagnien unserer Truppen, die im Sept. 1763. abgedankt wurden, erhalten hatte, bekam nun das Kommando über den Theil von Louisiana, den wir bis auf die Ankunft der Spanier behielten.

Im Jahr 1766. ward Herr von Ulloa auf Befehl Seiner kathol. Majestät Gouverneur von Louisiana.

Die schmeichelhaften Hofnungen, welche man sich nach den Briefen, die er vor seiner Ankunft hieher schrieb, von ihm gemacht hatte, wurden nicht erfüllt. Man hoffte unter einer weisen und friedlichen Regierung zu leben, und sah im Gegentheil Verwirrung und Unordnung in der ganzen Kolonie.

Ulloa mißbrauchte sein Ansehen, welches noch schlecht gegründet war, wodurch er viele mißvergnügt machte. Die Leute wurden erbittert und die

Zän-

Zänkereien des Gouverneurs mit dem General-Procurator des hohen Raths, veranlaßten einen Aufruhr unter den Einwohnern, so daß sie dem hohen Rathe, welcher im Namen des Königs das Justizwesen besorgte, eine Bittschrift einreichten, welche von 550 Personen unterschrieben war, worinnen man ansuchte den Ulloa nach Spanien zurükzurufen, doch wurden die Spanier, welche mit ihm gekommen waren, wieder von den französischen Einwohnern sehr freundschaftlich behandelt.

Da erfuhr Ulloa, wie sehr Leute, welche hohe Würden bekleiden, ihre Worte abwägen müssen. Diese Kolonie, welche Frankreich durch besondere Verordnungen, die sich aber auf den Friedenstrakstat bezogen, an Spanien mit Schadloshaltung der Kriegsunkosten abgetreten hatte, ward erst den 18 Aug. 1769. von dem Grafen O Reilly, der von Seiner kathol. Majestät diesen Auftrag hiezu erhalten hatte, in Besiz genommen.

Drei Tage vor seiner Ankunft, ließ er in des Gouverneurs Hause 12. vornehme Männer aus der Kolonie gefangen nehmen, welche an der Zurükberufung des Ulloa den größten Antheil hatten. Sechs wurden erschossen, die sechs übrigen sollten als Staatsgefangene ins Fort Moore zu Havanna nach der Insel Cuba gebracht werden. — — —

In diesem Welttheile soll die deutsche Prinzessin gewohnet haben, von welcher ich hier reden will. Es ist bekannt, daß der Herzog von Wolfenbüttel 2 Töchter hatte. Die ältere war an Kaiser Karl den VI und die zweite an Zarowiz, den unwürdigen Sohn Peter des Grossen verheirathet. Diese liebenswürdige Prinzessin konnte weder durch ihre natürlichen Reitze, noch auch durch die seltensten Eigenschaften des Herzens und des Geistes die Sit-

ten dieses wilden Prinzen mildern. Ihr freundliches und zuvorkommendes Betragen, ihre höflichen und einnehmenden Gespräche erwiederte dieser nur durch Troz, Schimpfworte und sogar durch die härtesten Behandlungen. Man wird es vielleicht kaum glauben können, daß er so unmenschlich war, dreimal zu versuchen, sie mit Gifte hinzurichten. Zum Glük bekam die Prinzessin geschwinde Hülfe, welche den Wirkungen des Gifts Einhalt thaten.

Unglücklicher Weise war niemand zu der Zeit an diesem Hofe, welcher sich den Gewaltthätigkeiten des Zarowitz widersezt hätte. Peter der Grosse durchstrich Europa, um sich der Dunkelheit zu entreissen, in welcher seine Vorgänger gelebt hatten, und um sich in den Stand zu seßen, seinen Staat umzuschaffen.

Einstmal, da die Prinzessin schon 8 Monate schwanger ward, stieß sie ihr Gemahl so sehr mit dem Fusse auf den Bauch, daß man sie ohnmächtig und im Blute liegen fand, nachdem er sich einige Zeit an dem Anblicke seiner That geweidet hatte, so reisete er auf eines seiner Landgüter. Einige Personen, welche das Schikfal dieser unglüklichen Prinzessin rührte, faßten den Entschluß, sie auf immer ihrem unwürdigen Gemal zu entreissen. Ihre weibliche Bedienten wurden bestochen. Man schrieb an den Zarowitz, daß sie todt sei. Der Prinz schikte sogleich einen Courier mit der Nachricht ab, daß man sie stille begraben sollte. Er glaubte hiedurch vor den Augen des Publikums die üblen Behandlungen zu verbergen, welche er ihr des Tages vorher angethan hatte.

Die Gräfin Königsmark, die Mutter Moritzens, Grafen von Sachsen, ließ sie aus ihrem Pallaste entwischen. Sie gab ihr einen alten ver-

traus-

trauten Bedienten, der Deutsch und Französisch verstand, und eine Frau zur Begleitung mit. — Sie reisete incognito ab mit einigem Gelde und Edelsteinen, soviel sie zusammenraffen konnte. Ganz Europa trauerte über ein Kloz, welches man in ihren Sarg geleget hatte.

Die Prinzessin kam in Paris an, aber aus Furcht, erkannt zu werden, reisete sie von da ab, um sich nach Orient zu begeben, von wo Schiffe von der Indischen Compagnie abgiengen, welcher der König Louisiana, auch Missisippi genannt, überlassen hatte. Sie schiffte sich mit 800 Deutschen ein, welche diese vor kurzen entdekte Gegend bevölkern sollten. Die Prinzessin, von ihrem treuen Diener, den sie Vater nannte, und von ihrer Kammerfrau begleitet, kam glüklich in den Hafen von Louisiana an.

Diese Durchlauchtige Unbekannte, zog bald die Augen und die Bewunderung aller Einwohner auf sich. Ritter von Aubant, ein verdienstvoller Offizier, der ehedem in St. Petersburg gewesen war, um da ein Amt zu suchen, erkannte die Prinzessin. Er trauete anfänglich seinen eignen Augen nicht. Da er aber aufmerksam ihren Gang, ihre Miene, ihre Gesichtszüge genau beobachtet, und auf der andern Seite den verhaßten Charakter des Zarowitz beherzigte: so konnte er nicht zweifeln, daß sie es selbst wäre. Demohngeachtet war er so klug und schwieg, und wußte sich den alten Bedienten so zu verpflichten, daß er ihm sein ganzes Vertrauen schenkte. Er gab sich für einen Deutschen aus und entdekte ihm, daß er eine hinreichende Summe hätte, um eine Pflanzung an dem Ufer des Flusses Missisippi anzulegen. D' Aubant, der das Geschäfte, andere auszuforschen

schen, sehr wohl verstand, gab sein kleines Vermögen zum Vermögen dieses Fremden, um gemeinschaftlich Negern zu kaufen.

Der Ritter that alles, um sich die Achtung dieser Prinzessin zu erwerben. Bei allen Gelegenheiten gab er Beweise, daß er sie kenne, und ließ sich seinen Eifer und seine Ergebenheit gegen sie merken. Als er einst mit ihr allein war, konnte er sein Stillschweigen nicht länger halten. Voll von einer hochachtungsvollen Empfindlichkeit, fiel er auf seine Knie und gestand ihr, daß er sie kennte. Dieses Geständniß verursachte bei der Prinzessin anfangs eine Art von Verzweiflung. Aber im Vertrauen auf die Klugheit des Offiziers, wovon sie Beweise hatte, bezeigte sie ihm ihre Erkenntlichkeit und ließ ihn schwören, dieses schrekliche Geheimniß unverlezlich zu bewahren.

Einige Zeit nachher erfuhr man zu Neu-Orleans aus den europäischen Zeitungen, die in Rußland vorgegangene Catastrophe und den Tod des Zarowitz im Jahr 1719. nachdem er sich gegen Peter den Grossen empört hatte. Dieser ausgeartete Prinz hatte sich in Abwesenheit seines Vaters gerühmt, das er nach seinem Tode, alle Anstalten dieses schöpferischen Genies zerstören wolle.

Die Prinzessin, welche man in ganz Europa für todt hielt, wollte nicht wieder dahin zurükkehren.

Das Andenken an ihre vorhergegangnen Unglüksfälle war ohnstreitig der Bewegungsgrund, die Reitze des Privatlebens vorzuziehen. Zu eben dieser Zeit starb der brave Greis, den sie Vater nannte und der auch wirklich die Pflichten eines Vaters erfüllte. Dieser Todesfall verursachte ihr eine unbeschreibliche Bekümmerniß. Sie empfand, daß sie ihren theuersten Beistand verlohren hatte,

einen

einen Mann, dem sie, seit der Zeit, da sie das Opfer des eigensinnigen Glüks geworden war, alles zu danken hatte.

So sehr der Ritter d' Aubant seine Liebe unter dem Schleier der Ergebenheit und Achtung verborgen hatte: so wurde doch diese Zuneigung von der scharfsichtigen Prinzessin entdekt. Nur er war ihr Tröster und Vertrauter, die einzige Stütze ihres Lebens. Da er ihr alle Ehre, welche hohen Personen zukommt, erzeigte: so verdoppelte er seine Bemühung, ihren Kummer in Vergessenheit zu bringen und ihr alle mögliche Vergnügungen zu verschaffen. Durch seine Rechtschaffenheit, Geschiklichkeit und durch seinen Eifer, der Prinzessin zu dienen, hatte er sich ihre Gewogenheit erworben. Bald öfnete sie ihre Seele einem zärtlichern und großmüthigern Gefühle und zögerte nicht, die Wünsche des Ritters zu erfüllen.

So ward sie die Frau eines Infanteriehauptmanns in einem von Negern bewohnten Lande, mitten unter einer wilden Nation von rohen Leuten von mancherlei Art, demohngeachtet aber eine Prinzessin aus einem hohen Hause, verwitwete Kronprinzessin eines der größten Länder der Welt, und Schwester der Deuschen Kaiserin. Sie theilte mit ihrem Gatten die Mühseligkeiten, welche eine neue Pflanzung erfordert, und war in dieser Lage tausendmal glüklicher, als sie es in dem Keiserlichen Pallaste zu St. Petersburg gewesen war, und vielleicht glücklicher als ihre Schwester auf dem Kaiserthrone. Der Himmel schenkte diesen tugendhaften Eheleuten zur Belohnung ihrer Einigkeit eine Tochter, welche Frau von Aubant selbst stillte, und auch in der Mutterspache unterrichtete.

Einige

Einige Jahre nachher wurde der Ritter von der Fistel befallen. — Er verkaufte seine Pflanzung und reisete nach Paris, um sich heilen zu lassen. Seine Gemahlin war selbst seine Wärterin mit der zärtlichsten Liebe einer Gattin. Da der Ritter wieder besser wurde, so gieng sie zuweilen mit ihrer Tochter in den Tuillerien spazieren. Als sie hier einmal mit ihrer Tochter deutsch sprach: so näherte sich ihr der Graf von Sachsen, welcher in eben der Allee gieng, weil er sie seine Muttersprache reden hörte. Wie groß war sein Erstaunen, als er die Prinzessin erkannte. Sie bat ihn inständig, das Geheimniß nicht zu verrathen, und erzählte ihm, wie die Gräfin von Königsmark ihre Flucht aus St. Petersburg begünstigt hätte. Der Graf von Sachsen verhelte ihr nicht, daß er mit dem Könige von ihr sprechen würde. Die Prinzessin bat sichs als eine Gnade aus, es erst in drei Monaten zu thun. Der Graf bewilligte es ihr und bat sie um Erlaubniß, sie zu besuchen. Sie bewilligte es ihm, doch unter der Bedingung, daß er nur bei Nacht und ohne Gesellschaft zu ihr kommmen sollte.

Der Ritter d' Aubant sahe nun, nachdem er wieder hergestellt war, sein Vermögen beinahe erschöpft. Er bewarb sich bei der indischen Compagnie um die Majorité auf der Insel Bourbon. Der Graf von Sachsen besuchte die Frau von Aubant von Zeit zu Zeit. Nach 3 Monaten ermangelte er nicht, zu ihr zu gehen, ehe er mit dem Könige von ihr sprechen wollte. Er konnte sich nicht genug verwundern als er erfuhr, daß Frau von Aubant mit ihrem Manne und mit ihrer Tochter nach Ostindien abgereiset wäre. Der Graf erzählte es sogleich dem Könige. Dieser ertheilte

alsdann sogleich dem Minister Befehl, an den Gouverneur von Bourbon zu schreiben, die Madame d' Aubant mit der größten Achtung zu behandeln. Seine Majestät selbst schrieb eigenhändig an die Königin von Ungarn, ob er gleich Krieg gegen sie führte, um sie von dem Schikfale ihrer Tante zu unterrichten. Die Königin dankte dem Könige, und schikte ihm einen Brief an Mad. d' Aubant zu, worinnen sie dieselbe bat, sich zu ihr zu begeben und ihren Mann und ihre Tochter, für welche der König von Frankreich sorgen würde, zu verlassen.

Diese großmüthige Prinzessin wollte einen solchen Vorschlag nicht eingehen. Sie blieb auf der Insel Bourbon bis 1754. Nachdem sie ihren Mann nebst ihrer Tochter durch den Tod verlohren hatte, so kehrte sie nach Paris zurük, wo sie unbekant lebte. Man sagte mir, daß sie sich nach Montmartre in die Einsamkeit begeben, und bis 1760. daselbst gelebet hätte; andre sagen, zu Brüssel, wo das Haus Braunschweig ihr einen Gnadengehalt von 60000 Gulden gegeben, wovon diese verehrungswürdige Prinzessin 3 Viertheile unter die Armen austheilte, von welchen sie ihre Mutter genennt wurde.

Dies ist die kurze Skize ihrer Geschichte. Ich habe mich von ihren vornehmsten Lebensumständen seit der Epoche ihres Unglüks Nachrichten einzuziehen bemühet; aber niemand hat mir von dem Lebens-Ende einige Belehrung geben können. Der schwedische Ritter von Arensburg, der sich unter Carl XII. in der Schlacht bei Pultawa befand, und ehedem Befehlshaber über die Deut-

schen in einer Gegend dieser Kolonie war *), konnte mir nur sagen, daß eine deutsche Dame, die man für eine Prinzessin gehalten, gleich beim Anfange seines Etablissements angekommen wäre.

Ob ich nun gleich alle diese Nachrichten von vielen glaubwürdigen Personen habe: so will ich demohngeachtet nicht für ihre Gewißheit bürgen **).

Nun komme ich wieder auf das Land selbst zurük. Alles scheint jezt hier sehr ruhig zu sein. Die Spanier beschäftigen sich nur damit, eine festere Regierungsform einzuführen. Ich weiß nicht, ob Louisiana zur Audienza Havanna oder Mexiko gehören wird.

Diese reiche Stadt ist der Siz eines Erzbischofs und eines Vicekönigs. Die Macht des lezztern erstrekt sich so weit, daß er Gesetze und Verordnungen geben kann, die er nach den Umständen für schiklich oder nothwendig hält, und die Processe der Privatleute beendiget, diejenigen ausgenommen, welche so wichtig sind, daß sie dem spanischen Rathe vorgelegt werden müssen.

Hier

*) Diese Deutschen Etablissements waren im Jahr 1720. am Missisippi im Lande der Akanzas angelegt. Sie bestanden damals aus 1000 Personen, worunter auch einige französische Familien waren. Nach diesem bauesten sich die Deutschen 10 Meilen über Neu-Orleans an.

**) Im Journal Encyclopedique Fevr. 1777. wird versichert, daß dem Herausgeber desselben noch besondre Umstände von dem Leben der Prinzessin bekannt wären, die in allen Stücken mit dem, was in dieser Reise von ihr erzält wird, übereinstimmt. Sehr umständlich findet man diese Begebenheit untersucht in des Herrn O. K. R. Büsching Magazin für die Historie und Geographie XV. Theil. 1781. S. 221 ff.

Hier hängen manche Gouvernements von dem Vicekönige ab; die mehresten Gouverneurs sind seine Kreaturen, auch machen sie ihm oft grosse Geschenke, um in ihren Aemtern zu bleiben. Der König von Spanien giebt ihnen, so lange sie Gouverneurs sind, und dieses ist gewöhnlich 5 Jahre lang 100,000 Dukaten, ausserdem was sie sich erwerben. Es ist aber bekannt genug, daß in Europa das Geld einen sichern und leichten Weg zu den größten Ehrenstellen eröfnet. Vermittelst der Geschenke, welche der Vicekönig den Hofleuten des Königs von Spanien und den Mitgliedern des indischen Raths macht, behält er seine 5 jährige Würde 10 Jahre länger.

Wenn der Vicekönig von Mexiko ein eigennütziger Mann ist, so ist es ihm nur allzuleicht, diese niedrige Leidenschaft zu befriedigen. Der Handel ist hierbei das beßte Mittel, wenn auch gleich sein Privathandel dem Vortheile des Nationalhandels nicht gemäß ist. Man hat Vicekönige gesehen, welche sich das ausschliessende Recht anmaßten, gewisse Produkte, als Korn, Mais ꝛc. zu verkaufen. Diese allzugrosse Macht, verbunden mit dem Geitze des Grafen von Gelves, der 1624. Vicekönig war, und der Stolz des Alfonsus von Zerna, Erzbischof von Mexiko hätte beinahe den Untergang der Stadt verursacht, da ein Aufruhr unter dem Volke entstand. Hieraus kann man sehen, wie gefährlich und schreklich eigennützige Gouverneurs in den Kolonien sein können!

Wie viele Verwüstungen, wie viele Unordnungen hat nicht eine handvoll Spanier verursacht, die in die ungeheuer grossen Provinzen Westindiens gekommen waren. Dieser Welttheil ist so groß, daß es für einen Privatmann schon viel ist, wenn

er ihn gesehen hat; wie vielmehr hieß dies ihn unterjocht zu haben? Diese Heerden unbewaffneter und nackender Indier sind mit Sicheln niedergehauen oder als Schaafe von wüthenden Löwen gefressen worden.

Ehedem hatten die Inseln Cuba und die Lukayischen Inseln mehr als 600,000 Einwohner; jezt zählen sie nicht mehr als 20,000. **Bartholomäo de la Casas**, ein würdiger Bischof von Chiapa meldet uns, daß in der Insel Hispaniola, jezt St. Domingo genannt, von 3 Millionen Indier zu seiner Zeit gar keiner übrig gewesen sei, und in andern Ländern auf dem festen Lande hat man beinahe 15 Millionen getödtet. „Man giebt keine „Rechenschaft von ihren Seelen, wiewol diese eben „so unsterblich, als die unsrigen sind; man behan„delt diese armen Indianer nur wie unvernünfti„ges Vieh.„

Als man einen Spanier fragte, wie er die armen Indianer unterrichtete, so antwortete er: Que los dava al diablo, loque bastave per ello, d. h. ich übergebe sie dem Teufel, das ist genug für sie. Wenn man sie duzendweise henken liesse: so behauptete man, daß es zur Ehre Gottes und der 12 Apostel geschähe.

„Sie hassen Ihro Majestät, sagt dieser heil. Bischof zu dem katholischen Könige, und verabscheuen Gott selbst, wegen der üblen Behandlung, die man ihnen unter dem Vorwande der Religion anthut. Sie loben ihre Götzen, unter welchen sie so ruhig gelebt hatten, und entsagen der christlichen Religion wegen der Grausamkeiten, die sie erdulden müssen. Es giebt keine Pest„ fährt er fort, „keine ansteckende Krankheit, welche ein ehedem sehr bevölkertes Land von 2500 Meilen so hätte ent-

völkern können, als es von den Spaniern geschehen ist. Um einen Vorwand zu haben, sie zu mißhandeln, klagte man sie an, daß sie Sodomiterei trieben und mit dem Engel der Finsternisse in Verbindung stünden.„

Der brave Bischof versichert, daß dies nicht wahr sei und beweiset ihre Unschuld. Im Gegentheil haben sie von den Castilianern ihre Laster gelernt, besonders den heiligen Namen Gottes zu lästern. Eines von den Mitteln, sie zu plagen, und ihre Weiber zu mißbrauchen, oder sich ihr Gold zuzueignen, ist, daß man sie der Abgötterei wegen anklaget.

„Wir haben, sagt der westindische Apostel, 10 grosse länder, die grösser uud weit bevölkerter als Spanien waren, durch Grausamkeiten und schrekliches Blutvergiessen, in eine Wüste verwandelt.„

Seine nachdrükliche Vorstellungen entlokten Thränen des Mitleidens. „Sie haben, sagt eben dieser Prälat, zur Beschimpfung der Vorsehung und der heil. Religion mehr als 15 Millionen Menschen getödtet. Blinde werden es sehen, Stumme es ausschreien, und Taube es hören. Ich rufe Gott, alle Engel, alle Heiligen und alle Menschen, die jezt leben und nach uns leben werden, zu Zeugen, daß ich es mit gutem Gewissen behaupten kann, daß dies der Untergang Spaniens sein werde. „Ferner sagt er: „dieses unschuldige Blut schreit um Rache gen Himmel; das Gerücht von diesen unerhörten Mißhandlungen verbreitet sich auf dem ganzen Erdboden um so mehr, je unmenschlicher diese Ausschweifungen sind.„

Diese Indianer beobachteten das natürliche Gesez, und hatten so unschuldige Sitten, daß sie

die spanischen Soldaten beschämten. Man hat diese unglüklichen Amerikaner nicht als Feinde, sondern wie das liebe Vieh behandelt, so daß man sich in den Schulen darüber stritt, ob man sie als Menschen betrachten könnte: die Schriften eines Supelveda, gegen welchen Gott einen Barthol. de la Casas erwekte, sind durchaus verabscheuungswürdig. Lange glaubte man, daß die Indianer Hunde und des Christenthums nicht würdig wären. Schrecken und Zerstörung begleiteten ihre Armeen, und die von Millionen Menschen bevölkerte Inseln wurden in sehr kurzer Zeit ganz und gar verwüstet. Dies Gold und Silber, welches von da kommt und so viel Menschen in den ländern der alten Welt verdorben haben, sind vom Blute der Völker ganz benezt. Man findet kein Bergwerk, daß nicht auf hundert Millionen Menschen das Leben gekostet hättte *).

Bischof Bartholomeo sezt hinzu, „wenn man das Gold, welches man gewinnt, auf die eine Wagschale und das Blut der unglüklichen Indianer, welche die Spanier dazu brauchten, auf die andere legte: so würde das Blut schwerer sein als das Gold.„

Dieser unersättliche Durst nach Golde, von welchem sich Valdivia, Gouverneur von Chili hinreissen ließ, verursachte einen so langwierigen und blutigen Krieg zwischen den Spaniern und Brasilianern, einer tapfern, starken und muthigen Nation, die eben so gut, wie die Europäer verstehen die Lanze zu führen und ein Gewehr abzuschiessen.

Dieser

*) Daß hierinnen doch manche übertriebne Vorstellungen sind, darf ich wohl nicht erst erinnern.

Dieser Gouverneur war für dieses Metall so eingenommen, daß er nicht leiden konnte, daß die Indianer es auch besitzen sollten. Alles Gold und Silber, womit ihr Haus geziert war, wurde ihnen weggenommen. Wenn sie es ihm nicht geben wollten, so ließ er sie strenger behandeln. Er ließ sogar einige, welche seinem Befehl nicht gehorchen wollten, tödten. Sie mußten in den Bergwerken arbeiten und ihm täglich eine grosse Summe bringen. Da sie ihm aber nicht so viel schaffen konnten, als er forderte; so beschlossen die Indianer, seine Befehle nicht mehr zu vollziehen, und nahmen sich vor, seinen Geiz auf einmal zu befriedigen. Sie versammleten sich und nachdem sie sich in den Stand gesezt hatten, den Gouverneur anzugreiffen, so giengen sie zu ihm, mit einer grossen Menge Goldes beladen und redeten ihn mit folgenden Worten an: „Valdivia! du bist so sehr verhungert nach diesem gelben Metalle, daß wir dich bis hieher damit noch nicht haben sättigen können; aber nun haben wir ein Mittel entdekt, deine Leidenschaft völlig zu befriedigen. Hier hast du genug, und nun mußt du dich recht satt trinken.„

Sogleich stürzten sie auf ihn zu, gossen ihm geschmolzenes Gold in die Kehle, wovon er in dem Augenblicke starb. Er hinterließ dieser Stadt seinen Namen, welcher noch in dem Lande verwünscht wird *).

*) Ein Kazike auf einer der antillischen Inseln, welcher den Spaniern entwischt war, sagte seinen Leuten: das Gold sei der Gott ihrer Feinde, weil sie mit so vieler Gefahr so weit herkämen, um es zu besitzen, und man müsse alles hingeben um Ruhe zu haben.

Ein

Von hier segelten wir den Missisippi wieder herauf. Der Strom war nicht mehr sehr schnell, da das Wasser im Herbste ausserordentlich seicht ist. Am Abende des 8ten Tages baueten wir an dem Einflusse des rothen Flusses, der in den Missisippi fällt, Hütten, ohngefähr 50 Meilen über Neu-Orleans.

Am folgenden Morgen liessen wir einen Neger in eine Piroge steigen, die aus einem Sturz von Cypressenholze gemacht war, worin wir einen getrokneten wilden Ochsen und Pökelfleisch hatten, um uns vor unserer Abreise ein Frühstük zuzubereiten. Unser Sklave kommt sogleich zurük, ganz erschrocken und ausser sich, und sagt, daß ein böser Geist allen unsern Mundvorrath gestohlen hätte. Indessen fand es sich, daß der böse Geist niemand anders als ein Crocodil gewesen, welches, während daß wir geschlafen, unsere Viktualien ins Wasser gezogen, um sie bequemer zu verzehren.

Diese Thiere sind sehr fleischgierig. Sie bemerken sehr wohl die Gegenden, wohin der Durst die Ochsen führet. Hier verstecken sie sich in den Rasen, ohne sich zu rühren. Wenn die Ochsen anfangen zu saufen: so fassen die Krokodile sie bei der Schnauze, ziehen sie auf den Grund des Wassers nieder und ersäufen sie. Nachher verzehren sie sie am

Ein andrer Indianischer Chef wurde von den Inquisitoren zum Feuer verdammt. Ein Jesuit redete ihm zu, er möchte ein Christ werden, so würde er ins Paradis kommen; aber er protestirte dawider, daß er nicht hinein wollte, wenn Spanier darinnen wären. Diese unglüklichen Wilden hatten einen solchen Abscheu gegen die Spanier, daß sie nicht bei ihren Weibern schliefen, um so grausamen Herren keine Sklaven zu zeugen. Im 1sten Theile S. 10 ff. der ersten Reise giebt Bossu mehr umständliche Nachricht hiervon.

am Ufer, weil diese Amphibien einen so grossen Schlund haben, daß sie sich, wenn sie ihn öfneten, voll Wasser füllen würden.

Diese Thiere sind eben so begierig nach Menschenfleisch. Man hat bemerkt, daß sie besonders die Neger, wegen einer gewissen Ausdünstung ihrer Haut anfallen.

Einstmal schwammen verschiedene Indier, unter welchen auch ein Neger war, durch einen Fluß. Ein Krokodil faßte den Neger am Fusse. Dieser aber, geschikt und beherzt, zog sein Messer aus einer am Halse hängenden Scheide und tödtete das Thier, welches beinahe 5 Fuß lang war *). Der Zahn eines Krokodils kann nicht giftig sein; denn der Afrikaner ward von seiner Verwundung geheilet. Da aber dies Ungeheuer durch seinen Biß ihm die Versen und Knorpel durchbissen hatte: so blieb er lahm daran.

In Nieder, Louisiana sind die Seen und Flüsse voll von Krokodillen, die so stark und so gefährlich sind, daß sie die Negerfrauen fressen, welche an den Orten, wo sich diese Thiere oft einfinden, ohne Vorsicht ihre Wäsche besorgen.

*) Der Verf. erzählt im 4. Theil seiner ersten Reise S. 64. wie sich manche Eingebohrne, unter denen er die Collapissas und Guanches nennt, mit diesen Thieren im Wasser herumschlagen. Sie nehmen ein Stük hartes Holz, welches auf beiden Enden spizig und mit Eisen beschlagen ist, in die Hand, und schwimmen damit mit ausgestrektem Arme in den Fluß. Das Krokodil nähert sich mit ofnem Rachen um den Arm des Wilden zu verschlingen. Dieser stekt ihm den Arm mit dem Stük Holze in den Rachen und das Krokodil, durchbort sich indem es zubeißt, die beiden Kinnbacken, so daß es sie nicht mehr auf- und zu machen kann.

Vor einigen Jahren ward eine Sklavin eines Einwohners von Pointe Coupée von einem Krokodille in den Missisippi Fluß gezogen, das ihr den Arm abbiß, welches zum Glücke die Ursache war, daß man Zeit hatte, sie wieder heraus zu fischen.

Einmal wurden wir von einem ungeheuren Krokodil ausserordentlich sehr erschrekt. Es war aus einem See gestiegen, wo wir vorbeigingen, und badete sich in einem Teiche, wo es die Quer stand, um seine Beute zu erwarten. Beim ersten Anblik glaubten wir, daß es ein dicker Baum wäre, den man abgehauen hätte; dies Krokodil war so alt, daß sein Rücken und sein Kopf mit Moos bedekt waren.

Nicht bloß im Wasser greift dieses Thier den Menschen an, wenn es hungrig ist: so wagt es auch auf dem festen Lande einen Angrif auf ihn. Will man ihm beim Nachsetzen entgehen, so darf man nur bald rechts bald links laufen. Denn da das Krokodil wegen seiner Dicke und wegen der Stärke seines Rükgrades sich nicht schmiegen kann: so ändert es nur mit der größten Mühe die Richtung seines Laufes. Um solche Krümmungen zu machen, muß es seine plumpe Masse bewegen. Während dieser schweren Bewegung, hat man Zeit genug sich in Sicherheit zu setzen, oder das Thier selbst wird auch von solcher Anstrengung müde und läßt bald nach.

Das Weibchen des Krokodils legt des Jahres über wohl 50 Eier, die grösser als indische Hüner-Eier sind. Sie legt sie in den Sand am Ufer des Wassers, wo die Feuchtigkeit nebst der Sonnenhitze die Jungen ausbrütet. Die Vorsicht scheint diesen grausamen und gefräßigen Thieren Feinde erwekt zu haben, um ihre unendliche Ver-

meh-

mehrung zu hindern. Kaum sind die Jungen ausgekrochen: so nehmen sie die Raubvögel weg, die auf den Augenblik, wo sie ihren Fraß wegschnappen können, aufmerksam sind. Die übrigen nimmt das Krokodil in seinen Schlund, und speit sie im Wasser aus, wo sie sogleich schwimmen und sich in dem Kothe verstecken.

Es giebt, wie ich schon oben gesagt habe, in den Seen und Flüssen von Nieder-Louisiana so starke und so alte Krokodille, daß sie Moos auf dem Kopfe und auf dem Rücken haben. Den Winter bringen sie im Schlamme zu.

Manchmal bleiben die Kugeln, wenn sie diese Thiere erreichen, stecken, oder machen in ihrer dicken und scheußlichen Haut Löcher. Sie bleiben einige Monate in dem Kothe ganz unbeweglich wie tod. — So fallen in diese Hölungen Saamenkörner von Ulmen, Weiden und andern Sträuchern, welche an den Ufern der Flüsse in diesem Lande wachsen. Nun ist nur noch Feuchtigkeit nöthig, um das Wachsen zu bewirken. Die Erfahrung beweiset es *). Es ist also glaublich, daß die Saamenkörner (wenn sie sich zwischen der Haut und dem Fleische der alten Krokodille ausbreiten, die ehedem mit Moos und Koth bedekt waren) daselbst wachsen und Wurzeln fassen, weil die Anlagen dazu da sind. Die Krokodille, gleichsam eingefroren, bekommen im Frühlinge ihre Wärme und Bewegung wieder, kommen wieder ins Wasser und wenn die kleinen Zweige gewachsen sind, so erscheinen sie auf der Oberfläche des Wassers, wenn diese Amphibien in den Flüssen schwimmen.

Die

*) Auch bei den Fischen und andern Wasserthieren bemerkt man ein gleiches, so z. B. bei den Karpfen ꝛc.

Die Zweige kommen nur nach und nach hervor, wie einige Pflanzen auf andern von ganz verschiedener Art z. E. Fliegenschwamm, (Agaric) oder andere Schwämme; das Lungenkraut (Pulmonaire) und andere Arten von Moos ꝛc. die Mistel. Alles dieses geschiehet vermittelst der Saamenkörner, welche die Winde verbreiten.

Wir verliessen die Mündung des rothen Flusses, wo unser ganzer Vorrath von einem dieser Thiere weggenommen war, und nahmen uns 2 Wilde von der Nation der Tonikas mit, welche wir auf unserer Reise zur Jagd brauchten. Sie verschaften uns überflüssigen Vorrath, bei unserer Schiffarth den Fluß hinauf.

Da wir einmal beim Sonnenuntergange auf dem Missisippi fuhren: so zeigte mir einer von den beiden Indianern auf der Oberfläche des Wassers einen diamantähnlichen Glanz. Je näher wir kamen, desto stärker fiel er in die Augen. Ich erstaunte sehr, als ich näher hinzu kam und eine Klapperschlange gewahr wurde. Dieses ungeheure Amphibium schwamm durch den Fluß, ob er gleich an diesem Orte eine halbe Meile breit war. Es war einen Büchsenschuß von unserm Schiffe; daher bat mich der Wilde um meine Flinte, welche ich mit Blei geladen hatte, um Trappen und wilde Enten im Fliegen zu schiessen. Der Amerikaner traf den Kopf der Schlange so gut, daß das blitzende Auge, welches einen so starken Glanz von sich geworfen hatte, ihn auf immer verlohr. Einige Augenblicke nachher kam das giftige Thier wieder zum Vorschein, und ward von der mit ihrem Blute gefärbten Welle fort geschwemmt. Wäre ihr glänzendes Auge nicht von dem Blei, womit ich Vögel schiessen wolte, beschädigt worden, so würde ich versucht

haben,

haben, sie auffischen zu lassen, um sie Ihnen wohlbehalten zuzuschicken.

Herkules bildete sich vielleicht nicht so viel darauf ein, daß er den schreklichen Drachen getödtet hatte, der an der Thüre des Garten der Hesperischen Töchter wachte, als dieser Indianer auf die Lobsprüche, die ihm die Anwesenden ertheilten. Zur Belohnung für die Ermordung dieses gefährlichen Thiers, welches den Ländereien unserer Bundesgenossen und ehemaligen Landesleute, der Spanier, hätte gefährlich werden können: schenkte ich dem Jäger eine Flasche Taffia, um seinen Sieg mit seinen Kameraden zu feiern. Bei unserer Ankunft bei den Akanzas, unter denen sich das Gerüchte von dieser Heldenthat sehr bald ausbreitete, ertheilten wir ihm von seiner Geschiklichkeit das vortheilhafteste Zeugniß. Die Nation beehrte ihn daher mit dem Titel eines **Hauptmanns der rothen Männer** *) und zugleich mit dem Titel eines **Ritters der Klapperschlange**, d. h. man zeichnete und stach um den Leib herum eine Schlange, deren Kopf auf den Ort fällt, den mir die Schamhaftigkeit zu nennen verbeut **).

Wenn

*) So nennen sich die Amerikanischen Indianer.

**) Dergleichen Bilder werden gewöhnlich auf folgende Art eingeprägt. Man zeichnet das Bild desjenigen Gegenstandes oder Thiers, welches man anbringen will mit schwarzer Farbe oder Kanonenpulver auf die Haut. Nachgehends rizt man die Haut mit Nadeln bis es anfängt zu bluten, und wischt mit einem Schwamm, der vorher in aufgelöstes Salz eingetaucht ist, ganz leicht darüber weg, und vermischt das Blut mit der schwarzen Farbe. Auf solche Weise entsteht eine Kruste auf der Haut, die die Figur unauslöschlich macht. Diese Operation ist äuserst schmerzhaft. Da es indessen die dortigen Völkerschaften als ein Or-

dens-

Wenn man durch das Land der Natchez reiset, so siehet man, wenn besonders das Wasser seicht ist, zahlreiche Heerden von wilden Ochsen an den

denszeichen ansehen, welches nur als Belohnung vorhergegangner Heldenthaten erfolgt, so steht ein jeder die Schmerzen mit Vergnügen aus, um dieses Heldenzeichen zu tragen. Dieses Ehrenzeichen wird vermehrt, wenn einer sich im Krieg zu wiederholtenmalen als Held ausgezeichnet hat.

Mit eben dieser Cerimonie wurde Herr Bossu unter die Nation der Akanzas aufgenommen. Man ließ den Verfasser auf eine Tiegerhaut niedersetzen. Ein Wilder rührte verbrantes Stroh in Wasser ein, und zeichnete ihm den Hirschbok damit auf die Lenden. Hernach rizte er diese Zeichnung mit grossen Nadeln in die Haut, bis Blut heraus kam. Nachher mußte er aus ihrer Friedenspfeiffe rauchen, man breitete weisse Felle vor ihm aus, über die er gehn mußte. Man tanzte um ihn herum und machte ein Freudengeschrei. Die Akanzas glaubten ihm durch diese Handlung die größte Ehre zu erweisen. Der Verfasser gesteht, daß ihm der Schmerz doch sehr empfindlich gewesen, und daß er beinahe 8 Tage das Fieber davon gehabt habe.

Läßt es sich einer einfallen, ohne vorhergegangene Verdienste eine solche Figur einzubeitzen, so wird er als ein Niederträchtiger von der Nation verachtet. Selbst die Söhne der Caziken haben hierinnen keinen Vorzug, und erhalten diese Ordenszeichen nur in dem Fall, wenn sie sich durch Tugend und Tapferkeit auszeichnen. Zur Bestätigung dessen erzählt der Verfasser im ersten Theil der schon angeführten Reise folgende Geschichte:

Ein Wilder, der sich niemalen in Vertheidigung seines Vaterlandes hervorgethan, ließ sich demohnerachtet ein Ehrenzeichen einbeitzen, um diejenige zu betrügen, die nur nach dem äusern Scheine urtheilen. Dieses geschah in der Absicht um für einen Helden zu passiren, und eines der schönsten Mädchen von seiner

Nation

den Fluß kommen, um zu saufen. Dieses Schauspiel entschädigt die Reisenden, reichlich für die Langeweile, auf dieser beschwerlichen Reise. Das einzige Vergnügen, welches man in dieser weitläuftigen und wüsten Landschaft geniessen kann, ist die Jagd der Vögel, Amphibien und vierfüssigen Thiere.

Nation zur Frau zu bekommen, die, ohnerachtet sie eine Wilde war, dennoch ehrgeitzig war. Als er schon so weit war, daß die Heirath mit der Familie seiner Braut solte geschlossen werden, die es verdroß, daß ein Poltron ein Ehrenzeichen trüge, welches nur verdienten Kriegern zukomme, so beschloß man diese Prahlerei zu rächen. Das Urtheil fiel aus: Es solte ihm das Zeichen der Streitkolbe abgerissen d. i. die Stelle geschunden werden, wo er sich das Ehrenzeichen eingebeizt hatte.

Da das Urtheil unwiederruflich war, so schlug sich Herr Bossu ins Mittel, und erbot sich, um die Ehre der Nation zu retten und aus Mitleid gegen diesen Unglücklichen, einen Arzt bei ihm abzugeben. Er versicherte, er wolte ihm die Haut mit dem Zeichen abziehen, ohne ihm Schmerzen zu verursachen, und durch die Kraft seiner Arzenei solte sich sein Blut in Wasser verwandeln. Den Wilden schien dies eine Unmöglichkeit. Hr. Bossu nahm also die Rolle eines Zauberers und ließ dem Praler eine Schale Syrup, in welche er Opium gethan hatte, austrinken, und legte während dem Schlafe ein Spanischfliegenflaster auf die Stelle, wo er das Zeichen der Streitkolbe trug, nach diesem einige Blätter von Wegebreit, die eine Geschwulst verursachten. Das Zeichen gieng mit der Haut ab, und es brach aus der Wunde nur eine wäßrigte Feuchtigkeit aus. Die Indianischen Gaukler waren hierdurch ganz in Erstaunen gesezt.

Auch die Weiber können sich so viele Bilder in die Haut beitzen lassen als sie wollen. Einige haben sogar dergleichen auf den Brüsten. Ohnerachtet dieses sehr empfindliche Stellen sind, so stehen sie doch die Marter eben so muthig wie die Männer aus.

Thiere. Aber dieser Zeitvertreib wäre uns beinahe gefährlich geworden.

Den 27 September früh gegen 8 Uhr fuhren wir über den Missisippi. Einige Augenblicke nachher sahen wir auf einer weiten Ebene von Sand und Lehmerde, bei welcher in einer Entfernung von 100 Schritten ein sehr dickes Gehölze war, Rehe, Bären, wilde Kühe mit ihren Kälbern, welche ihre Mütter schienen säugen zu wollen. Wir glaubten, junge Kühe und Stiere weiden und mit einander spielen zu sehn. Der Herr unsers Schiffes, der sie zuerst bemerkt hatte, sagte zu uns: halt Freunde! Ein glüklicher Fang, ein gesegneter Tag, wilde Ochsen! Eilt zum Gewehr. Auf einmal waren wir so ungeduldig, als es nur hungrige Reisende bei dem Anblicke dieser Heerden sein können. Wir hoften, mit Wucher den Verlust zu ersetzen, den wir bei der Einfahrt in den rothen Fluß erlitten hatten. Ein alter Soldat von meiner Kompagnie ans dem lande Garonne, dessen militärischer Name Sans Peur (Ohne Furcht) war, und der seit der Reform unserer Truppen Jäger, (Waldläufer) geworden war, empfand schon im Voraus das Vergnügen, mich mit dem beßten Stücke von diesen Thieren zu traktiren. Er nahm sich schon vor, mir eine Bärenhaut anzubiethen, die er nicht einmal gern durchstechen wollte, weil sie sehr schwarz aussahe und groß genug zu sein schien, um sie unter meine Reisematratze zu legen. Ein andrer wollte nur auf die Kühe schiessen (weil das Fleisch der Ochsen zu zähe wäre) um ihre Kälber zu bekommen, welche ein mürbes Fleisch hätten.

Unsere beiden Wilden hörten stillschweigend zu. Endlich fingen sie ein lautes Gelächter an. Wir frugen sie um die Ursachen und bekamen zur

Ant-

Antwort, sie könnten sich nicht des Lachens enthalten, weil wir blindlings in die Falle gehn würden, welche uns die Wilden Chikachas, unsere Feinde in einem Hinterhalte gelegt hätten, nahe an dem Orte, wo wir ans Land steigen wollten, da die Hitze der Franzosen, diesen Völkern, wie sie sagten, bei der wilden Ochsenjagd, bekannt wäre, so hätten sich einige von ihnen in diese Thierhäute bekleidet, um uns in den Wald zu locken, und uns entweder zu tödten oder gefangen zu nehmen. Ohnstreitig würden wir mit einer Menge Pfeile bedekt werden, wenn wir uns nicht sogleich durch die Flucht in Sicherheit sezen wollten. Bei diesen Worten, welche uns in Erstaunen und Furcht sezten, beobachteten wir aufmerksam den Gang dieser vorgeblichen Bären, Kühe, Kälber und Rehe. Wir erkannten wirklich an ihrem Gange und an ihrer Bewegung, daß es Menschen wären, die sich in Thiere verkleidet hätten. Hier erinnerte ich mich sogleich an den Raub, den das Krokodil auf dem rothen Flusse an uns begangen hatte; und man kann sich leicht vorstellen, wie sehr ich mich über diesen kleinen Unfall freuete, da er uns genöthigt hatte, die beiden Amerikaner, welchen wir das Leben zu danken haben, mitzunehmen. — — — —

Als wir nur 15 Meilen von dem Lande der Akanzas entfernt waren: so verliessen uns die 2 Wilden, um uns bei ihnen anzumelden. Vier Tage nachher kam mir ein Indianischer Illineser, welcher sich damals bei den Akanzas aufhielt, in einem Schiffe entgegen und brachte mir Erfrischungen von diesen Indianern. Dieses war eben der Wilde bei dem ich 1756 in dem Lande der Illineser Pathe gewesen war, als der Jesuit de Guenne ihn taufte. Er sagte zu mir, daß seine Sprache zu

arm und er zu unvermögend wäre, die Freude über mein Wiedersehen auszudrücken; die Akanzas erwarteten mich mit Ungeduld und machten schon Zubereitung meine glükliche Ankunft durch Feste und ausserordentliche Freudensbezeugungen nach ihrer Art zu feiern.

Sobald wir vor dem Flecken waren, so liefen diese Wilden haufenweise mit Gesang und Tanz an den Fluß, und hielten in der Hand ein Chichikei, eine Art Kürbisflasche mit Körnern angefüllt, womit sie den Takt schlagen. Beim Aussteigen ermangelte ich nicht, ihre Höflichkeitsbezeugungen durch einige kleine Geschenke, deren Werth nicht über einen harten Piaster betrug, zu erwiedern.

Ich wurde auf folgende Art empfangen. Anfänglich brachte man mir die bekannte Friedenspfeife, (Calumet) *) zum Rauchen; hierauf drükte mir der Kazike und die Kriegsobersten zum Zeichen der Freundschaft einer nach dem andern die Hand. Nach dieser Zeremonie trug man mich ins Bad. Wenn man eine lange Reise gethan hat, so muß man sich, wie sie sagen, waschen und baden um gesunder und muntrer zu werden.

Das Land der Akanzas wird von den westlichen Indianern wegen der dasigen Bäder fleissig besucht. Es giebt hier verschiedene warme Bäder, welche aus den mexikanischen Bergwerken ihren Ursprung nehmen.

*) Dies ist eine lange Tobakspfeiffe, von rothem, schwarzen oder weislichen Steine. Das Rohr ist von Schilf gemacht und drittehalb bis 3 Fuß lang. Die Wilden schicken diese Pfeiffe an die Völker, mit denen sie Bündnisse oder Schlüsse erneuren wollten. Sie ist mit weissen Adlersfedern geschmücket. Bei allen Völkerschaften ist sie ein Zeichen des Friedens und der Freundschaft. Mit dieser Pfeiffe in der Hand kann man ohne Furcht diese Amerikanischen Völkerschaften besuchen, weil unter dieser Nation nichts heiliger ist als dieses Rohr.

nehmen. Sie werden von den Aerzten des Landes, welche sie für stärkend ausgeben, sehr geschäzt.

Hierauf breitete man eine grosse weißliche Hirschhaut aus, auf welche ich mich setzen mußte. Vier der stärksten Krieger nahmen sie jeder bei einem Ende und hielten sie mit ihren Bogen.

Aus dem Bade führte man mich in die grosse Hütte, wo die Versamlungen der Nation gehalten werden. Hier geben diese Völker den Friedensdeputirten Audienz.

Man hatte mir einen Siz aus einem ausgehölten Baumstamme, mit einer Tieger- oder Leopardenhaut bedekt, zubereitet, und unter meine Füsse Häute von Fischottern gelegt.

Nachdem man mir zu meiner glücklichen Zurükkunft in ihre Länder Glük gewünscht: so brachten mir die Weiber und Töchter der Krieger ein hölzernes Gefäß oder vielmehr eine tiefe Schüssel mit indischem Korn, die wie Gerstengraupe aufgehäuft und mit wilden indischen Hünern gekocht war, ferner Rückenstücke von Rehen auf dem Roste gebraten und getroknete Bärenzungen. Hierauf sezte man mir allerlei Landesfrüchte und Caffine *) in einem Flaschenkürbis vor.

*) Ein Getränk von dem Laube eines gewissen Baums. Die Blätter sind zackigt und ungefär wie ein Pfennig groß. Die Wilden kochen sie wie wir den Kaffee, und trinken den Trank gewöhnlich mit vielen Cerimonien. Bei den Nationalversamlungen tragen ihn die jungen Krieger in ofnen Schalen herum, und überreichen ihn den Kriegern nach dem Range herum, zuerst den Officiers, nachher den übrigen. Während dem Trinken erheben sie ein lautes Geheule und lassen die Stimme nach und nach fallen. Wenn man aufhört zu trinken, so lassen sie mit dem Geschrei nach; und sobald man wieder trinkt, fangen sie wieder ihr

Während dieser Mahlzeit, die ich mit vielem Appetite verzehrte, studierte der Kanzler oder Redner auf seine Rede, und nachdem er seine Gedanken ein wenig gesamlet hatte; so stand er auf, machte dem Kaziken und der Versamlung sein Compliment und redete folgendermassen:

„Lange, lieber Vater, haben wir dein Antliz „nicht gesehen. Die ganze Nation freuet sich, dich „heute in ihrem Lande zu erblicken, welches weiß „ist, d. h. daß sie nie Franzosen getödtet haben, „und noch nie von deinem Blute gefärbt worden. „Alle deine Kinder, die Akanzas haben dich beweint, „weil sie nicht wußten, was seit 14 Ernten und „6 Monden aus dir geworden wäre. Wir glaub„ten, daß du in das Land der Seelen gegangen „wärst; aber das betrübteste dabei war, daß wir „den Weg in das Land der Geister nicht „kannten, und zum Unglük keine Nachricht von „dir bekommen konnten.„

„Dieses mahl hoffen wir, daß du nicht mehr „über den grossen Salz- und Bittersee in das „grosse französische Dorf zurükkehren wirst, wo du, „wie wir jezt eben erfahren haben, in einer festen „Hütte *) eingeschlossen warest, weil man auf „spre-

Geschrei an. Dieses Trinkfest dauert bisweilen bei ihnen von früh um 6 Uhr an bis Nachmittags um 2 Uhr. Die Wilden verspüren keine Inkommodität davon, und schreiben ihm vielmehr vielerlei gute Wirkungen zu. Sie geben ihn auch ganz leicht wieder von sich.

Weiber trinken niemals davon, da er bloß für Krieger bestimt ist. Dieses Getränke nennen sie den Trank des weisen Worts d. i. der Vergessenheit. S. Bossu Reise II. Th. S. 38. u. 42.

*) Die Bastille. Der Verf. ertrug diesen Unglüksfall mit eben der Standhaftigkeit und dem Muth, welcher mit

ge-

„sprechender Rinde (Papier) Verläumdungen
„hatte fliegen lassen. Wärst du bei uns geblie-
„ben: so würdest du eine solche Behandlung nicht
„erfahren haben. Hier unterdrükt nicht der Stär-
„kere den Schwächeren; hier ist nicht der Böse glük-
„lich und der Rechtschaffene wird hier nicht gestraft;
„hier morden die rothen Menschen nicht, wie die
„weissen, ihre Brüder um Land und gelbes Me-
„tall (Gold) welches sie verachten; hier nähret
„uns die Erde, die wir ohne Mühe bauen. Die-
„jenigen, denen sie das meiste giebt, häufen nicht
„ihre eingeärnteten Erdbirnen, Brodwurzeln und
„Mais, um sie zu behalten, oder vielmehr um sich
„das Unglük der andern zu Nutze zu machen, und
„ihnen den Unterhalt zu rauben, wie die Europäer
„es thun — im Gegentheil machen sich die Ameri-
„kaner, wovon du ein Augenzeuge gewesen bist,
„eine Freude und ein unaussprechliches Vergnügen,
„Witwen, Waisen, Greise und Arme damit zu
„unterstützen. Hier kann man vergnügt leben ohne
„von heftigen Leidenschaften beunruhigt zu werden,
„wie die weissen Menschen, die oft mit Mord und
„Blut beflekt sind. Hier ist alles dem Willen des
„grossen Geistes oder des höchsten Wesens unter-

gemeiniglich mit der Unschuld verbunden ist. Die Verläumdungen, die man gegen ihn geschrieben hatte, fielen auf ihre elenden Erfinder zurük. Der König ließ sich in seinem Conseil, die geschriebne Nachricht geben, und zwar von dem berühmten le Noir, würklichen Staatsrath und Policei: General: Lieutenant, welche dem Wunsche der Nation gemäß ausfiel. Hierauf ließ ihn der König durch den Grafen von Prossin, damaligen Minister der Marine von der Zufriedenheit mit seinen Diensten versichern. Nach dieser ehrenvollen Rechtfertigung versprach ihm Seine Majestät bei der ersten Gelegenheit das Ludwigskreuz.

„worfen. Hier dient man ihm auf die angenehm-
„ste Art, in einem einfachen und prunklosen
„Tempel (an dem Fusse eines dicken Baumes, der
„eben so alt als die Welt ist, von welchen ein aro-
„matisches Gummi herabfließt, das ihnen zum Wei-
„rauch dienet,) ohne Spizfindigkeit unserer Gauk-
„ler oder Priester, wie es bei andern Nationen
„gewöhnlich sein soll. Die Seele allein betet ihn
„an, und zwar mit ganzem Herzen; schon genug
„wenn man diesen theuren Wohltäter, diesen
„Herrn des Lebens nur fühlet.„

„Wir schmeicheln uns, daß du nun wohl end-
„lich einmal bei deinen Kindern, den kriegerischen
„Akanzas, bleiben werdest, welche dich darum be-
„schwören, da sie deine Klugheit nöthig haben, um
„sie im Kriege anzuführen, und sie bei den nieder-
„trächtigen Chikachas furchtbar zu machen, die
„unsere unversöhnliche Feinde sind, seitdem sie
„Franzosen nebst dem Haupte ihres Gebets (den
„Missionar) getödtet und verbrannt haben.„

„Da du zum Kriegs-Obersten gewählt wor-
„den bist: so hast du das Recht, dir eine Tochter
„des Kaziken zur Frau zu nehmen. Unsere Solda-
„ten sollen den gemeinschaftlichen Feind schlagen,
„und Gefangene machen, die dir als Sklaven die-
„nen sollen. Die Jäger sollen zu deinem Unter-
„halte Federwild schiessen, und die Fischer in den
„Seen und Flüssen die wohlschmeckendsten Fische
„fangen. Knaben sollen vor dir Raketten loßlassen
„und junge Mägdchens mit ihrem angenehmen Be-
„tragen zu deinem Vergnügen tanzen und singen.
„Denjenigen, der sich wagen sollte, sich an deiner
„Person zu vergreiffen, wollen wir ohne Barmher-
„zigkeit mit der Keule todschlagen.„

Wie diese Rede zu Ende war: so umarmte mich der Kazike und der Redner und benezten meine Wangen mit Tränen der Freude und Zärtlichkeit. Der Schluß der Versammlung war, daß man meiner Ankunft wegen ein Fest feiern sollte, und jeder begab sich also nach Hause, um hierzu Anstalten zu machen. Dieses Fest oder vielmehr diese Bachanalien dauerten die ganze Nacht durch. Die Strassen dieses Hauptorts waren erleuchtet. Man hatte in gewissen Entfernungen Fichtenstöcke in der Erde aufgestellt, welche in gewissen Gegenden des Landes sehr gemein sind und womit sich die Wilden leuchten. Die Fichte thut die Dienste einer Pechfackel. Man tanzte bis Anbruch des Tages.

Nach diesen Freudensbezeugungen sprachen die Akanzas viel von der Gefahr, in welche sie die Chikachas bei der Fahrt über den Fluß Missisippi hätten locken wollen. Sie verwunderten sich darüber gar nicht, da sie die listigen Ränke ihrer Feinde vollkommen kannten. Um diese Hinterlist zu rächen, so ließ der Kazike den Rath zusammenkommen. Hauptleute und Krieger waren alle der Meinung, man sollte sich mit einer grossen Menge Füsse von Bären, Hirschen, Rehe und wilden Ochsen versehen, und an solche Jagdörter der Chikachas gehen, wo einige Soldaten auf dem Sande oder dem Erdreiche die Füsse von diesen Thieren bemerken würden, um auf solche Weise den Feind in dieses Labyrinth zu ziehen, wo man sie so angreiffen könnte, ohne daß ihnen ein einziger entwischen könnte.

Der Kazike theilte mir den Vorschlag mit, den er auch sogleich selbst auszuführen bereit war. Ich dankte ihm tausendmahl für seinen Eifer, mich

an den Chikachas zu rächen, da sie mir doch weder Schaden noch Furcht verursacht hätten. Ich wünschte zu sehr, das Blut der rothen Menschen zu schonen, besonders das Blut meiner Freunde, der Akanzas; ich wünschte auf allen Wegen Weiß (das heißt allenthalben Frieden), als daß ich sie der geringsten Gefahr eines neuen Krieges aussetzen wollte. Ich fühlte den Antheil, den seine Akanzische Majestät und alle brave Krieger an meinem Interesse nähmen: sie sollten aber ihre Arme und ihren Muth zur Vertheidigung des Vaterlandes sparen, da ich jezt nur darauf dächte, das Vergnügen, sie nach einer langen Abwesenheit wieder zu sehen, recht zu empfinden, und auf die Gesundheit des Königs von Frankreich, unsers allgemeinen grossen Vaters, Feuerwasser (Brandtewein) zu trinken. Diese Worte hatten die gewünschte Wirkung. Die Akanzas liessen ihr Vorhaben fahren und alles ward ruhig.

Acht Tage nach meiner Ankunft veranstalteten diese Völker mir zu Ehren eine Jagd auf wilde Ochsen, welche in diesem Theile der neuen Welt sehr gemein sind, so wie die aus Europa hieher gebrachten Ochsen, welche denn in den Wäldern wild geworden sind. Die Französischen Einwohner müssen sie mit Flinten todt schiessen.

Die Akanzas hatten diese Ochsen auf einer grossen Wiese, (Savana) eingeschlossen. Die Jäger ritten auf spanischen Pferden, von denen eine Race aus Europa gebracht worden war. Einige waren mit einer starken Lanze bewafnet; andere hielten eine lange Stange, an dessen Ende ein scharfes und sehr gespiztes Eisen, in Form eines halben Mondes war. Der Jäger spornt sein Pferd zur Verfolgung dieser Thiere, sodann strekt

er

er den Arm vorwärts, und durchbohrt ihm mit diesem Instrumente die Muskeln der Kniekehle. Sogleich wurde der hingestrekte Ochse von den Wilden, welche zu Fusse nachfolgten, mit Aexten oder Keulen erschlagen. Die Leichtigkeit und Geschiklichkeit der Akanzas macht diese Jagdparthie sehr artig und unterhaltend. Doch nicht immer ist sie ganz mit Vergnügen verbunden. Manchmal wird der Ochse wüthend, stürzt auf das Pferd zu, reißt ihm den Bauch auf, und bringt den Reuter in grosse Gefahr.

Die Wilden ziehen von diesen Ochsen vielfachen Nutzen. Sie lassen das Fleisch troknen, welches sich auf diese Art recht gut erhält, ohne daß man es nöthig hat einzusalzen. Die Weiber schmelzen das Fett in kupfernen Kesseln, um Inschlittstücke daraus zu machen, welche sie den Franzosen oder Engländern gegen europäische Waaren verkaufen oder vertauschen. Die Häute dienen ihnen zu Betten und Decken oder Winterkleidern. Sie spinnen davon das Haar, welches eine sehr feine Wolle ist, von der sie Gürtel machen, um hiermit ihre Männer zu bekleiden. Sie machen auch Säcke daraus, um darein auf ihren Reisen ihre Sachen zu thun. Aus den Hörnern machen die Wilden Löffel, welche sie Micouenes nennen, um damit ihren Brei zu essen, oder Pulverbüchsen zur Jagd. Die Sehnen brauchen sie statt der Seile, um ihre Bogen zu spannen, auch machen sie Faden daraus, womit sie ihre Schuhe nähen, welche die Weiber aus der Haut dieses Thieres verfertigen. Die Knochen brauchen sie zu Pfriemen und Aalen. In dem westlichen Theile findet man grosse Wiesen, wo die wilden Ochsen weiden. Die Wilden bedecken ihre Hütten mit den Häuten dies-

ser Thiere, und brauchen den Mist zur Feurung und kochen ihr Fleisch dabei.

In keinem Lande sind die Frauen arbeitsamer. Ausser der Besorgung der Küche, Haushaltung und Kinderzucht müssen sie Vögel im Walde suchen, die Häute zurichten um Pelze und Jagdstrümpfe ohne Socken zu machen, einen Garten bebauen, wo sie Giromons pflanzen, eine Art Kürbisse, Erdbirnen, Pistazien, Wassermelonen, Mais und Flaschenkürbisse, wovon man die Frucht isset. Aus dessen Rinde macht man Eimer, Schüsseln und Schalen.

Es ist eine Freude, wenn man diese Weiber alle ihre Geschäfte ohne die geringste Klage unter Gesang und mit einer vergnügten Miene besorgen sieht. Sie sind übrigens sehr liebenswürdig, und haben eine grosse Zuneigung gegen die Franzosen; sie ziehen sie den Spaniern vor, welche sie nicht ausstehen können. Es ist bekannt, daß verschiedene von unsern Landsleuten zu Anfange ihrer Einrichtung aus Mangel an Europäerinnen die Landestöchter heiratheten.

Am Ende der Savana ist ein schöner und grosser Teich mit süssem Wasser, voll von vortreflichen Fischen, welche die Eingebohrnen sehr geschikt tödten. Die Waffen, deren sie sich bedienen, sind Schilfröhre, die an dem einen Ende spitzig sind und welche sie im Feuer verhärten lassen. Sie befestigen diese Art von Spiessen oder Wurfpfeilen an das Ende eines Seiles, das aus Rinde eines gewissen Strauchs gemacht ist, welcher der Blüthe des Aloe ähnlich ist und den sie Piter nennen. Sie fahren in einem Kane oder in einem in Form eines Troges ausgehölten Baumstamme auf den See und ohne den Strik loszulassen, werfen sie den

Wurf-

Wurfspies auf den Fisch mit einer bewunderns-würdigen Geschiklichkeit. Der verwundete Fisch schwimmt herauf und der Fischer ergreift ihn sogleich mit der Hand.

Gegen das Ende des Herbstes sieht man auf diesem See eine unzählbare Menge Gänse, Trappen, Kriechenten, Wasserhüner und Enten von allerlei Arten. Die Akanzas nehmen gewöhnlich auf diese Jagd mit — ausgeweidete oder ausgestopfte Wasservögel, welche sie auf die Oberfläche des Wassers setzen. Die andern, durch diese anziehende Lokspeise betrogen nähern sich ihnen ohne Furcht. Hierauf ergreifen die jungen Wilden, welche gleichsam wie die Fische zwischen zwei Wassern schwimmen, diese Vögel bei den Pfoten, stecken sie mit dem Kopfe an ihren Gürtel und nehmen sie lebendig mit fort. Nach diesem reissen sie ihnen die Federn aus den Flügeln und verwahren sie in ihren Wohnungen, um sie im Nothfalle zu essen, wenn sie auf der Jagd nichts gefangen haben.

Wenn man jenseits des Missisippi nach Neu-Mexiko zugeht: so sieht man Thäler und Ebenen, voll von so dicken Bäumen, daß kaum 10 Menschen, wenn sie einander bei den Händen halten, solche umfassen können. Hier findet man Alleen mit frischen Rasen, welche Lauben bilden, die von wilden Weinstöcken und Liane bedeckt sind, so daß man darunter vor den Strahlen der Sonne geschüzt wird; hier Büsche von Fruchtbäumen, welche die Natur hin und wieder auf dem Abhange der Hügel gepflanzt hat, welche tausendmal reizender sind, als die abgemessensten Abtheilungen der Kunst. In einigen dieser kleinen angenehmen Gehölze fliessen Bäche aus einer und ebenderselben Quelle, und

ver-

vereinigen sich nach mannigfaltigen Krümmungen, worauf sie sich in den Fluß ergiessen. Das Erdreich ist sehr gut. Diejenigen Ländereien, welche die Akanzas besäen, entsprechen beinahe alle Jahre der Hofnung ihres Anbaues.

Diese grosse Ebene gleicht einem Weinberge, welcher alle Fruchtarten, von denen in Europa verschiedene unbekannt sind, überflüssig hervorbringt. Das Gewässer des Flusses ladet bei heitrer Wittrung die Menschen ein, sich an seinem Ufer, auf welchem man eine unzählbare Menge wilder Ochsen, Hirsche, Rehe, Bäre und andere Thiere antrift, Erholung zu suchen. Wenn diese schöne und fruchtbare Gegend nicht an Spanien wäre abgetreten worden, so würde ich Lust haben, meinen Aufenthalt unter unsern guten Freunden, den Akanzas aufzuschlagen; aber die Liebe zum Vaterlande überwiegt jeden andern Bewegungsgrund.

Diese Völker schienen über diese Abtretung beunruhigt zu sein. Da sie das politische System der europäischen Höfe nicht kennen, so sagten sie: die ersten weissen Menschen, die sie gesehn hätten, wären Franzosen gewesen, sie hätten sie aufgenommen und jenes andre Volk ausgeschlossen; sie wären aber jezt sehr erstaunt, da sie sehen müßten, daß wir sie, ohne irgend einige Veranlassung, verlassen hätten. Dieses hätten sie nie erwartet, nachdem sie sich für unsere Nation in dem Kriege gegen die Chikachas aufgeopfert hätten, als sie den Natchez nach der Niedermetzelung unserer Landesleute, die sich bei ihnen angebauet, einen Zufluchtsort verstattet hätten. — — —

Tauber Haber (indisches Korn) ist bei diesen Nordamerikanischen Völkern sehr gemein. Ihre Sümpfe und Seen sind voll davon. Diese Getreideart wächst in Büscheln über dem Wasser, und hat einen ausserordentlichen hohen Stengel. Die Wilden haben alle Jahr eine reichliche Ernte. Sie zerstossen es in einem hölzernen Mörsel zu Mehl, eben so wie den Mais, um ihren Sagamit *) daraus zu machen.

Die Akanzas schikten mir dergleichen zum Geschenke und zwar in einem Sacke, welcher aus einer Rehhaut bestand. Wir assen dieses Mehl gebacken und in Brei; es schmekte mir sehr gut und erfrischend.

Uebrigens darf man weder für das Pflegen, noch für das Wachsthum dieses Produktes sorgen. Wenn der Wind die Aehren schüttelt, so fallen einige Körner heraus, welche im folgenden Jahre wieder neue hervorbringen.

Von den Akanzas reisete ich zu den Alliba-mons. Diese Völker freueten sich ausserordentlich über meine Wiederkunft und nahmen mich sehr liebreich auf. Aber ich empfand diese Freude weit weniger als ihre Betrübniß, die sie darüber bezeigten, daß sie nicht mehr unter der Herrschaft der Franzosen sein könnten. Sie sind uns aufrichtig ergeben, und versicherten mich, daß sie sich gern für das Glük, sich wieder mit uns zu vereinigen, aufopfern wollten. Sie redeten beständig mit mir von unserm Monarchen, den sie noch ihren Vater nennen. „Wir werden nie, sagten sie zu mir, die lezten Worte unsers braven Kaziken vergessen.„

Es

*) Sagamit wird aus gemahlnen indianischen Korn bereitet. Meistentheils ist es mit Rehfleisch in Wasser abgekocht.

Es war Tamathlemingo, Oberhaupt mit der Medaille, die ihm der König verehret hatte. Er schlug standhaft alle Geschenke aus, welche ihm Engländer anbothen, weil er, wie er sich ausdrukte, von den Feinden seines Vaters des Königs von Frankreich nichts annehmen wollte. Gegen alle Franzosen war er väterlich gesinnet, und nannte sie seine Kinder, weil sie, wie er sagte, in meinem lande gebohren sind. Dieser Kazike hatte diese Würde bloß seiner Tapferkeit zu verdanken. Die Allibamons wissen nichts vom Geschlechts-Adel; sie schätzen nur den Adel der Seele.

Die Allibamons bauten 1714. am Ufer des Flusses zur Sicherheit der Franzosen, eine Festung, welche nachher den Namen Fort Toulouse bekam. Als der König von Frankreich im Jahr 1762. den Engländern das Land abtrat: so gerieth Tamathlemingo bei der Nachricht, daß die Truppen dieser Nation es allein in Besiz genommen hätten, ganz in Wuth. Man wollte die Franzosen mit Gewalt zwingen in ihrem Lande zu bleiben. Um nun dieses indische Oberhaupt nicht zu betrüben, beschloß der damalige Commandant des Fort, der Ritter de la Nove, bei Nacht alle Franzosen mit ihren Sachen auf den zu dieser Farth bestimmten königlichen Schiffen — einschiffen zu lassen. Sie fuhren den Fluß der Allibamons hinab, um sich nach Mobile, zu begeben.

Sobald als der Kazike die Franzosen vermißte, so überließ er sich ganz der Verzweiflung. Damit die Engländer das Fort nicht gebrauchen könnten, welches seine Nation für die unsrige erbauet hatte: so ließ er es sogleich in Brand stecken, so auch die Casernen und alle Häuser in der Stadt. Seine Befehle wurden sogleich vollzogen;

aber

aber seine Wünsche blieben noch unbefriediget. Er wollte von seinen besten Freunden getrennt leben und opferte das auf, was seinem Herzen das theuerste war. Sein Enthusiasmus für unsre Nation siegte über seine Vaterlandsliebe. Er berief eine allgemeine Versammlung, wo alle Wilden, sogar Weiber und Kinder sich einfinden mußten. Als er hier in den lebhaftesten Ausdrücken seine Gesinnungen gegen die Franzosen erklärt hatte, welchen er eine vortrefliche Lobrede hielt: so schlug er seinen Landesleuten vor, ihm zu folgen und ihr Vaterland, eine der schönsten Provinzen von Nord-Amerika *) zu verlassen, wenn sie vorher alle ihre Hüt-

*) Das Land der Allibamons gränzt an Süd-Karolina und das Spanische Florida. Im zweiten Theile der ersten Reise unsers Verfassers findet man eine umständliche Nachricht von den Allibamons, worin auch ein Stük von einer schönen Rede eines Kaziken von dieser Nation angeführt ist:

„Jünglinge und Krieger, sagte dieser, verachtet den „Herrn des Lebens nicht; der Himmel ist blau, die „Sonne ist ohne Flecken, das Wetter ist helle, die „Erde ist weiß, (friedlich) und alles ist ruhig auf „ihrer Oberfläche, es muß kein Menschenblut darauf „vergossen werden. Man muß den Geist des Friedens bitten, daß er die Ruhe unter den Völkern, „die um uns her wohnen, erhält.„

„Wir haben jezt keine andern Beschäftigung, „als mit den Tigern, Bären, Wölfen, Hirschen und „Rehen Krieg zu führen, um ihre Haut zu bekommen, und sie an die Europäer zu verhandeln, die „uns dafür mit allen Nothwendigkeiten für unsere „Weiber und Kinder versehn.„

Die Allibamons erkennen ein höchstes Wesen, welches sie Soulbieche nennen. Unser Verfasser frug sie, was sie von einer zukünftigen Welt dächten? Ihre Antwort war; Wenn sie keinem andern die Frau verführt

und

Hütten verbrant und die Gegend verwüstet haben würden. Seine Meinung fand allgemeinen Beifall. Die Hütten der Wilden wurden sogleich niedergerissen, ihre Gärten gänzlich zerstöhrt, ihre Bäume umgehauen oder verbrannt und Tamathlemingo reisete noch an eben dem Tage an der Spitze aller seiner Unterthanen, oder Allibamonser nach Mobile *) ab.

Bald nach seiner Ankunft ward der Kazike krank. Wegen seines hohen Alters konnte er die Krankheit nicht aushalten und befand sich von

Tage

und in ihrem Leben niemand getödtet und bestohln hätten, so würden sie nach ihrem Tode in ein sehr fruchtbares Land kommen, wo es ihnen weder an Weibern, noch an guter Jagd fehlen, und wo ihnen alles leicht von statten gehen würde. Im Gegentheil wenn sie böse gelebt, und den grossen Geist verachtet hätten, so kämen sie nach dem Tode in ein unfruchtbares Land, voller Dornen und Disteln, wo weder Weiber noch Jagd sein würden.

Die Allibamons begraben ihre Todten sitzend. Man stecket dem Todten eine Tobakspfeiffe voll Tobak in den Mund, um mit den Einwohnern der alten Welt Freundschaft zu machen. Stirbt ein Krieger, so wird er mit seinen Waffen begraben. Diese bestehn in einer Flinte mit Pulver und Blei, einem Köcher voller Pfeile, einem Bogen, einer Keule oder Streitart, einem Spiegel und etwas rother Farbe, um sich in dem Lande der Geister zu putzen.

Im Monat Julius, zur Zeit ihrer Erndte, feiert die Völkerschaft ein grosses Fest. An diesem Festtage, welchen sie ohne zu essen zubringen, zünden sie das neue Zauberfeuer an, reinigen sich und bringen ihrem Manitu (Götzen) die Erstlinge ihrer Früchte zum Opfer. Das Fest wird mit religiösen Tänzen beschlossen. Sonst haben sie auch Zauberer.

*) Die vormalige Hauptstadt von Louisiana. Bei der Stadt ist ein Fort, an einem Berge zwischen 2 Flüssen Chactaus und Mobile.

Tage zu Tage schlechter. Da er bei seiner Schwäche sein Lebens-Ende vermuthen konnte, so bat er, man möchte ihn in der französischen Medicin unterweisen d. h. taufen. Dieses geschah auch. Die vortreflichen Gesinnungen, welche er dabei zeigte, erfüllten alle Anwesende mit Bewunderung. Von dem stärksten Glauben und der reinsten Frömmigkeit durchdrungen, stüzte er sich auf 2 Soldaten, um auf seinen Knien die Taufe und das heilige Abendmal zu empfangen.

Nach dieser Zeremonie sagte Tamathlemingo, er wäre froh daß er nun als Christ sterben könnte, weil er nun, wie er sagte, in dem Lande der Seelen bei den Franzosen sein würde. Er verlangte, man sollte ihn mit der Medaille begraben, welche ihm der König in Rüksicht seiner Treue gegen ihn verehrt hatte. Hierauf wendete er sich zu seinem Sohne, zu seinen Verwandten und zu den Vornehmsten seiner Nation, welche um ihn standen, und nahm alle seine Seelenkräfte zusammen, um sie nachdrüklich zu ermahnen, seinem Beispiele zu folgen, den Irrthümern des Manitu *) abzuschwören und das Christenthum anzunehmen, damit sie auch in dem Lande der Geister, wo sie ewig vereinigt sein würden, Freunde der Franzosen sein möchten. Besonders erinnerte er sie, das den Franzosen gegebene Versprechen niemals zu brechen, ihnen in allen Fällen geprüfte und unverlezliche Treue bis ins Grab zu bewahren, in welches er nun bald hinabsteigen würde, um dem Herrn des Lebens

*) So heist bei mehrern Nordamerikanischen Völkerschaften eine Gottheit, wozu sie bisweilen einen ausgestopften Raben, eine Schlange oder auch andere Thiere nehmen.

bens von allen seinen Handlungen Rechenschaft zu geben. „Als Mensch habe ich gelebt, sezte er hin„zu, als Mensch will ich auch sterben.„ Diese Worte entlokten allen Umstehenden Thränen, und der junge Tamathlemingo, welcher ihm aufmerksam zugehört hatte, ward ganz hingerissen. Einige Augenblicke nachher starb dieser gute Kazike den 12 Dec. 1763. Bis um lezten Seufzer zeigte er eine heroische Standhaftigkeit und Entschlossenheit.

Den Tag vor seinem Tode ließ er die vornehmsten Kriegshäupter der Allibamons zusammenkommen, um in ihrer Gegenwart seinem Sohne alle Lehren zu geben, die nur irgend ein guter Kazike, ein guter Vater, der seinen Unterthanen eben so geneigt war, als seinen Kindern, zum beiderseitigen Vortheile geben konte.

Tamathlemingo hatte alle Eigenschaften des Herzens, welche einem cultivirten Manne Ehre machen. Er war empfindsam, dankbar, freigebig, billig, ein aufrichtiger und großmüthiger Freund, er verabscheute Betrug und Falschheit und ließ sich weder durch Schmeichelei, noch durch Geschenke bestechen. Er hatte Verstand, einen lebhaften, durchdringenden Geist und besaß die Gabe der Beredsamkeit. Er wurde auch von den Europäern, und allen seinen Landsleuten, über welche er mit vieler Weisheit und Klugheit regiert hatte, nach seinem Tode bedauert. Man kann ihm nur einen einzigen Fehler vorwerfen. Er war ein ausserordentlicher Liebhaber von starken Getränken, und besonders vom Taffia, ein aus groben Syrop abgezogener sehr starker Trank *) dessen unmäs-

siger

*) Dieses Getränke ist unter dem Namen Guildive, Killdevil, auch Mordteufel bekant. s. Labath vom Zuker, d. Ueb. S. 332.

siger Genuß das Leben sehr abkürzt. Sehr viele Franzosen und Wilde haben diese traurige Erfahrung gemacht. Dieses starke Getränke erhizt das Blut, troknet die Säfte aus, so wie die Sonnenhitze in den heissen Himmelsstrichen die Erde austroknet und oft die Pflanzen, welche sie hervorbringt, ausdorrt.

Tamathlemingo ward während seiner Krankheit auf Kosten seiner allerchristlichsten Majestät verpflegt. M. de Velle, königlicher Lieutenant und damaliger Kommendant zu Mobile ließ ihm nach seinem Tode alle militärische Ehre erzeigen, wie bei dem Absterben eines Generals. Man beerdigte ihn unter Losfeurung des Geschützes von der Festung; alle Truppen (welche damals noch vollzählig waren) erschienen im Gewehr und schossen mit ihren Musketen 3 mal in das Grab. Alle Allibamons, die bei diesem Leichenbegängnisse gegenwärtig waren, erstaunten und freuten sich ausserordentlich darüber, daß man ihr Oberhaupt, welches ihrer Religion und ihrem Manitu abgeschworen hatte, mit so vieler Pracht begrübe. Der junge Tamathlemingo war von der Rede seines sterbenden Vaters so gerührt worden, daß er sogleich das Christenthum annahm. Er empfing die Taufe mit ausserordentlicher Freude und Zufriedenheit.

Bald nach dem Tode dieses Kaziken begab sich sein Stamm von Franzosen begleitet in das Land, welches sie noch jezt bewohnen. Sie wurden von den Akanzas, in Rükficht auf unsere Verbindung mit ihnen sehr gut aufgenommen. Die vollkommenste Einigkeit herrscht unter beiden Nationen. Sie stehen einander in ihrer Noth bei. Einige vornehme Glieder der Volksversammlung schienen sogar geneigt zu sein, sich unter ein Haupt zu vereinigen und nur ein Volk auszumachen.

Ein Beispiel von der Einfalt unsrer Amerikaner will ich hier doch anführen:

Schon vormals hielten mich die Akanzas für einen Gaukler, oder vielmehr für einen Erzzauberer. Die Wirkung ihrer sogenannten Arzeneikunst oder Zauberei kam ihnen ganz wunderbar vor. Da sie die einfachsten Ursachen von bloß natürlichen Wirkungen nicht einsehen können, so glauben sie, daß sie alle menschliche Kräfte übersteigt. Ueberdies sind ihre Gaukler so fein, und überreden sie, ihre Arzeneikunst wäre geheimnißvoll, um ihrer Kunst ein desto vortheilhafteres Ansehn zu verschaffen. Ich befand mich neulich in einer ihrer Horden, wo ich Gelegenheit hatte, eine nach ihren Gedanken übernatürliche Kur zu verrichten.

Ein Wilder hatte so viel Taffia gesoffen, daß er davon betrunken war. Da er wegen einbrechender Nacht seine Zechbrüder verlassen mußte: so konnte er seine Hütte erst nach langer Zeit finden. Sobald er hineingekommen war, schlief er beim Kohlendampfe ein, wovon er ohne Zweifel erstikte.

Am folgenden Morgen, fanden ihn seine Verwandten ohne Bewegung und ohne Verstand. So sehr sie sich auch verwunderten und erstaunten, so zweifelten sie doch nicht an seinem Tode. Einem von ihnen fiel es ein, daß ich ehedem eine Tiegerkatze auferwekt hatte. Mit Thränen in den Augen kamen sie daher zu mir, und baten mich, ihm zu helfen. Ich begab mich in die Hütte. Der Wilde lag ausgestrekt, ohne irgend ein Zeichen des Lebens und ohne den geringsten Anschein von Pulsschlag. Sein ganzer Körper war erstarrt. Ich mochte ihn immerhin zwicken: er gab kein Zeichen der Fühlbarkeit. Seine Verwandten, seine Freunde beweinten ihn schon als todt. Demohngeachtet waren

seine

seine Glieder nicht so steif wie bei einem Todten, und die Leichtigkeit, mit der ich seine Kinbacken bewegen konnte, gab mir zu erkennen, daß er nicht todt sei. Noch mehr wurde ich hierin bestärket, wie ich mit meiner Hand einige, wiewohl sehr schwache Bewegung des Herzens verspürte. Da faßte ich Hofnung, oder besser, ich glaubte gewiß, ihn bald aus seiner Schlafsucht zu ziehen. — Ich freute mich über den Ausgang, der meine bisherige Achtung bei diesen Amerikanern erhöhen würde.

Ich machte mich also bereit, ein grosses Gaukelspiel vorzunehmen. Um dieses auf die gehörige Art zu thun, so zierte ich mich mit den ehrwürdigen Kennzeichen des Doktorats und machte an meinem Kinn einen langen falschen Bart. Ich zog einen langen Rok an, der aus aneinander genäheten Fischotterhäuten bestand. Ich bedekte mein Haupt mit einer breiten und hohen Mütze; auf meine Nase sezte ich eine grosse Brille, um mir noch ein wichtigeres Ansehen zu verschaffen. In eine Hand nahm ich ein Buch und in die andere ein Vergrösserungs-Glas. Ich gieng, kam, lief, schritt hastig einher und stellte mich an, als wenn ich (nach Art der wilden Gaukler) den Geist anrufen wollte. Er bemächtigte sich meiner; er riß mich hin; nun war ich ausser mir. Mein Gang war trozig und wankend; eine convulsivische und gleichsam unwillkührliche Bewegung ergrif alle meine Glieder; ich stieß von Zeit zu Zeit dumpfe Seufzer aus. Ich machte tausend schrekliche Verdrehungen. Bald blätterte ich mit zitternden Händen hastig in meinem Buche; bald warf ich schrekliche Blicke gen Himmel; bald sahe ich durch mein Fernglaß in die Sonne. Alle Zuschauer betäubt beobachteten das

ehrerbiethigste Stillschweigen. Sie sahen mich nicht mehr für einen gewöhnlichen Menschen an.

Ich muß mich noch jezt wundern, wie ich mich hierbei des Lachens enthalten konnte. Meine Seele wurde indeß wieder ruhiger. Mein Gesicht bekam seine sanfte und heitere Mine wieder. Ich gieng mit ordentlichen Schritten auf und nieder und sagte ihnen mit einer ernsten Mine: „da ihr glaubt, daß euer Bruder im Lande der Seelen ist: so dürft ihr nicht fürchten, daß ich ihm übels thun könne.„ Ich ließ den Wilden sogleich auf der Gasse ausstrecken, und einige Kürbisflaschen frisches Wasser auf seine Brust giessen.

Nach 3 Viertelstunden brachte er einige Worte hervor, nach und nach kamen seine Lebensgeister zurük und er sezte sich. — — Alles erschallte nun von allgemeinem Beifall. — — Der vorgebliche auferwekte Todte nahm mich sogleich zu seinem Vater an, und fand keine Ausdrücke stark genug, mir seine ganze Dankbarkeit zu zeigen. — Er erboth sich, mein Jäger zu werden, um mein Leben zu erhalten, nachdem ich ihm das seinige wiedergegeben hätte.

(Kurz darauf kam ein Mönch von Mexiko, mit dem sich der Verfasser über den Aberglauben der Indianer unterredete. Er war eben so abergläubig und sagte unter andern: daß am Fusse eines gewissen Berges eine Höle wäre, in welcher sich ein redender Götze befände, die Indianer bestätigten es. Der Verfasser verlangte man sollte ihn dahin führen. So sehr mans ihm auch wiederrieth, die Reise zu thun und seinen Vorsaz, die Richtigkeit des Götzen zu zeigen, auszuführen: so reiseten sie doch mit ihm.)

Am

Am folgenden Morgen reiseten wir ab, 9 an der Zahl, meinen Grenadir Sans Peur mitbegriffen. Wir durchstrichen eine wüste Savanna, voll von wilden Ochsen. Wir schossen einen jungen, den wir troknen liessen, um im Nothfall Essen zu haben. Alle diese Gegenden lagen brach und bloß von der Natur bebauet. Am Ende der Savanna war ein Fluß, den wir durchwadeten. Das Wasser gieng uns bis an den Gürtel. Nachher kamen wir in ein kleines Gehölze, wo viel Sassafraß wuchs, dessen Wurzeln die heidnischen Priester verbrennen, um ihrem Manitu zu räuchern. Nordwestwärts fanden wir einen gebahnten Weg, auf dem wir eine halbe Viertel Meile fortgiengen. Hier sahen wir Knochen von Thieren, die man ohne Zweifel zu Opfern erwürgt hatte, woraus wir schlossen, daß wir nicht mehr weit von dem Orte der Finsterniß sein könnten. Wirklich sahen wir einen Büchsenschuß von uns die Scherben von irdenen Töpfen, in welchen die Gaukler den Weirauch verbrennen, den sie ihrem Manitu darbringen. Funfzig Schritte von da fanden wir, was wir suchten.

Das Götzenbild stand auf einer Art von Altar von rohen Steinen. Es war von Campeche-Holz gemacht, welches von den Europäern in der Färberei gebraucht wird. Es ist ausserordentlich hart. Man hatte das Götzenbild roth angestrichen, um ihm ein schreklicheres Ansehn zu geben. Der Oberleib hatte eine menschliche Gestalt und der Untertheil die Gestalt eines Krokodils. Sein Gesicht war scheuslich, seine Augen wild; auf seiner Stirn hatte es ein paar wilde Bokshörner; an seinem rechten Arm hielt es eine Klapperschlange und in der linken einen Wurfspieß. Auf seinem Rücken war es mit schwarzgefärbten Flügeln von Perga-

ment versehn in Form der Fledermäuse-Flügeln, der Altar war voll von Honig, troknen Früchten, Mais, Hirse, und von getrokneten Bärenzungen. Zum Aergernisse der heidnischen Priester und Wilden nahmen wir alle Opfer weg.

Ich war äuserst begierig, das Götzenbild mit meinen eignen Ohren reden zu hören. Ich entdekte dem Oberhaupte der Gaukler, wie gern ich Zeuge dieses Wunderwerks sein möchte, welches in dem Lande so viel Lärmen machte. Der Priester machte geschwind Anstalten, mein Verlangen zu befriedigen. Er frug das Götzenbild und es schien auf seine Fragen die gehörige Antwort zu geben. Die einfältigen Indianer waren voll von Erstaunen und Ehrerbiethung; aber ich entdekte ihre Betrügerei, nachdem ich alle Höhlungen des Felsens durchsucht hatte. Diese verschlagenen Gaukler hatten in dem Felsen eine unmerkliche Spalte und darinnen ein Schilfrohr, dergleichen in Niederlouisiana an den Ufern des Flusses Missisippi wachsen, und die ausserordentlich dik und lang werden. Ein Ende dieses Rohrs gieng in den Leib des Götzenbildes; das andere Ende in einen kleinen finstern Winkel, der in den Felsen gehauen war. Hier war ein Priester versteckt, der durch das Rohr auf alle Fragen antwortete, die sein College an das Götzenbild that. — Sobald ich den Betrug entdekt hatte, gab ich dem Sans Peur, der eine Axt mitgebracht hatte, das verabredete Zeichen. Er hieb den Manitu in Stücke und verbrannte ihn; an seine Stelle sezten die indianischen Christen ein Kreuz.

(Der Verfasser suchte hierauf die heidnischen Amerikaner zu belehren, wie nichtig ihr Götze sei; aber

aber die Priester wollten sie überreden, daß die Verächter nicht ungestraft bleiben würden.)

Jezt eben war ich ein Zeuge von dem Eindrucke, den die Inokulation der Blattern auf diese Völker gemacht hatte. Die Engländer führten sie in ihren Kolonien der neuen Welt zuerst ein.

Die Akanzas, die in dem Innern des festen Landes wohnen, kannten vor der Ankunft der Europäer in ihr Land diese Krankheit nicht; also haben wir Amerika das im Kleinen wiedergegeben, was es uns im Grossen geschenkt. Schon lange hatte in ihrem Stamme keiner die Blattern gehabt, bis sich folgende Begebenheit zutrug, die ich selbst erlebt habe:

Ein Gaukler der Allibamons hatte die Engländer in Karolina die Blattern inoculiren sehen. Dies erwekte den Einfall es ihnen nachzumachen. Er nahm daher eine Schachtel von Blattermaterie mit zu den Indianern, in der Absicht sie zu inokuliren. — — — —

Einige liessen sich inokuliren; aber zum Unglük hatte seine Arzenei nicht gleichen Erfolg. Zwei starben davon. Ein dritter verlohr ein Auge und ward häßlich: dies erregte bei den Akanzas Erstaunen und Unwillen. Sie waren in Sorgen ein Opfer dieser Kranheit zu werden. In dem ganzen Flecken entstand ein grosser Lärmen. Die Raths-Versammlung der Alten beschloß, ihn mit der Keule todt zu schlagen und ihn mit aller seiner Arzenei zu verbrennen. Sogleich errichtet man einen Scheiterhaufen. Man bemächtigt sich des Gauklers, führt ihn zum Gerichtsplatze, umringt von den Verwandten des Verstorbenen und von dem Wilden, der sein Auge eingebüßt hatte. Diese sollten Henkerdienste an ihm verrichten. Die Menge der

Menschen und der Lärm zog mich auch dahin. Das traurige Schicksal des Inokulators rührte mich. Ich verlangte mit lauter Stimme, mit der Exekution inne zu halten, weil ich die Sache untersuchen wollte. Aber ich hatte mit abergläubischen Leuten zu thun, welche mir antworteten: es wäre ein gottloser Mensch, der in ihr Land gekommen, um sie zu vergiften; seine Medicin wäre von der meinigen, welche Kranke heile und Todte erwekte, sehr unterschieden; mich hätte der Herr des Lebens in ihr Land geschikt; aber dieser gefährliche Gaukler stünde mit dem bösen Geist in Verbindung, der nur böses thut, diejenigen, welche vollkommen gesund wären, tödte, oder sie ungestaltet mache. Ausserdem hätten sie Gründe, zu glauben, daß er von den Chikachas, ihren Todfeinden angestiftet sei, um sie durch dieses magische Kunststük hinzurichten.

Ehe ich zu reden anfieng, machte ich den Verwandten der Gestorbnen ein kleines Geschenk; dem Einäugigen, welcher die Exekution vollziehen sollte, gab ich eine Flasche Taffia, die er sogleich mit andern austrank. Die Trunkenheit sezte ihn bald ausser Stand, seine Pflicht zu thun; wodurch ich Zeit gewann für den Gaukler um Gnade zu bitten. — —

Ein Greis, welcher das Haupt der Gaukler war, antwortete mir ohngefähr folgendes auf meine Rede:

„Die Arzenei, die dieser Mensch zu unsrer Nation gebracht hat, ist nicht natürlich, das heist, die Macht des grossen Geistes versuchen. Du magst immerhin seine Parthei nehmen: so bleiben doch die beiden Landesleute, welche sich sehr wohl befanden, todt. Du wirst gestehen, daß wir zur

Ver-

Vertheidigung des Vaterlandes 2 Krieger mehr haben würden, wenn er nicht diese ansteckende Krankheit zu uns gebracht hätte; der andre würde nicht verunstaltet sein und noch beide Augen haben. Das redende Papier hat sehr Unrecht, wenn es die weissen Menschen eine solche Medicin lehrt. Ich habe mich lange mit der Arzeneikunde abgegeben, ich habe nicht wie sie die redende Rinde; aber der Herr des Lebens hat mir die Gabe gegeben, und mich zum Austheiler verschiedener kostbarer Wurzeln gemacht, die ich mit Nutzen gebrauche. Alle, welche sie brauchten, lebten lange. Selbst die Franzosen, die Vertrauen zu mir hatten, haben ihre nüzlichen Wirkungen empfunden. Ich kenne auch sehr schädliche Wurzeln, die der Gesundheit eben so schaden wie das Pulver, welches dieser Gaukler hieher gebracht hat.„

Zu gleicher Zeit nahm er den Saamen von einer Pflanze, deren Namen ich nicht weiß und die er allein kannte. Er ließ ihn von einem indischen Hünchen verschlucken, welches auf der Stelle starb. „Würde ich nicht den Tod verdienen, fuhr er fort, wenn ich, anstatt guter Arzenei, schädliche nehmen liesse?„

Ich lobte seine tiefe Beurtheilungskraft und seinen durchdringenden Verstand. Ich sagte zu ihm, daß ich ihn für einen wahren Arzt hielte. Er nahm dieses Lob sehr hoch auf. Ich bat ihn, seinen Brüdern vorzustellen, daß dieser Gaukler kein Zauberer, wäre, sondern vielmehr Mitleiden verdiente. Ich ersuchte sie daher mir ihn auszuliefern. —

Um ihn zu dieser Gefälligkeit zu bewegen, zog ich aus meiner Tasche ein Brennglas, hielt es

gegen

gegen die Sonnenstrahlen und machte damit Feuer an. Der Greis, über dieses neue Wunder erstaunt, bat mich sehr um dasselbe. Ich gab ihm zu verstehen, es wäre eine zu kostbare Ware, als daß ich mich entschliessen könnte, sie ihm zu überlassen. Er antwortete mir, wenn ich es ihm geben wollte, so hoffe er, das Todesurtheil gegen den Inokulateur, für den ich mich so sehr interessire, rükgängig zu machen. Noch einmal verweigerte ich es ihm, um seine Begierde zu verdoppeln. Er wiederholte seine Bitte. Endlich gab ich es ihm unter der festgesezten Bedingung.

Sobald er es in seinen Händen hatte, so wollte er sogleich meinen Versuch nachmachen. Er brachte vermittelst des Brennglases trokne Blätter zum brennen, mit denen er glücklicher Weise den Scheiterhaufen, der für den Gaukler und für seine Medicin errichtet war, in Brand stekte. Ein Wilder, der die Sonne mit diesem Brennglase betrachtet hatte, sagte, daß er sie als einen grossen Feuersee gesehen hätte.

Der Urtheilsspruch über den Gaukler ward in ein ausdrüklich Verbot verändert, nicht mehr in das Land der Akanzas zu kommen. Um dieser ansteckenden Krankheit zuvorzukommen: verbot das Oberhaupt seinen Untergebenen unter den härtesten Strafen, allen Umgang, mit den Stämmen, wo die Blattern sind, zu vermeiden.

Ich habe schon erwähnt, daß die Gaukler hier zugleich Priester, Aerzte und Wundärzte sind, auch für Wahrsager gehalten sein wollen. Diese Völker haben nicht die geringste Kenntniß von Anatomie und von den Werkzeugen, deren sich die Anatomiker bedienen. —

Sie

Sie mißbilligen den Gebrauch der Europäer, die zahmen Thiere zu verstümmeln. —

Auch Aderlaß halten sie für unnöthig, weil man das Blut, als die Quelle des Lebens, erhalten müsse.

Die Wilden sind nicht der Gefahr ausgesezt, wie wir Europäer, sich unter steinernen Gebäuden Glieder zerquetschen zu lassen, oder von einer Kanone, Bombe oder Bleikugel in die Luft gesprengt oder zerschmettert zu werden. Sie sind auch sicher vor den Unglüksfällen, die man auf irgend einem Fuhrwerke erleiden kann, weil sie keine kennen.

Ihre Waffen sind Keulen, Lanzen aus hartem Holze, Bogen und Pfeile. Werden sie im Kriege verwundet, und bleibt der Pfeil in der Wunde stecken, so ziehen sie ihn sogleich heraus. Wenn er aber in den Leib tief hineingedrungen ist, so stossen sie ihn durch und durch. Wenn sie ihn wie gewöhnlich herausziehen wollten: so würde dieser Pfeil, der aus einer Art Feuersteine, in Gestalt eines Schlangenzugs verfertiget wird, das Fleisch zerreissen. Nach dieser Operation saugt der Gaukler die Wunde aus, reinigt sie mit Wundwasser, welches aus einheimischen Pflanzen, Wurzeln, Baumrinde und verschiedenen Arten einfacher Kräuter bestehet, welche eine bewundernswürdige Kraft haben. Hierauf blasen sie ein Pulver auf die Wunde, wodurch sie trocken wird, und ein anderes Pulver, welches die Wunde zusammenzieht, ohne dabei Charpien oder ausgezupfte Leinwand zu brauchen.

Die Wilden lassen sich auch boucaniren, d. h. sie gehen durch einen künstlichen Rauch. Dieses Wort komt von den indianischen Menschenfressern her. Sie viertheilten die Kriegsgefangenen und legten sie auf geflochtene Stangen, und machten dar-

darunter Feuer an. Diese Flechten nannten sie Barboka, den Ort Boucan und die Handlung boucaner, welches braten und räuchern bedeutet. Unsere französische Abentheuer nahmen das Wort auf, als sie sich der Jagd wegen bei den Wilden niederliessen; die Jäger hiessen Boucaniers.

Dieser künstliche Rauch ist ein unfehlbares Mittel gegen den Rheumatismus gegen das Podagra, gegen den Stein und andere Krankheiten, wenn man nur das Mittel gebraucht, ehe noch die Krankheit eingewurzelt ist.

Bei dieser Kur kochen sie in einem Kessel allerlei Arten von einfachen Kräutern, rothe und weisse Lorberblätter, Balsam, Zitronelle, Wurzeln von Sassafraß-Holze und Zweige von Fichten und Wachsbäumen, einem Gesträuche, das in dem mittäglichen Karolina und Louisiana wächst. Der Arzt sezt hierauf den Kessel unter eine Art von Dach, welches aus Reifen bestehet, über welche er eine ausgearbeitete Hirschhaut ausstrekt, um den Rauch von den Wurzeln und von den wohlriechenden Kräutern zusammenzuhalten. — Nun hält man den kranken Theil seines Körpers gerade über den Kessel, und wenn man es einigemal wiederholt hat, so befindet man sich gesund.

Verschiedene Europäer haben geglaubt, daß die Wilden ihre Pfeile nicht vergiften können. Meine Erzählung von dem alten Arzte kann diese Meinung widerlegen. Ausserdem könnte ich noch eine Geschichte von einem berühmten Wundarzte anführen, der sich lange Zeit in Amerika und besonders auf der Schildkröten-Insel aufgehalten hat. Auf dieser Insel wächst eine giftige Pflanze, mit welcher man die Pfeile vergiften kann.

Sie

Sie tödten Menschen und Thiere, wenn sie nur ihre äuserste Haut berühret. Wir wollen hier eine Geschichte erzählen:

Ein junger Sclave, konnte eine Negersclavin nicht dahin bringen, seine Begierden zu befriedigen. Einst schlief sie unter einer ofnen Hütte. Der junge Sclave stekte Blätter von dieser giftigen Pflanze zwischen 2 Zehen, wovon sie starb. Ein Kind, welches von ferne zugesehn hatte, entdekte es. Aber diese Pflanze wirkt bloß beim Schlafe. Proben, die man mit einem eingeschlafenen und wachenden Hunde gemacht hat, haben dies deutlich bewiesen.

Man kennt die Wilden zu wenig. Sie verdienen nicht die Verachtung, mit welcher man gemeiniglich an sie denkt. Ihre wenigen Wohnplätze haben Oberhäupter. Bei einigen giebt es einen Unterschied der Stände. Ihre Krieger streben nach Ruhm und fürchten sich vor Beschimpfung. Die mehrsten Laster der feinen Welt sind ihnen unbekannt. Ihre Gesetze sind so einfach als ihre Sitten, und schränken nur die Laster ein, welche sich unter ihnen eingeschlichen haben. Sie haben eine Religion. In einigen Gegenden ist sie ohne Zeremonie. Aber allenthalben findet man den Begrif von einem höchsten Wesen.

Ich erinnere mich, daß ich einmal gelesen habe, daß die Wilden gewohnt wären den Teufel bei Geheimnissen um Rath zu fragen, und sich nach seiner Antwort zu richten. Aber ich weiß aus Erfahrung, daß dies ganz falsch ist. Weit gefehlt, daß sie mit dem Fürsten der Finsterniß in genaue Verbindung zu treten, wünschten, so beten sie vielmehr in ihrer Noth zu ihrem Manitu, ohne je an

den

den Satan oder an seinen Beistand zu denken, weil sie sich vor ihm fürchten.

Das lobenswürdigste unter diesen sogenannten Wilden ist, daß sie keine Arme unter sich haben. Witwen und Waisen werden auf öffentliche Kosten unterhalten. Diejenigen, welche keine schwere Arbeit verrichten können, braucht man dazu, die Staare, welche den Mais fressen, so lange er noch nicht reif ist, fortzuscheuchen. Einige machen Wurfpfeile für die Fischer, Bogen und Pfeile für die Jäger; und auf diese Art sind gar keine unnütze Glieder in der Gesellschaft.

Die Weiber bringen in ihrem Wochenbette nicht lange zu, und man macht zur Ehre des Neugebohrnen nur sehr geringen Aufwand. Ich befand mich einmal von ohngefähr an einem Orte, wo eine rothe Frau (Amerikanerin) in Kindesnöthen war. Ich hörte sie nicht im geringsten schreien, auch nicht einmal beim heftigstem Schmerze klagen. Es dauerte aufs höchste eine Viertelstunde, worauf sie sich mit ihrem Kinde badete.

Die indianischen Weiber helfen einander im Wochenbette. Die Natur hat sie in dieser Kunst unterrichtet. Die Weiber in Europa sehen nach ihrer Meinung nicht so sehr auf den Wohlstand als sie, indem sie auf keine Weise die Hülfe einer Mannsperson zu einer Operation brauchen, welche bloß für die Weiber gehöret, und die überdies noch geschiktere Hände hierzu haben, da sie kleiner als die Hände der Mannsperson sind. Man kennt hier nicht die umständliche Bereitung des kleinen Zeuges von Windeln, Bändern, Müzchen und doch wachsen die Kinder sehr geschwinde auf und befinden sich besser und gesünder als die unsrigen. So bald

das

das Kind gebohren ist, wikelt man es in eine feine und ausgearbeitete Haut, und trägt es zum Priester, der ihm den Namen eines Thieres, als Fuchs, Tiger, Bär und d. g. m. giebt.

Als ich im Jahr 1759. den Fluß Mobile hinauf fuhr, um in das Land der Allibamonier zu reisen, so hielt ich in einem kleinen Flecken mit Namen Tenssa stille. Mein Schifspatron zeigte mir eine rothe Frau, welche eben 2 Kinder gebohren hatte, einen Mestizenjungen und ein schwarzes Mädchen, die Farbe der leztern wirkte so stark auf die Mutter, daß sie es in den Fluß warf, nur das Weisse ernährte und erzog sie. Hier sieht man in einem einzigen Individuo 3 verschiedene Nüancen, eine rothe oder kupferfarbene Mutter, ein weisses Kind und ein schwarzes Mädchen; ein Phänomen, welches in Amerika nicht ungewöhnlich ist.

Ich habe in den Wäldern eine Wurzel gefunden, welche die Wilden **Gareul = oguen** nennen. In ihrer Sprache heist dies **der Schenkel des Menschen.** Bei den Sinesern und Tatarn **Genz = eng** oder **Jinseng**, welches eben dies bedeutet. Sollte man nicht daraus muthmassen, daß Nordamerika an die Tatarei oder an ein daranstossendes Land grenze? Wie könnten sonst ihre Einwohner einer und eben derselben Pflanze einerlei Namen gegeben haben?

Die Pflanze **Genz = eng** wächst in den Wäldern von Louisiana und Kanada wild. Die indische Kompagnie hat aus diesen 2 Kolonien eine grosse Menge nach Asien verschikt und dort als Tatarische an die sinesischen Kaufleute verhandelt. Dieser Handel würde von langer Dauer und für Kanada und Louisiana sehr vortheilhaft gewesen sein, wenn er nicht durch die Habsucht einiger

Privatleute auf einmal in Verfall gekommen wäre. Diese Kaufleute samleten sie im Junius anstatt es im September zu thun, in welchem Monathe sie ihre vollkommene Reife hat. Der **Genz=eng**, welcher seine gute Eigenschaften und seine ganze Kraft verlohren hatte, fiel bald in Mißcredit und ward nicht mehr gekauft. Die Kaufleute verlohren auf immer das Zutrauen der Sineser.

Diese Wurzel habe ich von **Attakilabemingo** dem Oberhaupt der Gaukler im Lande der Akanzas näher kennen lernen. Dieser ehrliche Mann ist über 100 Jahr alt. Er hat den Herrn de la Salle gekannt, der 1683. den Missisippi hinabfuhr, um seine Mündung zu entdecken. Dieser Arzt der Wilden versicherte mich, daß er vermittelst eines Trankes aus **Genz=eng**=Safte zu diesem hohen Alter gekommen wäre, und daß diejenigen Franzosen, welche ihn brauchten, ebenfals die gute Wirkungen davon empfunden hätten, so daß sie während ihres Aufenthalts in dem Lande der Akanzas, weder europäische Aerzte noch Apotheker nöthig gehabt hätten *).

Man muß sich wundern, daß sich bisher kein Botaniker auf die Kenntniß der Kräfte und Eigenschaften der einfachen Kräuter, aus welchen die Wilden alle ihre Heilungsmittel machen, gelegt hat. Ich glaube gewiß, die einfachen Kräuter würden heilsamer und kräftiger sein, auch für die Europäer, welche Amerika bewohnen, als die Medi=

*) Die Akademie der Wissenschaften zu Paris führt im Jahrgange 1718. unter dem Artikel Genz=eng folgendes an: Seine vornehmsten Eigenschaften bestehen darinnen, daß er das Blut reiniget, den Magen stärket, dem schwachen Puls Bewegung verschaffet, die natürliche Wärme erwecket, und die innere Feuchtigkeit vermehret.

Medicamente, welche man uns aus Europa bringt. Wenn wir sie erhalten: so sind sie größtentheils verdorben, und haben ihre beßte Kraft verlohren. Ausserdem verändert sich unser Temperament durch die Nahrungsmittel des Landes und durch die Luft, welche wir einathmen.

Der amerikanische Thee hat von Natur eben den Veilchen-Geruch, den der sinesische hat. Er ist aber nicht so stark, theils, weil er zuweilen vor seiner völligen Reife, zuweilen auch schon zu reif versendet wird, theils weil man ihn in die Sonne legt, welche durch ihre Hitze den natürlichen Geruch ausziehet, wie es bei vielen Blumen geschiehet. Die Blumen, welche in der Sonne stehen, riechen nur des Nachts, am Abende und am Morgen. Doch hat der amerikanische Thee, bekanntermassen, von Natur den Veilchen-Geruch; und man würde ihn leicht eben so stark machen können, als in Sina. Man dürfte nur mit mehrerem Fleisse untersuchen, zu welcher Zeit man ihn samlen und troknen müsse *).

Nach dem Berichte des Pater Labat hatte ein Wundarzt auf einem Schiffe von Nantes,

*) S. Labats Reisen nach Westindien — nach der deutschen Uebersetzung, IV Band. S. 296. Diese Westindische Theefrucht erhält eine Höhe von 4 bis 5 Schuh; der Stengel hat selten mehr als 1 oder 1½ Zoll im Durchschnitt. Er treibt auch grade, dünne und schlanke Aeste, welche eine grüne und dünne Rinde haben. Die Blüte formirt einen zehnblätterichen Kelch. Sie enthalten 4 Staubfäden, deren Kopf mit einem gelben oder goldfärbigen Staube besäet ist. Aus dem Fusse des Griffels wächst eine längliche Frucht heraus mit 2 Lappen, jeder mit einer Falze. In dieser Frucht sind kleine runde Samenkörner, welche sehr bald wieder aufgehn.

welches nach Cul-de-Sac de la Trinité in Martinike fuhr, einen grossen Vorrath inländischen Thee gesamlet, den er in Frankreich für sinesischen Thee theuer verkaufte. Alle seine Käufer lobten ihn sehr und würden bei dieser Meinung beständig geblieben sein, wenn nicht der Verkäufer so unvorsichtig gewesen wäre, zu sagen, daß dieser Thee aus Martinike käme; daß er weiter keine Mühe dabei gehabt hätte, als ihn zu samlen, auf Leinwand an der Sonne zu troknen, und fleissig umzuwenden, um ihn desto geschwinder und gleicher zu troknen. Mehr brauchte er nicht, um seine eigene Waare in schlechten Ruf zu bringen. Nun fand man darin Fehler, welche man vorher gar nicht bemerket hatte, und die man vielleicht niemals entdekt haben würde. So gewiß hat oft eine zuvor eingenommene Einbildung an unsern Urtheilen mehr Antheil als die Vernunft.

„Ich habe von diesem Thee (fügt dieser Jesuit noch „hinzu) oft getrunken und ihn Leuten zu kosten „gegeben, die man für Kenner hielt, doch konnten „sie den martinikischen Thee vom sinesischen niemals „unterscheiden, ob ich ihnen gleich vorher gesagt „hatte, daß eine von den beiden Tassen, die man „ihnen darreichte, von den französischen Inseln „wäre.„

Meine Nachrichten von dem Handel mit Genz-eng, den Unvorsichtigkeit und Habsucht einiger Kaufleute der indischen Kompagnie in Verfall gebracht hat, erinnern mich an das Schiksal eines portugisischen Admirals auf der molukkischen Insel Amboina, aus dem Zeitalter, da diese ehedem so siegreiche Nation diese berühmte Inseln entdekte, die nachher die Holländer ausschliessungsweise in Besiz nahmen. Diese Erzählung habe ich von

einem

einem seiner Nachkommen, den ich zu Lissabon gekannt habe.

Don Peter d' Akuhna, (so hieß der Admiral) fand, daß die Insel Amboina überflüssig und ohne Anbau, Muskatenblüte, Muskatennägelein und Gewürznelken hervorbrachte und daß die Venetianer und Marseiller sie zu Alexandrien zwar sehr theuer kauften, aber dafür in Europa dem Golde gleich verkauften. Er versprach dem Könige Liliboi, dessen Reich sich bis an die Inseln Ceram und Banda erstrekte, seine Flotte mit diesem Gewürze zu beladen. Er bestimmte für diese Waaren einen Preis, der den Amboinern sehr hoch vorkam; aber den Portugiesen nur gering schien. Ihre Waaren, die sie gegen diese Produkte hingaben, bestanden in sehr schlechten Messern, eben so schlechten Scheeren, kleinen Spiegeln, alter Wäsche, altem Eisenwerk und bunten Glaskorallen.

Der König vom Amboina war der Vater seiner Nation. Er freuete sich, eine solche Gelegenheit zu finden sie zu bereichern. Er behandelte den Admiral Akuhna sehr höflich, überhäufte ihn mit ausserordentlichen Ehrenbezeugungen, und erlaubte ihm sogar, sich in der öffentlichen Audienz einzufinden. Am Ende der Audienz kehrten Sr. Amboinischen Majestät, ihm den Hintern zu, um dem Admiral die Mühe zu ersparen, nach der Landessitte, auf allen Vieren zurükzukriechen.

Noch nicht genug. Die Königin Mutter, 123 Jahr alt *) käute ein Stük Betel zur

*) Auf Amboina werden die Leute sehr alt. Hr. Gemini führt in seiner Reise um die Welt einen Indianer an, der

Hälfte *) und gab's dem Admiral selbst mit hoher und zitternder Hand in den Mund. Zufälliger weise war er so glüklich den lezten Zahn der Königin, den sie beim Betelkauen eingebüßt hatte, aus dem königlichen Munde in seinen Mund mit zu bekommen.

Die Hofleute bezeigten sich gegen den Fremden äuserlich ausserordentlich freundlich; waren aber übrigens doch äuserst aufgebracht, daß er mit so unerhörten Gunstbezeugungen überhäuft wurde. Aber der brave König Liliboi bereicherte seine Nation, er war glüklich und bewies sich täglich gegen den Admiral gnädiger.

Man entdekte, daß die portugisische Flotte nur halb damit konnte beladen werden. Der Admiral bekam also die Erlaubniß, in Amboina zu überwintern, und da den Frühling zu erwarten, um vollends seine Schiffe zu beladen. Vier Monate hindurch konnte nicht gehandelt werden, weil keine Waaren mehr da waren. Nicht lange darauf hatten die Portugiesen Mangel an Lebensmitteln, wodurch den Amboinern ein neuer Handlungszweig eröfnet wurde. Die Portugiesen sahen sich genöthigt, ihre Magazine zu öfnen. Glaskorallen und altes Eisenwerk gieng wieder aus ihren Schiffen. Die Indianer trieben alles mögliche auf

der gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts starb und ohngefähr 400 Jahr alt war. Journal de Verdun Fev. 1720.

*) Die Indianer mischen Betelblätter mit Arekanüssen und ein wenig Kalk. Diese Mischung heißt bei ihnen Ladon. Aus dem Bethel kauen sie einen gewissen rothen Saft, den sie verschlucken. Hierauf werfen sie ein rothes Mark aus, melches im Munde zurükbleibt, wenn sie die ganze Kraft daraus gesogen haben.

auf und reiseten bis nach Poulo, Cambelu und sogar 30 = 40 Meilen weit, um der Flotte Ochsen, Hüner, Trappen, indisch Korn, Reiß, Erdäpfel, Jamswurzeln, Bananas, Hirse und andere Eßwaaren von aller Art zu holen.

Die Lebensmittel wurden bald theurer. Mancher Ochse, der 2 Monathe vorher für ein altes Hemde verkauft ward, kostete nunmehro schon einen Spiegel von 6 Sous, und ein oder gar 2 Messer mit hornenen Schalen, und oft mußte man sogar noch 4 = 5 alte verrostete Nägel dazu geben. Die Amboinischen Kaufleute waren vor Freuden ganz ausser sich. Sie sammelten sich grosse Reichthümer. Die Pigri, (eine gewisse Art Bettelmönche in Amboina) sammelten und verzehrten es zum Theil, und nachdem sie das übrige mit den Portugiesen gegen europäische Reichthümer vertauscht hatten, so legten sie ihre Reichthümer wohlweislich in Häusern und schönen Landgütern zum Kapital an: alles dies unbeschadet ihres Gelübdes der Armuth.

Die Grossen verpachteten ihre Ländereien nach Verhältniß des Preises der Produkte, d. h. sie erhöheten dreifach ihre Pachtgelder. Das Volk dünkte sich reich, weil es den Luxus so weit treiben sah, daß man den Elephanten Halsbänder mit Glaskorallen umlegte, von denen einige sehr altmodische aus Lissabon von der Grösse eines Eies waren. An ihren wöchentlichen Feiertagen (Tamassah), Sontage waren die kleinen Wirthshäuser vor der Stadt immer voll. Man trank da Thari oder Palmenwein übermässig. Wenn man getrunken hatte, so vergaß man, daß man am vergangnen Abend Hunger gehabt, und den folgenden Morgen wieder hungrig sein würde.

Unterdessen verlangten die Frauen, welche arbeiteten, mässig lebten, und nur Wasser tranken, so auch die Kinder, welche zwar nicht arbeiteten, aber doch essen wollten, von ihren Männern oder Vätern Reiß oder etwas anders zum Essen. Diese verliessen ihre Häuser, um sich dem Unwillen ihrer Frauen und dem unausstehlichen Geschrei ihrer Kinder zu entziehen.

Sieben bis acht Meilen her versamleten sich Männer und Väter auf dem grossen Platze vor dem Pallast des Königs Liliboi. Eine Wache stand vor dem Speisesaale des Monarchen, welcher an der Tafel saß. Man drängte sich herein. Ein Anfang zum Aufruhre zieht sogleich eine offenbare Rebellion nach sich, wenn besonders unter 25000 Einwohner 8000 Rebellen sind. Dies war der Fall in Amboina. Alle bewaffneten sich; alle schrien über Hungersnoth.

Der Vizir Sapori, aus dem Stamme Olimas, hatte den Muth, dem Könige Liliboi vorzustellen, daß die Fremdlinge, welche ihn mit überflüssigen Sachen bereichert hätten, ihn wirklich zum ärmsten Fürsten aller molukischen Inseln gemacht hätten. Der König und seine Räthe überzeugten sich bald davon, denn der Aufruhr bewies es.

Die Portugiesen, welche auf dem Lande waren, wurden getödtet, und als Feinde gefressen. Ihre Magazine wurden geplündert, und der Admiral rief beim Wegschiffen aus: wie undankbar sind die Amboiner! der Admiral hatte Unrecht. Er konnte ihnen nur soviel vorwerfen, daß sie zu sehr verblendet und zu habsüchtig gewesen, und er hätte gestehen sollen, daß er sich selbst geitzig und unvorsichtig betragen.

Die

Die Akanzas denken nur darauf, mir Vergnügungen zu verschaffen, die nach ihrer Meinung die angenehmsten sind. Jezt eben haben sie eine Art Komödie für mich veranstaltet, welche sie oft aufführen und die bei ihnen der Jagdtanz der wilden Thiere heist. Sie haben zu diesem Tanze verschiedene Melodien und brauchen Chichikois oder Töpfe, Becken mit Pergament überzogen, auf welche sie mit einem Stocke schlagen, an dessen Ende Wolle in Häute gepakt angebracht ist, womit sie den Tact schlagen, und der Schilf-Rohr-Flöte accompagniren.

Die Acteurs stossen ein grosses Geschrei aus, und machen einen entsezlichen Lärmen, rufen einander zu und halten mit einander eine Unterredung über das Thier, welches sie jagen. Sie sind alle mit Häuten von Tiegern, Bären, Wölfen, Hirschen und wilden Ochsen bedekt und tragen Mützen, die so wie der Kopf dieser Thiere aussieht. In der Hand haben sie Stöcke, Lanzen und Wurfspiesse, Keulen und Aexte, mit welchen sie das Thier, welches sie verfolgen, zu tödten drohen.

Einige laufen, als wenn sie wirklich auf der Jagd wären, hinter einen Menschen eben so her, wie wilde Thiere, die einen Indianer in einer Wüste verfolgen, um ihn zu fressen.

Derjenige, welcher so verfolgt wird, muß ein geschwinder und guter Läufer sein. Der Flüchtige muß eben die Bewegung machen, als ein Mensch, der von blutdürstigen Ungeheuern umringt ist. Er läuft, zerarbeitet sich, schlägt hin und her auf diese Thiere, welche nach langen Herumlaufen ihn ergreiffen, und ihn fressen wollen. Dieser Tanz

ist voll von Handlung, Geschrei und Geheule. Er hat mit dem Kriegstanze viel Aehnlichkeit, den ich in meinen vorigen Reisen beschrieben habe *)

Auf

*) Bei den Akanzas und verschiedenen andern Amerikanischen Völkerschaften geschieht nichts wichtiges ohne Tanz. Sie haben religiöse Tänze, zur Gesundheit und zum Vergnügen, so auch Hochzeit- Leichen- Jagd- Kriegs- und Freudentänze, besonders Tänze der Unzucht ꝛc. Die unkeuschen Tänze sind seit dem Umgange mit den Franzosen abgeschaft. Diese hielt man des Nachts bei einem grossen Feuer. Alle Anwesende der Gesellschaft mußten schwören, daß sie nichts von alledem entdecken wollten, was sie auf diesem lüderlichen Ball sehen oder vornehmen würden. (Der Schwur bei den Wilden ist mit folgender Cerimonie verbunden: sie schlagen mit einer Keule an einen Pfosten, führen alle ihre Heldenthaten an, und geloben bei diesen ihr Wort heilig zu halten). Die Tänzer von beiderlei Geschlecht erscheinen hier ganz nackend mit unzüchtigen Stellungen und Gebährden, und singen dabei allerhand unanständige Lieder.

Der oben erwähnte Kriegstanz, vor welchem noch ein Schmaus vorhergeht, wird von folgendem Kriegsgesange begleitet: Ich gehe in den Krieg, den Tod meiner Brüder zu rächen, ich will die Feinde tödten, und ihr Land plündern und verbrennen, ich will sie zu Sklaven machen und ihr Herz essen, ihr Fleisch dörren, ihr Blut trinken, ihre Haare nach Hause bringen, und aus ihrer Hirnschaale Trinkgeschirre machen u. s. w. Bei diesem Tanze sind alle junge Leute roth gemalt. Derjenige, welcher den Ueberfall tanzt, laurt in einer gekrümmten Stellung eine Weile auf seinen Feind, und fällt auf einmal mit der Keule in der Hand und mit einem greßlichen Geschrei, als ob er wirklich im Treffen wäre, über ihn her. Sein Mittänzer fällt zur Erde, wie vom Blitze gerührt, zittert an allen Gliedern, wie einer der von der Epilepsie befallen.

Der andere stellt alsdenn im Tanze die Art vor, wie man dem Feinde die Haut vom Kopfe zieht.

Dies

Auf dieses Fest folgten einige Unruhen. Alles war in Bewegung. Einige unbesonnene akanzische Jünglinge [Coureurs d' allumettes] *) hatten eine Frau von der **Cadodaquio Nation** entführt. Für diese Beleidigung wollten sie sich nun rächen. Um einen Krieg zu verhüten, der 2 braven Nationen nothwendig schädlich werden mußte, machte ich ihnen den Vorschlag, ich wollte selbst zu den **Cadodaquio** gehen und Vermittler sein. — —

(Ehe der Verfasser seine Reise zu den **Cadodaquio** beschreibet, erzählet er unter andern auch folgende wichtige Anekdote von Herrn de **Boisbriand**, königlichen Lieutenant und Commendant dieser Gegend, die er von Herrn de Sanrilly, wirklichen Ritter vom königlichen Militär St. Ludwigs-Orden, ehemaligen Capitän bei den Truppen, welche in Louisiana in Besatzung lagen, erfahren hat: Herr de Boisbriand,

Dies geschieht mit einem Messer, welches er in der Hand hält; er macht damit einen Einschnitt über die Stirne und um den Hals des Feindes, löset die Haut mit seinen Nägeln, die sehr lang sind, ab, sezt seine Knie gegen die Schultern des Feindes, und reißt ihm mit einem starken Zuge die Haut mit den Haaren vom Kopf. Alles dies geschieht unter Gesang und Tanze, nach der Trommel und nach den Chichikois, womit der Tact angegeben wird.

S. Bossus Erste Reise I. Th. S. 96.

*) In Nordamerika nennt man die Wilden **Coureurs d' allumettes**, die sich verheiraten wollen. Sie gehen mit einem fetten Stücke Fichtenholz in der Hand zu der Thüre der Hütte des Mädchens, welches sie zur Frau verlangen. Wenn sie den Vorschlag annimt, so bläßt sie das Schwefellicht aus, und die Verbindung hat ihre Richtigkeit. Gefällt ihr aber der Freier nicht, so kehrt sie ihm den Rücken zu; und er muß sein Glük bei einer andern suchen.

and war ein sehr verdienter Offizier, doch ganz ohne die natürlichen Eigenschaften, wodurch man sich bei andern beliebt macht. Von seiner Geburt an war eine Schulter höher als die andere, welches ihn ein wenig krum machte. Aller dieser Gebrechen ungeachtet schlug ihn doch Herr de Bienville, damaliger Gouverneur von Louisiana zum Commendanten des Fort le Chartres vor, welches die Franzosen im lande der Illineser erbaut hatten.

Sobald er sich dahin begeben hatte: so empfieng er Deputirte von jedem Stamme, welche unter der Herrschaft der Illineser stehen. Diese Gesandten waren alle schöne Mannspersonen *) und gerade dazu ausgesucht, um die Nation bei dem neuen französischen Commendanten vorzustellen. Die Amerikaner stiessen sich anfänglich an seine kleine Statur; aber nachher gefiel ihnen die schöne Rede des Herrn de Boisbriand, weil sie völlig nach dem Genie dieser Wilden abgefaßt war.

Nach-

*) Die Illineser wohnen 40 Grade Norderbreite. Die Völker dieser schönen und fruchtbaren Gegend haben einen vortheilhaften Wuchs. In den 6 Jahren, daß sich Herr Bossu bei ihnen aufgehalten, hat er weder übelgewachsne Mannspersonen noch Frauenzimmer gefunden; wie in der alten Welt. Im ersten Theil der Reisen des Verfassers findet man umständliche Nachricht von dieser Nation und von ihrem Lande. Es ist eines der schönsten in der Welt. Es versorgt die ganze übrige Colonie mit Mehl, und treibt starke Handlung mit Fellen, Blei und Salz. Man findet darinnen viele Salzquellen. Wilde Ochsen und Rehe, die die Weiden um diese Quellen sehr suchen, werden häufig hingezogen. Man salzet ihr Fleisch und die Zungen ein und führt sie nach Neu-Orleans. Man hat hier auch gute Schincken. Auch die Früchte sind vortreflich.

Nachdem der Kazike Papapechengouya dem französischen Kommendanten die geheiligte Friedenspfeiffe gegeben hatte: so rauchte dieser sie aus, und hielt ohne Dollmetscher ohngefehr folgende Rede:

„Berühmte und tapfre Illinesische Nation, „Bundesgenossen und Freunde von Frankreich! „öffnet eure Ohren, um mein Wort zu hören, „welches wahr, eben so rein und klar als die „Sonne ist, die heute am Horizonte scheint, und „die ich als Agent des Herrn der Welt zum Zeugen rufe.

„Der grosse Herr der Franzosen wohnt, wie „ihr wisset, über dem grossen Salzsee in der alten „Welt, wo weisse Menschen, seine Unterthanen, „eben so zahlreich sind, als die Blätter der Bäume „in euren Wäldern. Da dieser mächtige Monarch „durch die sprechende Rinde erfahren hat, daß „seine treue Bundesgenossen und Kinder, die rothen „illinesischen Männer, so wie auch ihre brave Ver„bundene die Kaskakias, Mitschgamias, Penhen„guichias, Kaokias, Tamaroes ꝛc. bei jeder Gele„genheit ausgezeichnete Proben ihrer unverlezten „Treue gegen seine Krone und gegen das Beste „seiner Kolonie abgeleget haben: so haben Ihro „Majestät geruhet, mich mit der Wahl, bei der „sie auf meine Person gefallen sind, zu beehren, „daß ich in eurem Lande wohnen sollte, um es „immer im Friede zu erhalten, und euch befriedi„gende Beweise von seiner väterlichen Gütigkeit „zu geben, da er weiß, daß die Illineser den Na„men seiner Kinder verdienen. Diese Gnade des „grossen Französischen Regenten muß ausnehmend „schweichelhaft für mich sein, und berechtigt mich, „euch zugleich anzuzeigen, daß, so klein auch mein

„Kör-

„Körper ist, meine Seele doch groß genug ist,
„alle unsere Kinder die rothen illinesischen
„Menschen, wie in einer geräumigen Hütte
„zu beherbergen.

„Ich bestätige dieses Wort des zärtlichsten
„Vaters und des besten Königs der Erde, da er
„mir den Auftrag gegeben hat, auch aus seinen
„Magazinen Waaren mitzubringen, die er euch schikt
„um eure Frauen und Kinder damit zu bekleiden.
„Dieser grosse Monarch leidet viel dabei, nach-
„dem er weiß, daß seine Kinder die rothen Männer
„Mitleiden verdienen, (d. h. daß sie nackend gehen).
„Ueberdies bringe ich ihnen weisse Waffen, Ge-
„wehre, Pulver und Kugeln, um sich Lebensmittel
„auf der Jagd zu verschaffen, und sich furchtbar
„zu machen, und gegen eure umliegenden Feinde,
„die Renards *) zu vertheidigen. Als ein wahrer
„Vater hat er uns etwas von seiner Milch mitge-
„geben **) um den ehrwürdigen Greisen der Na-
„tion Munterkeit zu schenken, damit sie den jungen
„Kriegern weise Rathschläge geben, aber auch
„zugleich ihnen ausdrüklich befehlen, nicht den
„Verstand zu verliehren, d. h. nie über den
„Herrn des Lebens oder das höchste Wesen zu
„spotten, welches euch gegen die schlauen Renards,
„eure immerwährende Feinde schützen wird.„

„Soll-

*) Der eigentliche Name dieses Volkes heist Outaga-
mis. Ihr Land liegt westwärts der See.

**) Die Wilden in Louisiana nennen den Brantewein Feuerwasser oder französische Milch. Bei einem Besuche, den die Indianer bei dem Hrn de Macorty, unserm Befehlshaber bei den Illinesern abstatteten, sagten sie, wir besuchen unsern Vater und wollen auch seine Milch säugen.

„Sollten sie dennoch so verwegen sein euch „unter die Augen zu kommen, während dem daß ich „mich in eurem Lande befinde, so will ich mich ge„gen sie aufmachen, d. h. ich will zu Fusse an der „Spitze meiner tapfersten Französischen und Illine„sischen Krieger mit grossen Flinten (kleinen Artil„leriestücken) gegen sie marschieren, welche diese „verwegene Prahler zu Boden schlagen werden, „und wir wollen aus ihren Haupthaaren Kano„nenstöpsel machen.

„Ihr werdet wohl wissen, daß das grosse „Oberhaupt aller Franzosen, an besser gebildeten „und weit grössern Capitäns, die er in euer Land „schicken könnte, keinesweges Mangel hat; aber „dieser erhabene Monarch besorgte mit Recht, daß „ein anderer als ich, den er hätte schicken können, „seinen königlichen Auftrag bei seinen Kindern den „rothen Männern auszurichten, es nicht mit eben „dem Erfolge und eben so festlich würde haben „thun können, weil er erfahren hat, daß ich eure „Sprache rede *). Dies ist die vorzüglichste Ursache, „warum der gute Monarch der Franzosen, mich, „den größten Capitäns seines weitläuftigen Reichs „vorgezogen hat, um mich in euer Land mit seinen „Waaren und Kriegsrüstungen zu schicken, und „sie nach seinen Befehlen unter euch auszutheilen, „die ich pünctlich, ohne im geringsten davon abzu„gehen, vollziehen werde **).

Diese

*) Die illinesische Landessprache ist ausserordentlich schwer zu lernen. Doch überwand Boisbriand alle Schwierigkeiten dieser barbarischen Sprache, und sprach sie so gut, wie seine Muttersprache.

**) Während der lezten Kriege begieng man in Absicht der Geschenke, die unter den Wilden vertheilt werden soll-

Diese Rede ward mit dem tiefsten Stillschweigen angehöret, und von dem Beifalle der ganzen Versammlung begleitet. Die Antwort des ältesten Redners der Nation war folgende:

„Deine Worte haben unsere Herzen durchdrungen, wie der Pfeil eines Bogens. Unsere „Krieger und jungen Leute, welche oft nur nach „dem äuserlichen Scheine urtheilen, hatten dich „vorher aus Unwissenheit verachtet; aber jezt erkennen sie mit Recht, daß du an Einsicht und „Stärke, höher als die Sterne über unsern Häuptern bist, und in Forschungskraft und Kenntniß, „unergründlicher als die Schlünde des Flusses Mechaseppi (bei den Franzosen Missisippi, oder der „Fluß St. Louis). Sie denken wie ich, daß eben „die Stärke deines Geistes ein Hinderniß deines „körperlichen Wachsthums gewesen ist. Auch hat „dich der Herr des Lebens oder der Urheber der Natur, für den kleinen Wuchs deines Körpers dadurch „schadlos gehalten, daß er dir eine grosse Seele „und wirklich heroische Gesinnungen geschenket hat, „um die rothen illinesischen Männer und ihre Bundesgenossen gegen ihre Feinde zu vertheidigen und „zu schützen. Sie werden sich auch bemühen, „deine Freundschaft zu erlangen, und sich freuen, „daß der grosse Regent der Franzosen unsre Nation an Kindesstatt angenommen hat.„

„Daher bitten wir dich flehentlich, auf der „sprechenden Rinde unserm Vater, dem grossen „Oberhaupte der wilden Männer zu melden, daß „wir in unserer Sprache keine Ausdrücke stark „genug

sollten, unerhörte Ungerechtigkeiten. Waaren, welche ausgetheilt werden sollten, wurden untergeschlagen und nachher im Namen des Königs verkauft.

„genug finden können, ihm für die väterliche Auf-
„merksamkeit gegen unsere Nation zu danken, da
„er um unser Land immer weiß (friedlich) zu erhal-
„ten, uns einen so tapfern Capitän zugeschikt hat,
„als du bist. Auch wollen wir, durchdrungen von
„Liebe gegen dieses würdige Oberhaupt, und zum
„Beweise unserer aufrichtigen und lebhaften Dank-
„barkeit angesehene oder vornehme Männer auf
„die andere Seite des grossen Bitterwassers-Sees
„schicken, um unsern Vater in seiner grossen Hütte
„in dem grossen französischen Dorfe *) zu versi-
„chern,

*) In dem erstern Theile S. 133. seiner Reisen sind die amerikanischen Gesandten erwähnt, welche 1725 (1720) nach Frankreich gereist sind. Sie wurden dem Könige vorgestellt, welcher das Haupt derselben mit einer Medaille, worauf sein Porträt war, beehrte. Auch war die Tochter eines Kaziken von der Nation der Missuris (eine Tochter des obersten Kaziken von dieser Nation) mit, welche Herr von Bourmont, Kommendant des Forts Orleans in diesem Erdtheile mit nach Frankreich brachte. Diese Indianerin ward in der Kirche Unserer lieben Frauen, in Paris getauft. Man nannte sie die missurische Prinzessin. Im Jahr 1751. sah ich zwei ihrer Kinder. Sie heurathete in Frankreich Herrn Dubois, Infanterie Offizier und königlichen Dollmetscher der illinesischen Sprache. Nachher ward dieser zum Kommendant bei den Missuris ernannt. Nach dessen Absterben heirathete sie Herrn Marin, einen Hauptmann von der Miliz. Unter andern Seltenheiten brachten sie zu ihren Landesleuten aus Paris mit, eine goldene mit Diamanten besezte Repetiruhr, welche die Wilden, wegen ihrer Bewegung, die ihnen ganz unbegreiflich war, einen Geist nannten.

Einer, der mit im Gefolge der oberwähnten amerikanischen Gesandten in Paris gewesen war, versicherte, das schönste, was er im grossen französischen Dorfe (Paris) gefunden, wäre die Fleischer-Strasse,

„chern, daß wir rothe illinesische Männer, als „seine treuesten Bundesgenossen und Kinder sterben „wollen.„

Dieses Kompliment enthält den schmeichelhaftesten Lobspruch auf den Herrn von Boisbriand, dessen Andenken den Indianern dieses Erdtheils noch schäzbar ist.

Nun kommt der Verfasser auf seine Reise zu den Cadodaquio zurük.

Zur Beruhigung beider Partheien war ich so glüklich, Friede zu stiften. Nun leben sie wieder in gutem Verständnisse. Ich trug die Friedenspfeiffe mit weissen Federn besezt. Bei meiner Ankunft überreichte ich sie ganz auseinander gelegt dem Oberhaupte der Cadodaquio mit einer Rolle Tabak, um nach der Gewohnheit zu rauchen und ausserdem einen Flaschenkürbis mit Taffia angefüllt. Dieser Kazike nahm einen guten Schluk von diesem Getränke, das ihm ausserordentlich wohlschmekte. Seine Kapitäne und Krieger folgten ihm nach und sagten mir darauf, sie befänden sich in einem ganz andern Zustande. Sie tranken noch einmal, bis ich sie von einer gewissen Fröhlichkeit belebt sahe.

Nachdem ich ihnen die Absicht meiner Reise eröfnet hatte, so verschob ich meinen Vortrag, nach ihrer Landessitte, bis auf den folgenden Morgen.

Das Haupt der Cadodaquio ließ die angesehensten seiner Nation zusammenkommen. Ich begab mich zur bestimmten Stunde in ihre Versamm-

weil man daselbst viel Fleisch fände. Er erzählte auch, wie er die Kabanen des grossen Oberhauptes der Franzosen gesehen, nemlich das Louvre und Versailes; ferner die Kabane der alten Krieger d. i. das Invalidenhaus u. s. w.

sammlung, von einem Dollmetscher begleitet, der ihnen meine Rede Wort für Wort in ihre Sprache übersezte. Ich hatte mir alle Mühe gegeben sie nach dem Genie und nach der Schreibart der indianischen Wilden so viel möglich abzufassen. Sie lautete ohngefähr folgendermassen:

„Häupter, Angesehene und Krieger der ta„pfern und edlen Nation Cadodaquio, öfnet „eure Ohren, um meine kräftigen Worte durch „den Mund meines Dollmetschers zu hören. „Gerne möchte ich das Blut der rothen Männer schonen, die ich in meinem Herzen trage. Ich „will nicht Zwietracht unter euren Brüdern stiften, „im Gegentheile sollen sie wissen, daß die Häupter „der weissen Menschen ihnen befohlen haben, mit „ihnen zu reden, wenn wir erfahren, daß sie Streitigkeiten unter einander haben. Sie geben ihnen „nur immer gute Worte, weil sie allesamt das Wohl „der Nation zum Zwecke haben, um sie in den „Stand zu seßen, alle Wege so weiß zu erhalten, „daß Frau und Kinder von einem Ende des Landes an das andere ohne alle Gefahr gehen „können.

„Ich habe zu meiner eben so grossen Betrüb„niß als zu meinem Erstaunen erfahren, daß der „Friedensgeist nicht mehr regiere, daß die Erde „verunreinigt ist, weil junge unbesonnene Leute aus „der Gegend der Akanzas einige von euren Weibern entführt haben. Da diese Räubereien unter „euren Nachbarn und Bundesgenossen, oft grausame Kriege verursachet, so stöhren sie die Einigkeit „der Männer und Ruhe und Frieden in den Häu„sern. Der Zwek meiner Reise zu euch ist, euch „zu belehren, wie die Akanzas bezeigen, daß sie an

„allen dem, was diese jungen unbesonnenen Leute „gethan, welche den Verstand verlohren hatten, „gar keinen Antheil haben.

„Um ins Künftige dergleichen Angriffen zuvor„zukommen: so sollen die ersten, welche ein solches „Verbrechen begehen werden, als Stöhrer der „öffentlichen Ruhe behandelt und als solche mit der „Keule erschlagen werden.„

Hier hielt der Dollmetscher ein wenig inne, fieng dann wieder an:

„Ueberleget meine Worte wohl, da ich nichts „anders als das größte Interesse der rothen Män„ner, welche ich in meinem Herzen trage, zur Ab„sicht habe. Ich glaube hoffen zu können, daß ihr „meine Worte hören und meinen Vorstellungen „eben die Aufmerksamkeit schenken werdet, die sie „verdienen, damit sie genehmigt werden und Bei„fall erhalten, nicht nur weil sie gerecht und billig „sind, sondern auch weil sie die Absicht haben, den „Frieden zu befördern, den ich zwischen euch und „den Akanzas suche, für welche ich mich aufopfere, „weil ich nur das Glük und die Ruhe der rothen „Männer wünsche. Deswegen bin ich auch hie„her gekommen, um euch abzuhalten, etwas gegen „eure Brüder, die Akanzas zu unternehmen, wel„che jezt unter dem Schuze des grossen Haupts „der Feuerkrieger *) stehen, dem unzählige Natio„nen unterthänig sind, da der Umfang seiner Län„dereien so groß ist, daß die Sonne, welche im „spanischen Reiche gar nicht untergehet, sie allein „durch ihren Lauf messen kann **).

„Ihr

*) Diesen Namen gaben die Indianer den Spaniern, da sie mit Feuergewehren in ihr Land kamen.

**) Die Spanier liessen einen Brief vom Könige in Persien an Karl den V. drucken, welcher zur Aufschrift hatte: An den König, dessen Hut die Sonne ist.

„Ihr werdet wohl wissen, daß er ein Ver„wandter des grossen Oberhauptes aller Franzosen „ist, da er durch sein hohes Alter der Großvater „der rothen Männer geworden ist. Hütet euch „also, euch das Mißfallen des Oberhaupts aller „Oberhäupter, d. h. des Urhebers aller We„sen zuzuziehen.

„Würde es nicht in der That schimpflich sein, „wenn tapfre Leute einander wegen untreuer und „niederträchtiger Frauen, welche den Räubern ihre „Hand gebothen haben, tödten sollten? Hätten „sie ihre Männer recht geliebt: so würden sie sie „nie durch eine heimliche und sträfliche Flucht ver„lassen haben. Anstatt Blut für diese unver„schämte Weiber zu vergiessen, müßt ihr sie viel„mehr vergessen und verabscheuen, weil sie sich „durch ihre ärgerliche Aufführung, unwürdig ge„macht haben, bei tapfern Kriegern zu schlafen.„

Diese Rede machte einen lebhaften Eindruk auf diese amerikanische Helden und die ganze Versamlung gab ihr Beifall. Der Kazike stand auf, nahm mich nach der Gewohnheit der Wilden bei der Hand und sagte:

„Wir haben deiner Rede aufmerksam zuge„höret. Sie ist aus deinem Munde in unsere „Herzen geflossen und wird darinnen so lange blei„ben, als unsere Nation auf der Oberfläche der „Erde sein wird, weil sie die Stärke der Pfeile „hat.„

Ich antwortete ihm, ich freuete mich übers aus, daß er und seine Unterthanen so gute Gesinnungen hätten; ich ermahnte alle tapfern Krieger seiner Nation, meine Rede gut zu behalten; und um sie noch wichtiger zu machen, sagte ich ihm: Hier schenke ich dir ein Halsband von Glaskoral-

len, mit dieser Friedenspfeiffe, mit dem Tabak, um es zu rauchen. Das Oberhaupt nahm es an, ließ sie von einem jungen **Bannaret** (d. h. Kriegslehrling) anzünden und überreichte sie mir, um mich daraus rauchen zu lassen. Ich that einen Zug und gab sie ihm zurük. Nachher überreichte er sie den beiden Deputirten der Akanzas und dem Dollmetscher, welche es eben so machten. Diese Ceremonie bestätigte den Frieden, und erneuerte die ehemalige Freundschaft. Diese beiden Nationen der Kaziken dankten mir tausendmal für den guten Rath, den ich ihnen gegeben hatte.

Ich war sehr begierig, die Nation der Attakapas zu besuchen, welche ehedem Menschenfleisch assen und nachher dadurch bekannt wurden, daß sie den Herrn von Belle Isle, den sie gefangen genommen hatten, als Eingebohrnen betrachteten uno sehr gut behandelten. Das Oberhaupt der **Cadodaquio** gab mir 6 Männer als Wache und hinlänglichen Mundvorrath mit auf die Reise. Diese Wegweiser führten mich zu den **Natchitoches** und **Cenis**. Am 4ten Tage kamen wir im Lande der Attakapas *) an **).

Ich

*) Attakapas eine Nation in Neumexiko, der Name soll bei den Indianern so viel als Menschenfresser bedeuten. Ehmals waren sie gewohnt ihre Kriegsgefangne zu schlachten und mit ihrem Fleische ein grosses Traktament anzustellen. Sie führen Bogen und sehr grosse Pfeile, bauen indisches Korn, Mais, wie die übrigen Nordamerikanischen Nationen. S. Bossus Reise II. Theil. S. 117.

**) Da ich in Wüsteneien reisen mußte, so nahm ich mein ganzes Hausgeräthe und mein Bette mit, d. h. ich versah mich mit einer wollenen Decke oder Haut, und einer Binsenmatte, um eine Hütte zu machen und

mich

Ich ward von diesen ehemaligen Menschenfressern sehr höflich empfangen und behandelt. Verschiedene bewillkomten mich mit einem Handschlage, welches ihre Freundschaftsbezeugung ist. Sie bewirtheten mich mit vortreflichen Wildpret und Bluet, einer kleinen Frucht, welche in den Wäldern wächst und welche sie wie wir die Rosinen, troknen. Das Getränk, das sie mir gaben, nennen sie Jakchika. Es sieht eben so wie Mandelmilch aus und ist nur viel dicker. Man macht es von Mais, welchen man in Frankreich türkisch Korn nennt. Sie ernten ihn, wenn er noch ganz zart ist, drüken seinen Saft in einen grossen Flaschenkürbis, und thun Zuker von Rohr oder Ahorn dazu. Dieses Getränk ist nicht nur sehr nahrhaft, sondern stärkt auch den Magen. Es mindert die Schärfe des Bluts. Die mehrsten weissen Frauen, welche eine gesunde Gesichtsfarbe erhalten wollen, machen ein Dekoct davon und waschen ihre Gesichter damit.

Ich habe auch die Bemerkung gemacht, daß man unter Amerikanern und Afrikanern nicht wie bei den Europäern leute mit verdorbenen und zeitig faulen Zähnen siehet. Die ältesten Leute

 haben

mich gegen alles unangenehme Wetter zu schützen. Als Matratze und Hauptküssen brauchte ich zubereitete und geschikt zusammengenähete Häute. Wenn ich mit einem Schilfrohre hineinbließ: so füllte ich sie voll Wind. Am folgenden Morgen ließ ich den Wind heraus, legte die Matte und das Bette wieder zusammen, befestigte es vorne am Sattel meines Pferdes und so machte ichs, auf meiner ganzen Reise. — Diese ökonomische Bequemlichkeit habe ich von den Indianern gelernt. So macht die Noth die Menschen erfinderisch, und lehret sie, in diesen unbewohnten Gegenden, sich physische und moralische Bequemlichkeiten des Lebens verschaffen.

haben sehr gesunde Zähne, weiß wie Alabaster *), welches man dem Unterschiede der Nahrungsmittel zuschreiben kann. Die ihrigen werden nicht wie die unsrigen von allen Arten von Ingredienzen angegriffen. Wenn die indianischen Aerzte unsere Küchen sehen, so sagen sie, wir graben uns mit unsern Zähnen unser Grab **).

Die Gegend der Attakapas ist eben so schön, als die Akanzische. An einem schönen Frühlingstage schlug mir das Haupt des Stammes einen Spatziergang mit den vornehmsten Kriegern vor. Kaum hatten wir 2 Lieues hinterlegt, als ich eine reitzende, von einem kleinen Flusse durchschnittene Wiese entdekte, wo ich eine der schönsten Gegenden in der Welt fand.

Die Kazikenwürde ist bei den Nordamerikanischen Wilden nicht erblich. Nur vorzügliche Talente geben ein Recht zur Regierung. Man gehorcht ihnen nur so lange als sie selbst ein gutes Bei-

*) Die Negern und Negerinnen setzen ihre Schönheit in ihre weissen Zähne und putzen sie daher mit Kohlen von zerstossenem Weidenholze.

**) Nach der Meinung des Argensola, eines spanischen Schriftstellers ist die Frage: ob die Entdeckung der Gewürzinseln für die menschliche Gesellschaft vortheilhaft gewesen ist, ziemlich zweifelhaft. Eines Theils sind die Vortheile und Einkünfte, die uns dadurch zufliessen, sehr beträchtlich. Aber in den blutigen Kriegen, welche um ihrentwillen entstanden sind, so auch in den so gefährlichen Schiffarthen, die man deshalb unternommen, hat man auch unzählige Schiffe verlohren. Die Gewürze haben die Begierde der entferntesten Nationen gereitzet. Man hat Flotten ausgerüstet, neue Wege aufgesucht; man ist durch unbekannte Meerengen gefahren, unter Schnee- und Eisbergen gereiset, nicht um

Beispiel geben. Sobald sich ein Oberhaupt niederträchtig oder ungerecht beträgt: so wählen sie ein anderes. Nur derjenige, welcher sich durch Heldenthaten zur Vertheidigung des Vaterlandes ausgezeichnet hat, darf nach dieser Oberherrschaft streben. Weder bei der Wahl, noch bei der Huldigung des Oberhaupts geschieht etwas Merkwürdiges. Man stellt ihm bloß dem versamleten Volke vor, welches durch ein Freudengeschrei seinen Beifall bezeigt. Hierauf hält der älteste Greis eine Rede über die vorzüglichen Eigenschaften des neuen Kaziken, und ermangelt nicht, auch an seine Vorfahren zu denken. Er zählt die Feinde her, welche er getödtet — — die Gefangenen, welche er gemacht, die Hirnschädel, die er abgenommen und die Beute, welche er der Nation an Sclaven und Thieren verschaft hat. Endlich breitet er sich über seine Tapferkeit, über seine gute Aufführung und seine Erfahrung in der Kriegskunst aus. Die Freudensbezeugungen dauren 3 Tage, während dieser Zeit tanzt man und

 die

um barbarische Völker in der Lehre des Evangeliums zu unterrichten, sondern blos, um die fatalen Waaren einzuladen, welche die Quelle von so vielen Unordnungen geworden sind. Auf diesen theuren Gewürzen beruht die Macht der Könige der molukkischen Inseln, und daher die Kriege, welche sie unterhalten müssen. Wie wenig braucht man oft, um die Begierde der Menschen zu reitzen! Wie sinnreich macht sie die äuserste Verderbniß, die unglükliche Kunst zu erfinden, das Beste zu mißbrauchen, was die Natur nur liefert! Man kann z. E. den Ingwer mit mehrerm Rechte den Zankapfel nennen, als den goldnen Apfel, der Fabel, weil er eine Ursache zu Fehden und Kriegen gegeben hat. Sollten die griechischen und lateinischen Dichter, welche von den gorgonischen Inseln geschrieben haben, jezt leben, was würden sie wohl von den molukischen Inseln sagen?

die Einwohner im ganzen Hauptflecken werden auf gemeinschaftliche Kosten bewirthet.

Unaufhörlich bewundere ich ein solches Oberhaupt oder Kaziken eines Stammes. Sein ununterbrochnes Bestreben, seinen Unterthanen, welche er als seine Kinder ansieht, Wohlstand und Ruhe zu verschaffen, ist eine Eigenschaft, durch welche er billig den ehrwürdigen Namen: Hausvater verdient. Mit welchem Eifer bewahrt er sie nicht vor allem dem, was ihnen schaden konnte! Wie besorgt ist er, sie gegen feindliche Ueberfälle und Nachstellungen zu vertheidigen, und die geringsten Unruhen zu verhüten, welche unter ihnen entstehen möchten! Man könnte ihn ohne Zweifel mit dem guten Könige vergleichen, dessen Name von den Franzosen ewig verehrt wird, da er ihr Vater und Freund war, und nur für ihre Glükseligkeit zu leben wünschte.

Die Amerikaner sorgen immer dafür, daß das Oberhaupt alt ist. Nur selten siehet man junge Leute und noch seltener Frauen zu dieser Würde gelangen. Doch steht die ganze Gegend der Attakapas unter der Herrschaft einer Frau, welche Quitachoulabénaky, d. h. Regentin heißt. Sie regiert mit eben soviel Muth, Weisheit und Klugheit, als man es nur von einer Mannsperson erwarten kann. Daher haben ihr auch die Wilden den Zunamen der **tapfern Frau** gegeben. Glänzende Jugend mit allen ihren Reitzen verbunden, schwarze Haare, regelmässige Gesichtszüge, lebhafte Augen, ein majestätischer und so wohl proportionirter Wuchs, daß man ihn nothwendig bewundern muß, ein schöner Hals, und ein so starker Körper, als zu einer schönen Bildung gehört, machet kürzlich ihr **Gemählde** aus. Die

Natur

Natur hat sie mit Herzens- und Geistesgaben beschenkt, welche sie vor andern Personen ihres Geschlechts auszeichnen. Dies sind die einzigen so schäzbaren Eigenschaften, welche sie zu der höchsten Würde erhoben. Die Attakapas verehren sie daher auch als eine Gottheit. Ich weiß keine andere Gegend in Nordamerika, wo sich Männer von einer Frau beherrschen lassen. Nach der Denkunsart dieser Völker sollen Frauen nicht über wirkliche Männer herrschen, weil nur Männer, wie sie sagen, ihre Gesetze gegeben haben, weil die Frauen leichtsinnig und unbeständig sind, und sich nur mit ihrer Wirthschaft abgeben sollen. Der Krieg sei nicht der Neigung des von Natur furchtsamen und friedlichen schönen Geschlechts angemessen, das nur zur Bevölkerung und nicht zur Zerstöhrung bestimmt sei.

Diese Regentin hat wohl ihre guten Ursachen, sich nicht zu verheirathen, weil sie in diesem Falle ihre Macht theilen müßte, worinnen sie dem Beispiele der berühmten Elisabeth von England, von der sie wohl in ihrem Leben nichts gehört hat, nachfolgt. Um aber doch das Vergnügen der Liebe zu geniessen, zu welchem sie eben so viele Neigung, als diese berühmte Königin hat, so hält sie sich einen jungen wohlgebildeten Sclaven, dem es bei Lebensstrafe verbothen ist, sich mit einer andern Frauensperson abzugeben. Gefällt ihr der Sclave nicht mehr: so kann sie sich einen andern nehmen. Aber in der hiesigen Landesgeschichte hat man kein Beispiel, daß ein Liebling, der in Ungnade gefallen, sein Leben so kurz geendigt habe, als der unglükliche Graf v. Essex. Man versichert sogar, die ietzige Regentin wäre so keusch, daß sie sich nur einen auf einmal hält, welches man als eine grosse Mässigung ansehen muß.

Es

Es giebt hier viele Personen von beiden Geschlechten, welche einige Zeit unverheirathet bleiben, aber unter diesen mehr Frauenspersonen als Mannspersonen. Doch sind wenig Indianer unverheirathet, wenn sie nicht jung wegsterben. Die Mädchen verheirathen sich nicht so leicht, als die jungen Männer, weil von jenen weit mehrere sind. Sie müssen warten, bis sie jemand sucht. Demohngeachtet aber fühlen sie, wie ich von den Allibamoniern im 2ten Theile meiner ersten Reisen gesagt habe, nicht das geringste Bedürfniß. Sie können die Männer sehr wohl entbehren, und wenn sie auch einige Jahre mit Mannspersonen auf gewisse Zeit vertraulichen Umgang gehabt haben: so hält man noch eben soviel auf sie *). Sie finden immer ihr Unterkommen, wenn sie nur keine Kinder gehabt haben. Denn wenn sie Mutter geworden sind, so werden sie von den Mannspersonen nicht verlangt und man pflegt zu sagen, daß sie nicht mehr Mädchens, sondern Weiber sind. Demohngeachtet hält man die Unverheiratheten für beschimpft. Wenn sie sich, wie es beinahe unvermeidlich ist, eine schimpfliche Krankheit zuziehen, so

*) Manche amerikanische Völkerschaften sind so galant, daß sie so wie einige Nationen in andern Erdtheilen ihre Mädchens andern, auch sogar den Europäern anbieten. Zu diesem Ende gehen ihre Chefs des Morgens im Dorfe herum und rufen aus: Ihr jungen Leute und Krieger seid nicht mürrisch, liebet den Herrn des Lebens. Geht auf die Jagd, um die Franzosen zu erhalten, welche uns mit allen Bedürfnissen versorgen; und ihr jungen Mädchens seid nicht hart und undankbar, gegen die jungen Krieger um ihr Blut zu bekommen. Durch diese Verbindung werden wir so klug wie sie und unserm Feinde furchtbar.

so sind sie in dem elendesten Zustande, von aller Hülfe entblößt, und von jedermann verlassen. Sie sterben beschimpft und verachtet. Diese Völker betrachten eine solche Todesart als eine billige Strafe ihres abscheulichen Lebens.

Kürzlich will ich hier etwas von den Heirathen der Attakapas aufführen. Wenn ein Wilder ein Mädchen verlangt, die ihren Vater noch am Leben hat: so wendet er sich an ihn. Hierauf fragt ihn der Vater, ob er ein tapfrer Krieger, ein guter Jäger ist, ob er Harpunen zur Fischerei in Seen und Flüssen machen könne?

Hat der Liebhaber alle diese Fragen beantwortet, so nimmt der Vater einen Flaschenkürbis, von ohngefähr 2 Kannen, gießt darein ein Getränk aus den Blättern des vorher schon erwähnten Strauchs **Cassine**, trinkt den Flaschenkürbis aus, füllt ihn wieder an, reicht ihn seinem künftigen Schwiegersohne, welcher ihn auch austrinkt. Der Vater läßt ihn sogleich schwören, daß er seine Frau nie übel behandeln wolle. Nachdem dieser nun die Sonne zu Zeugen gerufen hat, daß er ihr nie schlecht begegnen wolle, so nimmt er das Mädchen zur Frau, und die Neuvermählten begeben sich ohne weitere Ceremonien nach Hause.

Ihre erste Beschäftigung ist sich eine Hütte zu erbauen. Die Frau bringt alle nöthige Materialien zusammen und der Mann bauet sie. Auch legt er eine Pflanzung an, welche die Frau mit allen Arten von Fruchtbäumen bepflanzt, von denen sie sich nähren. Auch muß sie für seine Unterhaltung und für die Zubereitung der Getränke und Speisen sorgen. Die Frau kömt alle Morgen zu ihrem Manne und bringt ihm Frühstük. Hierauf geht er auf die Jagd, alsdenn auf die Fischerei. Bei

seiner

seiner Rükkehr macht seine Ehehälfte Wildpret oder Fische zurechte. Ausser der gewöhnlichen Arbeit der Frau in der Haushaltung und ausser der Pflanzung beschäftiget sie sich mit dem Spinnen der wilden Ochsen-Wolle, woraus sich der Mann Schürzen zu seiner Bedeckung macht. Wenn sie mit einander zufrieden sind, so trennen sie sich nur im Tode.

Die Wilden tiefer ins Land hinein, sind in Bestrafung der Verbrechen ungleich strenger als die Nachbarn der Franzosen und Engländer.

Ehebruch ist bei ihnen ein Hauptverbrechen. Ohne Schonung tödten sie den schuldigen Mann und die schuldige Frau, wenn sie sie auf der That ergreifen*), und wenn sie sie oder an ihrer Statt ihre Verwandten, nicht eine grosse Strafe an Sclaven, Pelzwerk und Pferden geben. Die Furcht vor einer so strengen Strafe hält die Männer sehr oft zurük, aber nicht die Frauen. Sie suchen alle Mittel hervor, und spähen den Augenblik aus, wo ein junger Mensch allein ist. Die Frau zeigt sich ihm sogleich ganz nackend und sucht ihn anfangs durch aller-

*) Doch ist die Denkungsart mancher Nation in diesen weitläuftigen Landschaften, besonders im Nordwestlichem Theile von Louisiana auffallend. Die Missurier sind zwar nicht eifersüchtig und es ist sogar eine Höflichkeit der Männer in dieser Gegend, dem Fremden, der sie besucht, nach dem ersten Complimente zu fragen, ob er verheirathet ist. Antwortet man: ja! so erfordert die Höflichkeit der Ehemänner, ihrem Gaste ihre Frauen anzubiethen. Macht ihm der Missurier einen Gegenbesuch, so muß der Herr der Hütte, wenn er eine Frau oder Beischläferin hat, sie ihm ebenfalls anbiethen. Sonst würde er eine Unhöflichkeit begehen, welche diese wilden Völker für unverzeihlich halten.

allerhand Galanterien und Liebkosungen zu verführen. Bleibt er hartnäckig so droht sie ihm, sie würde im Fall, wenn er ihr diese Gefälligkeit abschlüge, bei ihrem Manne anklagen, daß er sie hierzu verführen wollen. Diese blosse Drohung macht den jungen Menschen geneigt, dem Verlangen der Verführerin eine Gnüge zu thun. Denn wäre er auch so keusch wie Joseph: so würde doch schon der Umstand, daß er sich in einer Hütte mit einer Frau auf solche Weise befunden, zu seiner Verurtheilung hinlänglich sein. Seine Rechtfertigung würde ganz vergebens sein; man würde seine Gründe nicht anhören, und der Frau auf ihr Wort glauben.

So strenge auch der Ehebruch bestraft wird, so werden doch öffentliche Mädchen geduldet. Diese Polizeieinrichtung ist jezt beinahe bei allen Nationen ein notwendiges Uebel.

Eifersucht ist gemeiniglich mit Liebe verbunden. Beide Leidenschaften sind genau mit einander verbunden, so verschieden auch ihre Wirkungen sind. So eifersüchtig die Amerikanerinnen über ihre Männer sind: so unterstehen sie sich doch nicht sich darüber zu beklagen, und sagen nicht einmal etwas dazu, wenn ihre Gatten Umgang mit andern Weibern haben. Sie suchen sie durch ein sanftes Betragen und alle Arten von Liebesbezeugungen zurükzubringen.

Da die Vielweiberei unter den wilden Indianern erlaubt ist: so haben viele 2 Frauen. Die Männer theilen ihre Liebe unter sie, so daß sie wechselsweise an das eheliche Geschäfte kommen. Niemals macht eine auf die Rechte der andern Ansprüche, die Eintracht regiert in der Haushaltung, und beide Frauen leben als wirkliche Schwestern unter einander.

Als ich mit den Attakapas von ihrer Religion sprach, um sie zu bekehren: (da ich ehedem bei den Illinesern Proselyten gemacht harte) so antworteten sie mir, daß Gott, wenn er allmächtig ist, weder sie noch ihre Gebethe brauchte. Wenn er sie vor der Erschaffung der Welt hätte hervorrufen wollen, so würde er nicht bis jezt gewartet haben. Doch glauben sie, daß sie eine Seele haben, aber sie können nicht den geringsten Begrif davon geben. Sie beobachten auch verschiedene Ceremonien bei Todesfällen; ein Beweiß, daß sie die Unsterblichkeit der Seele glauben.

Die Alten unter dieser Nation erkundigten sich auch bei mir nach **Blakvelque**, welches den weissen bärtigen Mann bedeutet. So nannten diese Völker den Herrn von **Belle Isle**, wie sie ihn im Gehölze verirrt fanden, nachdem man ihn in der Bai St. Bernhard zurükgelassen hatte.

Ich dankte diesen braven Greisen für ihre Gütigkeit, sich nach ihm zu erkundigen. Ich erzählte ihnen, daß er nach ihrer gütigen Behandlung, da sie ihn für einen Eingebohrnen erklärt und ihn vom Tode errettet hätten, lange auf der Erde herum gewandelt, daß er 62 Erndten erlebt und erst seit 8 Erndten in dem Lande der Seelen wäre *). Daß er einen würdigen Sohn hinter-

*) Herr von Belle-Isle starb im Aprill 1763. zu Paris, und ward zu St. Eustache beerdiget. Verschiedene Nachrichten von diesem braven Ofizier findet man in folgender Reisebeschreibung: *Le Page* dit *Praz* histoire de Louisiana etc. *Paris* 1758. 12. 3 Bände; worin aber manche interessante Umstände fehlen, auch manche Vorfälle unrichtig erzählt sind. Folgende Nachricht ist im Auszuge aus Bossus Ersten Reise

terlassen habe, der jezt Capitän der Armeen des grossen Oberhaupts der Feuer-Krieger wäre, d. h. des Königs von Spanien †).

Die Reise 2. Theil, die aus einer Handschrift des Herrn von Belle-Isle entlehnt sind.

Belle-Isle reiste im Jahr 1719. nach Louisiana, wie diese Kolonie an die westindische Compagnie kam, und zur Bevölkerung derselben 1000 Menschen abschikte. Sein Schif ward durch Ströme und widrige Winde in die Bai St. Bernhard im Mexikanischen Meerbusen getrieben. Der Schifshauptmann schikte hier eine Schaluppe ans Land, um frisches Wasser zu holen, und Herr von Belle-Isle gieng mit einigen von seinen Kameraden, mit Erlaubniß seines Hauptmanns ans Land. Während dem daß die Schaluppe zum Schif zurükfuhr, giengen die 4 jungen Officiers auf die Jagd. Die Schaluppe kam noch einmal ans Land, und kehrte wieder mit neuer Wasserprovision zum Schiffe zurük, ohne die Officiere zurükzunehmen, die sich noch nicht eingefunden hatten. Der Hauptmann segelte darauf weiter fort, ohne länger auf sie zu warten. Man kann sich leicht ihr Schrecken und ihre Verwirrung vorstellen, die sie empfinden mußten, als sie bei ihrer Zurükkunft ans Ufer, Schaluppe und Schif vermißten. In einem unbekannten Lande zurükgelassen, irrten sie lange auf der wüsten Küste herum, auf der einen Seite vom Meer, und auf der andern von Caraiben oder Menschenfressern umgeben. In der falschen Vermuthung, das Schif wäre westwärts gesegelt, giengen sie an der westlichen Küste herunter. Insekten und Kräuter waren ihr einziges Nahrungsmittel, ohne zu wissen, welche gesund oder ungesund wären. Die meiste Qual verursachten ihnen die Mücken, die in dieser Gegend sehr häufig sind, und gegen welche sie sich durch nichts in Sicherheit setzen konnten. In dieser elenden Verfassung brachten sie mehrere Tage zu. Die 4 unglüklichen Officiere starben einer nach dem andern vor den Augen des Herrn von Belle-Isle, welcher seine lezten Kräfte anwandte

Die Attakapas sind Nachbarn einer Nation, welche die Spanier Indios Bravos nennen, weil sie sie nie haben bezwingen können. Man glaubt, daß

um ihre traurigen Ueberreste im Sande zu begraben, damit sie nicht ein Raub der wilden Thiere werden möchten. Zur Erhaltung seines armseligen Lebens, mußte er Würmer essen, die er im verfaulten Holze fand. Einige Tage nach dem Tode seiner Kameraden, fand sich sein Jagdhund, den er mit ans Land gebracht hatte, und der vorher entwischt war, wie ihn einer von den andern Officiers abschlachten wollte. Das treue Thier kam mit starken Sprüngen auf ihn zu, legte eine Holzratte vor seine Füsse, und bellte für Freuden. Diese Holzratten sind so groß wie ein Spanferkel, und lassen sich gut essen. Herr von Belle=Isle, der nun weiter keinen Gefährten als seinen Hund bei sich hatte, fieng nun an hin und her zu wandern, um Nahrungsmittel aufzusuchen, und machte sich des Abends eine kleine Verschanzung am Fusse eines Baumes, um sich gegen die wilden Thiere zu schützen. In einer Nacht näherte sich einmal ein Tiger seiner Schlafstätte. Sein Hund wachte an seiner Seite, wurde das wilde Thier gewahr, und fiel es mit starkem Bellen an, Herr von Belle=Isle erwachte hiervon, eilte seinem Hunde zu Hülfe. Der Tiger entfloh und ließ den Hund verwundet zurük. Er schlachtete ihn darauf, aus Furcht, er möchte vom Bisse des Tigers toll werden und verzehrte ihn. Nunmehr ganz allein in dieser Wüste sich überlassen, gieng er tiefer ins Land hinein, um zu sehen, ob er keine menschlichen Geschöpfe antreffen könnte. Es dauerte nicht lange, so fand er menschliche Fußtritte im Sande: diesen folgte er bis an das Ufer eines Flusses, wo er eine Pirogue fand, in welcher er über den Fluß sezte. Auf der andern Seite traf er Wilde, von der Nation der Attakapas an, welche Menschenfleisch und Fische dörrten.

Diese kamen auf den Herrn von Belle=Isle zu und hielten ihn anfänglich, weil er so sehr mager aussah,

daß in diesem Lande ehedem geschikte, starke und muthige Indianer gewohnt haben, deren Art zu streiten und sich zu vertheidigen sehr sonderbar war.

sah, für ein Gespenste. Als sie bei ihm angekommen waren, so zeigte er auf seinen Mund, um ihnen hiemit anzudeuten, daß er hungrig wäre. Diese Wilden sonst wol an Menschenfleisch zu ihrer Nahrung gewöhnt, wollten ihn nicht einmahl schlachten, weil er so mager war. Sie sezten ihm Menschenfleisch zum Essen vor, er aber wählte sich lieber einen Fisch, den er mit dem größten Appetite verzehrte. Nach diesem zogen sie ihm seine Kleider aus, und theilten sie unter sich; führten ihn in ihr Dorf um ihn zu mästen, wo er das Glük hatte, daß ihn eine Witwe, die schon über ihre besten Jahre hinaus war, zu ihrem Hunde d. h. zu ihrem Sclaven aufnahm. Nach und nach stellten sich seine Kräfte wieder ein; dennoch war er in der größten Furcht, seine Wirthin möchte ihn ihren Göttern opfern und sein Fleisch verzehren. Denn täglich sah er, wie diese Wilden die Fettesten von ihren Kriegsgefangnen schlachteten, und ihr Fleisch bei ihren Festen verzehrten; eben so stellte er es sich als gewiß vor, daß sie ihn, sobald er fett sein würde, mit der Keule todt schlagen würden. Unterdessen hielten die Völker eine allgemeine Versammlung, worinnen beschlossen wurde: Es wäre niederträchtig einen Menschen zu tödten, der zu ihnen gekommen um Hülfe bei ihnen zu suchen und nicht um ihnen Schaden zu thun; und in dieser Rükficht behielt ihn die Witwe als ihren Sclaven.

Die ersten Tage seiner Gefangenschaft fielen ihm, ohnerachtet er eben nicht sehr hart gehalten wurde, doch sehr schwer, weil er die Kinder dieser Menschenfresser warten, und auf seinen Schultern tragen mußte: denn er war so nackend wie die Wilden, nur daß er um die Mitte des Leibes einen Schurz trug. Nachdem ihn aber die Witwe zu ihrem Sclaven angenommen hatte, so wurde er besser gehalten.

Kam man mit ihnen ins Handgemenge, und glaubte man sie schon fest zu haben, so entwischten sie in einem Augenblicke. Hielt man sie noch weit ent-

Herr von Belle = Isle, noch jung und stark, verrichtete seine Sclaven-Arbeit recht gut, und sezte sich hierdurch bei seiner Gebieterin in solche Gunst, daß sie ihn adoptirte und in Freiheit sezte. Darauf wurde er unter die Nation aufgenommen. In kurzer Zeit lernte er durch Zeichen mit ihnen reden, und wie sie mit dem Bogen schiessen.

Sie nahmen ihn darauf mit in den Krieg, wo er ihnen seine Geschiklichkeit im Bogenschiessen zeigte; denn er schoß einen ihrer Feinde, in ihrer Gegenwart mit einem Pfeile durch und durch. Dieses Meisterstük verschafte ihm den Titel eines wahren Kriegers. Ein Wilder schoß noch darauf einen Rehbok. Man dörrte das Fleisch und nahm dieses nebst den getödteten Wilden, zum Proviante auf die Reise mit. Herr von Belle = Isle wurde auf diesem Marsche hungrig, und bat sich etwas zu Essen aus. Ein Wilder gab ihm Menschenfleisch mit dem Vorgeben, es wäre Fleisch vom Rehbok. Als er davon gegessen hatte, so bezeigte der Wilde seine Verwunderung, daß er sonst Schwierigkeit gemacht hätte, Menschenfleisch zu essen, und es jezt doch ohne Umstände verzehrte. Diese Vorstellung machte soviel Eindruk auf ihn, daß er alles, was er davon gegessen hatte, wieder ausbrach.

Ungefähr 2 Jahr nach seiner Gefangenschaft kamen Gesandte von jener Nation zu den Attakapas um mit ihnen Frieden zu schliessen. Diese Nation, von welcher die Gesandte waren, wohnte im Gebiete von Neu-Mexiko, nahe bei den Natchitoches, wo damals Herr Hucheros de St. Denis kommandirte, den die Deputirten von dieser Nation, ob sie gleich unter spanischer Bothmässigkeit standen, ehrten und schäzten. Nachdem die Deputirten den Herrn von Belle = Isle genau in Augenschein genommen, so sag-

entfernt, so erschienen sie auf einmal vor ihren Feinden und fielen sie von allen Seiten an. Sie flohen mit eben der unglaublichen Geschwindig-

 keit,

sagten sie zu den Attakapas, in ihren Ländern, aus welchen sie kämen, wären auch solche weisse Menschen, wie dieser. Belle = Isle schöpfte hier die erste Hofnung sein Vaterland wieder zu sehn. Zufälliger weise hatte er noch sein Officier: Patent in einer Büchse aufgehoben, auf welches er mit einer Rabenfeder, und mit Dinte aus Ruß gemacht, folgende Worte schrieb:

„An den ersten Officier der weissen Menschen!
„Ich bin Belle=Isle, und in der Bai St. Bern=
„hard am Lande zurücke gelassen; meine Ge=
„fährten sind Hungers gestorben, und ich bin
„ein Gefangener bei den Attakapas.„

Dieses Papier gab er einem Wilden, und sagte ihm, es sei das redende Papier, und er würde, wenn er es an einen französischen Officier in seinem Vaterlande abgäbe, von ihm sehr wohl aufgenommen werden. Der Wilde hielt das Papier für etwas göttliches, weil es für ihn bei den Franzosen reden sollte, und da es ihm seine Kameraden wegnehmen wollten, so entfloh er ihnen und schwamm mit dem Briefe in der Hand über einen Fluß. Nach einer Reise von 150 Meilen kam dieser Wilde mit seinem Briefe zu der Nation der Natchitoches, wo damals der vorhererwähnte Herr Hucheros de St. Denis kommandirte. Diesem überreichte der Wilde das Schreiben des Herrn von Belle=Isle. Er wurde sehr gut aufgenommen und mit Geschenken überhäuft. St. Denis weinte über das Schikfal des Belle = Isle, und erzählte dem Wilden die Geschichte seines Landsmanns. Der Wilde erbot sich sogleich nebst einigen andern von seiner Nation ihn von den Attakapas abzuholen. An der Zahl zehn reiseten sie sogleich zu Pferde und mit Flinten bewafnet, und mit einem Handpferde für den Herrn von Belle = Isle ab.

keit, mit welcher sie den Feind verfolgten. Aber das sonderbarste und zugleich das gefährlichste war, daß sie so wie die Parther eben so geschikt Pfeile

Bei ihrer Annäherung bei den Attakapas machten sie sogleich ihre Ankunft durch verschiedene Salven aus ihren Gewehren bekannt, welche von diesen Wilden für Donnerschläge gehalten wurden. Nach diesem überreichten sie dem Herrn von Belle = Isle einen Brief vom Herrn von St. Denis. Der Anführer der Gesandschaft ließ ihn geschwinde zu Pferde steigen und eilte mit seiner Bedekung zurük. Die Attakapas, durch die Flintenschüsse der Gesandten in Furcht gesezt, unterstanden sich nicht sich zu widersetzen, und die Witwe, die Wohlthäterin des Herrn von Belle = Isle zerfloß in Thränen. So kam er glüklich aus seiner Gefangenschaft. Herr von Bienville, damaliger Gouverneur empfieng ihn mit ofnen Armen, und belohnte seine Befreier reichlich.

Der Gouverneur schikte ein Geschenk an die Attakapas und ein besonderes an die Witwe, welche den Herrn von Belle = Isle adoptirt und in Schuz genommen hatte.

Diese Völker, welche eine solche Freigebigkeit von unserm Gouverneur nicht vermuthet hatten, schikten Gesandte an ihn, um ihre Danksagung abzustatten und mit den Franzosen ein Bündniß zu schliessen. Der Chef der Gesandschaft hielt folgende Rede an den Herrn von Bienville, die Herr von Belle = Isle verdolmetschte:

„Mein Vater, der Weisse, welchen du hier siehst, „ist dein Fleisch und Blut; er war mit uns durch die „Annahme an Kindesstatt vereinigt. Seine Brüder „sind Hungers gestorben; wenn sie vorher von meiner „Nation wären gefunden worden, so lebten sie vielleicht noch, und wir würden sie eben so, wie diesen „behandelt haben.„

Bei dieser Gesandschaft war auch die vormalige Wohlthäterin des Herrn von Belle = Isle. Alle wurden von den Franzosen sehr wohl aufgenommen.

Pfeile hinter sich fortschossen, als wenn sie den Feind vor sich hätten. Wenn sie aus Noth, oder sonst bei guter Gelegenheit, nahe fechteten: so befestigten sie kleine metallene Blätter an den Griffen gewisser eisernen Waffen, welche sie als Wurfspiesse brauchten. Durch das zahlreiche Getöse dieser Blätter ermunterten sie einander zum Streite und unternahmen die Angriffe mit einer ausserordentlichen Hitze, oder machten sich, wie ich eben gesagt habe, auf die Flucht, wenn sie nicht Widerstand thun konnten. War die Flucht nicht möglich, so krochen sie wie eine Schildkröte zusammen, und verbargen sich ganz unter grosse Schilder dieser Amphibien, welche sie als Schilder trugen, so daß kein Theil ihres Körpers unbedekt war. Man versicherte auch, daß sie durch alle Arten von Waffen, sogar durch Feurgewehre als Verzweifelte auf diejenigen loßrennten, die ihnen zu nahe kamen, um auf diese Art sich und ihre Sieger zu tödten.

Obgleich die jetzigen Indianer von ihren Vorfahren sehr ausgeartet sind: so machen sie sich doch noch den Spaniern furchtbar, so daß sie in ihren Augen noch immer Indios bravos sind.

Unsre französische Reisende hatten ehedem viel Verkehr mit diesen Völkern, da sie von ihnen mit allen Bedürfnissen versorgt wurden, und ihnen hingegen Aexte, Hacken, Messer und andere Eisenwaaren gaben. Dieser Handel würde vermuthlich von langer Dauer gewesen sein, wenn ihn nicht einige Abentheurer durch ihre Niederträchtigkeit un-

†) Graf Oreilly schlug Seiner katholischen Majestät den Sohn des Herrn von Belle = Isle vor, welcher Capitän der Armeen und Kommendant eines deutschen Fleckens 10 Meilen über Neu-Orleans wurde.

terbrochen hätten. Da sie einst in der Bai Bocca del Toro eine Menge Indianer fanden, so luden sie sie, mit ihren Frauen zu sich ein. Man aß viel, und trank noch mehr. Man ward fröhlich; nach und nach wurden sie muntrer, man scherzte. Aber auf Scherz folgten Beleidigungen, auf Beleidigungen Schimpfreden, und endlich Schlägereien. Die Abentheurer tödteten in ihrer Trunkenheit einige Indianer und entführten ihre Frauen. War diese Treulosigkeit vorher verabredet, oder war sie dem Weine zuzuschreiben? darauf kann man jezt nicht mit Gewißheit antworten. So viel ist gewiß, daß die Indios Bravos seit dieser Zeit weder von Handel, noch von Versöhnung mit Europäischen Abentheurern hören wollen.

Diese Bai Bocca del Toro hat 25 : 30 Lieues im Umfange, und enthält viele kleine Inseln. Man findet in dieser Gegend verschiedene indianische Völkerschaften von verschiedenen Sprachen, die beständig mit einander Krieg führen. Die Spanier haben sie nie wegen ihres Muths unterwerfen können. Ihre Ländereien sind so fruchtbar, daß sie ihnen hinlänglichen Unterhalt liefern, ohne daß sie nöthig haben sie sehr anzubauen.

Der Ursprung des Krieges unter den Indios Bravos war folgender. Da die Spanier diese Wilden unterwerfen wollten: so marterten sie einige auf die grausamste Art. Andere entflohen, gewöhnten sich von der Jagd, der Fischerei und den wildwachsenden Früchten dieser Gegend zu leben. Diese streifen noch herum, ohne sich irgendwo niederzulassen. Auch mögen sie nicht mit andern Indianern Handlung treiben, die größtentheils den Spaniern unterworfen sind, und diejenigen ihnen

zu

zu unterwerfen suchen, welche es noch nicht sind. Daher streiten sie untereinander mit eben der Blutgierde, als wenn sie von einer andern Nation wären.

Es ist sonderbar und zugleich kläglich, wenn man sieht, wie Feindschaften Trennungen unter Völkern verursachen; Feindschaften, die sich auf tausend nachtheilige Umstände und auf tausend falsche Vorurtheile gründen. Da sie die Sprache ihrer Feinde nicht verstehen: so können sie sich einander nicht erklären, und ihren Irrthum nicht entdecken. Dadurch wird ihr Haß und ihre Feindschaft immerfort unterhalten.

Die Indios Bravos leben ohne Religion, wenigstens haben sie keine äusserliche gottesdienstliche Gebräuche. Doch hatten ihre Vorfahren Gottesdienst und Opfer. Diese Opfer waren ein wenig widersinnig und sonderbar. Sie gaben ihren Priestern alle Jahre einen Sclaven, welcher das Götzenbild vorstellen mußte, welches sie anbeteten. Ehe der Sclave anfieng seine Rolle zu spielen: so mußte er sich vorher in einem Bade reinigen. Hierauf bekleidete man ihn mit allen Ehrenzeichen des falschen Gottes, gab ihm seinen Namen und das ganze Jahr hindurch ward er als Gott verehrt. Er ward immer von 12 Männern bewacht; er hatte die Freiheit, auszugehen, wohin er wollte; aber wenn er unglüklicher weise entwischte, so ward der Chef der Wache, der sich für ihn verbürgen mußte, an seine Stelle gesezt.

Der Gefangene hatte die anständigste Wohnung im Tempel. Wenn er aß: so bedienten ihn alle vornehme Herrn der Nation nach einer bestimmten Ordnung und mit eben dem Gepränge,

welches bei der Tafel grosser Herrn gewöhnlich ist. Sie begleiteten ihn auch auf die Strassen. Beim Ausgehn hatte er eine kleine Flöte, auf welcher er von Zeit zu Zeit bließ, um seine Gegenwart anzukündigen. Sogleich kamen die Frauen mit ihren Kindern heraus, und stellten sie ihm dar, um sie von seinen Händen einsegnen zu lassen; wobei man ihm göttliche Ehre erzeigte. In der Nacht verschloß man den Sclaven in eine feste Hütte, um ihn nicht entwischen zu lassen. Diese Ceremonie beobachtete man bis zu dem festlichen Tage, an welchem er der Gottheit des Landes geopfert wurde.

Die Mexikaner haben Menschen ihren Aberglauben aufgeopfert; die Spanier ihrem Eigennutze. Welche von beiden sind am meisten zu entschuldigen? Diese Abgötter glaubten in diesen Opfern ihren Gott zu ehren; die Spanier dachten nur darauf, ihren unersättlichen Geiz zu befriedigen. —

Die Indios Bravos haben beinahe eine Republikanische Regierung. Sie erkennen weder einen König, noch sonst einen Oberherrn.

Ziehen sie zu Felde: so wählen sie den Erfahrensten und Tapfersten zu ihrem Oberhaupte, denjenigen z. E. der die meisten Gefangenen gemacht, oder den Feinden die meisten Hirnschädel abgenommen hat. *). Nach ihrer Zurükkunft hat dieser Befehlshaber nichts mehr zu befehlen; man hält ihn bloß für einen braven Bürger.

Als der König von Frankreich Louisiana noch besaß, habe ich oft Wilde aus dieser wüsten Landschaft

*) Die Wilden vertrauen das Kommando der Kriegspartheien unter die alten Hauptmänner, aus dem Grunde, weil man sich vorhero selbst muß beherrschen können, ehe man über andere herrscht.

schaft 3 = 400 Meilen weit herkommen sehen, um dem Gouverneur oder andern Officieren, welche unter ihnen in verschiedenen Posten dieser Kolonie kommandirten, einen Besuch abzustatten.

Diese Indianer haben von jeher eine grosse Achtung gegen die französischen Officiere gezeigt. Sie nennen sie in ihrer Sprache **Mingo** d. h. Oberhaupt oder Capitän. Bei ihren Besuchen erschienen sie in ihrer besten Kleidung. Die Vornehmsten trugen immer diejenige, welche der König ihnen zu schenken pflegte, und welche sie für die Ceremonientage behielten *). Das Haupt der Gesandschaft studirte auf eine Lobrede auf den König von Frankreich, auf den Gouverneur der Kolonie, auf die Offizier und endlich auf die ganze Nation.

Die Indianer sind sehr reich an Ausdrücken. Ihre Reden, welche sie mit Bildern oder Gleichnissen ausschmücken, um ihre Gedanken damit auszudrücken, sind voll von Umschreibungen. Manchmal

*) Den Wilden fallen die französischen Beinkleider äusserst beschwerlich. Sie können sich nicht daran gewöhnen, sie so zu tragen, wie wir. Doch legten sie die Oberhäupter und die vornehmsten Krieger des Wohlstandes wegen an dem Tage an, an welchem sie die kommandirenden Officiers besuchten. Ein vornehmer Wilder von der Nation der **Tonikas** bekam einst in Neu-Orleans von dem französischen Gouverneur eine vollständige Kleidung. Der Indianer zog sie an, nahm aber die Beinkleider unter den linken Arm, und spazierte so durch die Stadt. Da man ihm nun sagte, daß sie dahin nicht gehörten; so erfolgte die Antwort: die Franzosen pflegten ja auch die Hüte, welche man eigentlich auf den Kopf setzen sollte, unter dem Arme zu tragen. Er mache es eben so mit den Beinkleidern, um sie schön zu erhalten, da sie ein Geschenk von seinem Vater dem Könige von Frankreich wären.

ma habe ich ganze Stundenlang den wilden Rednern zugehört. Sie sprachen schön, agirten dabei mit der Hand und den Armen mit einem so natürlichen Anstande, daß es ihnen nie ein Europäer nachmachen konnte. Sie bezauberten mich, obgleich dergleichen Reden in unsrer Sprache wörtlich übersezt, barbarisch und ohne Sinn sein würden. Wenn ich ihnen in ähnlichen Metaphern und Ausdrücken antwortete: so konnte ich versichert sein, ihre Achtung zu gewinnen, und alles von ihnen zu erhalten, was ich zu meinem Besten und zum Nutzen der Kolonie wünschte.

Ein anderes untrügliches Mittel, sich das Wohlwollen der Wilden zu erwerben, besteht darinnen, daß man ihren Oberhäuptern vorzügliche Achtung erweiset. Von dem Gegentheile hat man ein Beispiel an dem allgemeinen Blutbade gesehen, welches die Natches 1730 (1720) anrichteten. Die schlechte Aufführung und der Geiz eines französischen Kommendanten reizten diese Nation zur Rache. Sie ward darüber unwillig, daß man das Oberhaupt eines Dorfes, Namens *La Pomme*, zwingen wollte, seinen Wohnort zu verlassen und sich wo anders anzubauen.

Hierauf versammleten sich die Greise und man beschloß, wie ich in meinen vorigen Reisen gemeldet habe, an einem Tage und zu einer Stunde alle in Louisiana wohnende Franzosen zu vertilgen. Dies würde auch allenthalben geschehen sein, wenn nicht eine Frau, welche einen Officier der Besatzung liebte, es verrathen hätte *).

Ich

*) Die Natches, ein ansehnliches Volk, wohnten sonst am Flusse Menchak (50 französische Meilen vom Meere) bis an den Hoyo, der in einer Entfernung von

Ich will hier die Geschichte des Ferdinand Soto erzählen, welche Stof zu einem Trauerspiel geben kan.

Nach

von ungefähr 460 Meilen davon fließt. Sie bewohnten verschiedene Dörfer, von denen jedes sein eignes Oberhaupt hatte, die aber alle unter einem allgemeinen Oberhaupte standen, welcher der Chef der ganzen Nation war. Alle diese Fürsten führten den Namen der Sonne; ihrer waren 500, die allesammt mit der grossen Sonne ihrer Oberhäupter verbunden waren. Diese trugen das Bild derselben auf der Brust.

Ihre Verschwörung gegen die Franzosen, von welcher oben Erwähnung geschieht, war Folge von dem schlechten Betragen des französischen Chefs de St. Chepar. Dieser verabsäumte es, sich um die Freundschaft der Franzosen und der Wilden, die ihm anvertraut waren, zu bewerben. Er begegnete allen übel, die ihm in seinen sträflichen Absichten nicht behülflich sein wolten, und überließ die wichtigsten Posten Unterofficiers, die ihm ergeben waren. Franzosen uud Wilde verabscheueten ihn auf gleiche Weise; und besonders leztere, drükte er bei jeder Gelegenheit. Einmal befahl er der Sonne eines Dorfes, *La Pomme* das Dorf mit seinen Unterthanen zu räumen, und ihm das ganze Terrein zu überlassen, weil er hier eine Plantage anlegen wollte, die ihm sehr einträglich wäre. Dieser Kazike stellt ihm vor, daß die Gebeine seiner Vorfahren hier ruheten. Aber diese Einwendung war vergeblich. Der französische Kommendant befahl der grossen Sonne das Dorf räumen zu lassen, mit der Drohung ihn geschlossen nach Neu-Orleans zu schicken, wenn er nicht gleich gehorchen wollte. Der Kazike hörte ihn an und gieng von ihm weg, ohne sich seinen Unwillen merken zu lassen. Er versammelte seinen Rath, und beschloß darinnen, dem Herrn von Chepar die Vorstellung zu thun, man müßte vorher ein neues Dorf anlegen, ehe man das alte räumen könnte, und hierzu würde man 2 Monathe nöthig haben.

Dieser

Nach der Tradition des Landes war dieser Soto der erste castilianische Capitän, welcher bis in die Gegend der Akanzas gekommen, nachdem

Dieser Entschluß wurde dem Kommendanten durch einige Abgeordnete eröfnet, denen er sehr übel begegnete und mit den härtesten Strafen drohete, wenn man ihm nicht das Dorf binnen einer sehr kurzen Zeit räumen würde. Diese Antwort wurde der Versammlung zurückegebracht, worauf die Politik dieser Greise beschloß, man müßte suchen Zeit zu gewinnen, und unterdessen auf Mittel denken, wie man sich diese unangenehmen Gäste vom Halse schaffen könnte. Da sie den Geiz des Herrn von Chepar kannten, so schlugen sie vor, noch einige Monathe Aufschub unter der Bedingung zu verlangen, daß ihm während dieser Zeit jede Kabane einen Tribut an Indianischen Korne, Federwildpret, und Fellen bezahlen sollte. Er nahm diesen Vorschlag an.

Das Oberhaupt der Wilden rief nochmals eine Versammlung zusammen, eröfnete ihnen, daß der verlangte Aufschub zugestanden sei, und daß man nunmehro darauf bedacht sein müßte, die Zeit zu nutzen, und auf Mittel zu denken, sich von einer so lästigen Abgabe, und vornehmlich von dem tirannischen Joche der Franzosen zu befreien. Er stellte ihnen vor, diese Unternehmung erfordere ein unverlezliches Stillschweigen, gründliche Maßregeln, und vornehmlich viele Verstellung. Er rieth ihnen an, den Franzosen unterdessen noch mehr Freundschaft und Zutrauen zu bezeigen, reiflich über alles nachzudenken, was zu thun wäre, und wieder zusammenzukommen, sobald man einen Anschlag würde ausfindig gemacht haben, von dem man einen glüklichen Ausgang sicher hoffen dürfte. Fünf bis sechs Tage nach einander beschäftigten sich diese edlen Greise unter einander, und kamen alsdenn in der allgemeinen Versammlung zusammen, in der völligen Entschliessung, alle Franzosen zu ermorden. Die Versammlung war in Absicht dieses Entschlusses völlig einig. Um die ganze Angelegenheit desto

geheis

dem Johann Ponce de Leon diese Gegend der neuen Welt entdekt hatte. Er nannte sie Flo-

geheimer zu halten, so verabredete man die Verschwörung sogar vor den Weibern der Kaziken zu verschweigen.

Noch hatte man übrig das Oberhaupt der ganzen Nation zur Genehmigung des Entschlusses zu bringen. Ohnerachtet dieser schon selbst sehr geneigt war, sich die Franzosen vom Halse zu schaffen, so schien ihm doch dieses Vorhaben zu grausam. Der Kazike aus dem Dorfe *La Pomme*, war so glüklich ihn dahin zu bringen. Den folgenden Morgen kamen die Sonnen zusammen, ihrem Oberherrn ihr Compliment zu machen. Bei dieser Gelegenheit gab er ihnen Befehl, sich nach dem Dorfe *La Pomme* zu begeben, doch ohne sich merken zu lassen, daß es auf Befehl geschehe. Alle traten willig in die Verschwörung.

Man hielt sogleich eine Versammlung von Sonnen und Greisen aus dem Adelstande, worinnen der Entschluß nochmals untersucht und einstimmig angenommen wurde. Man ernannte aus den Alten die Gesandten an die übrigen Nationen, gab ihnen junge Krieger zur Bedeckung mit, und verbot bei Lebensstrafe von diesem Vorhaben irgend jemanden etwas merken zu lassen.

Ohnerachtet des tiefen Stillschweigens in dieser Angelegenheit, wurde das Volk doch durch die öftern Versammlungen ihrer Sonnen und Alten aus dem Adel beunruhigt. Indessen hatten die Prinzessinnen von der Nation das Recht darnach zu fragen. Die Gemahlin des jungen obersten Kaziken, welche erst 18 Jahr alt war, bekümmerte sich wenig darum; aber die Mutter des Souverains, eine Frau von vielem Verstande, nahm es sehr übel auf, daß man es ihr verschwieg.

Diese wußte durch die dringendsten Vorstellungen, bei einer guten Gelegenheit ihren Sohn dahin zu bringen, daß er ihr das Geheimniß verrieth. Die Prinzessin

Florida, weil er am Palm-Sontage da landete und die Felder mit Blumen bedekt waren.

Fer-

zessin stellte sich als ob sie alles billigte, und war indessen auf Mittel bedacht das barbarische Vorhaben zu hintertreiben. Auf verschiedenen Wgen ließ sie den Franzosen davon Nachricht geben, welche es auch dem Kommendanten anzeigten. Der Kommendant nahm es übel, daß man ihm Mißtrauen gegen eine Nation einflössen wollte, die ihm viel Ergebenheit bezeigte. Die Genauigkeit, mit der man die Abgaben bezahlte, machte ihn sicher, da er diese Politik der Wilden gar nicht vermuthete, und glaubte, daß Menschen von dieser Art zu so vieler List gar nicht fähig wären. Ohnerachtet diese Prinzessin so glüklich war, durch ihre List die Bundesgenossen der Natches vor dem Blutbade zu trennen, so wurden doch 2000 Menschen von französischer Seite getödtet; 100 Kinder, 90 Frauen und eben so viele Negern machte man zu Sclaven. Schwangern Weibern schnitt man die Bäuche auf, und erwürgte alle diejenigen, welche Kinder an ihren Brüsten hatten. In der Folge bekam man indessen auch ungefähr 1000 von den Natches gefangen, die hernach auf der Insel Domingo verkauft wurden. Unter diesen war auch die grosse Sonne, seine Gemahlin und Mutter, von denen man die vorherangeführten Umstände erfahren hat.

Seit dieser Zeit ist das Land unbewohnt und die Natches zu schwach, den Franzosen zu widerstehen, sind zu den Tschicachaws geflohen.

Der Sonnendienst hatte bei dieser Völkerschaft etwas sehr feierliches. Ihre Hohepriester giengen vor Aufgange der Sonne, unter Begleitung des Volks mit langsamen Schritten mit der Friedenspfeiffe in der Hand, rauchten ihr zu Ehren und bliesen bei ihrem Aufgange ihr den Tobaksrauch entgegen. Sobald die Sonne aufgieng, heulte ihr der Priester nebst dem Volke entgegen und betrachteten sie mit aufgehobnen Händen. Nach diesen fielen sie zur Erde. Die

Mütter

Ferdinand Soto, schon durch die völlige Ausrottung der Inkas, der peruanischen Oberherrn *) bekannt, stolz auf seine glorreichen Unternehmungen,

Mütter brachten ihre Kinder, und hielten sie ihm in einer sehr ehrerbietigen Stellung entgegen.

In einem Tempel unterhielten sie ein ewiges Feuer. Die Priester bewachten es sehr sorgfältig, und es wurde nur durch das Holz eines einzigen Baums unterhalten. Erlosch es, so war die Nation sehr erschrocken und die Priester, die es verabsäumt, wurden mit dem Tode bestraft.

S. Bossus Reise I. Th. S. 35 ff.

*) Pizarro handelte eben so grausam und untreu gegen die peruanischen Könige als Ferdinand Cortez gegen den mexikanischen Kaiser Montezuma, da er sie hinrichten ließ, ohngeachtet sie ihm unter dem Versprechen ihnen das Leben zu schenken, ihre Schätze überlieferten. Er ließ die Fürsten die er gefangen genommen hatte, foltern, um hieher ihr Gold und Edelgesteine zu bekommen, welche seine Habsucht verlangte und ließ sie darauf henken. Eine so grausame Behandlung zog ihm von einem dieser unglüklichen Prinzen den Vorwurf zu: „Ich bin von deiner Treulosigkeit überzeugt: Eher hättest du mich tödten sollen, als ich „dich darum gebeten habe, ich hätte mich an dem „Tage deines Sieges tödten sollen, da du mich so ungerecht ermordest; aber ich hoffe, daß die Götter „dich dafür züchtigen werden.„

Cortez schikte 2 Schiffe mit Beute beladen nach Spanien, auf welchen über eine Million geschlagenes, und 8 Millionen Stangengold war. Ein französischer Seeräuber begegnete ihnen, nahm ihm seine Beute weg und brachte sie in einen französischen Hafen. Franz der I. sagte einst beim Aufstehen: „Carl der V. und der König von Portugal haben die „neue Welt unter sich getheilt. Da sie aber dies „Recht nur von unserm Stammvater Adam haben: „so sollten sie es mit mir theilen, um zu sehen ob ich

gen, wollte es mit den Bewohnern des Flusses Missisippi eben so machen. Aber dieser berühmte Castilianer drang sehr unvorsichtig in dieses weitläuftige Land ein, ohne weder die Gegend noch die Einwohner zu kennen. Der Sieger der Kinder der Sonne fand bei den westlichen Indianern mehr Widerstand als bei den südlichen. Seine Reise hatte den entgegengesezten Erfolg. Der stolze Soto starb eines traurigen Todes im Jahr 1549. so wie auch die vornehmsten Offiziere seiner Armee, welche von den Floridanern mit Keulen erschlagen wurden. Sie zogen den Gefangnen die Haut ab, und ihre abgöttischen Priester legten sie in den Tempel ihres Manitu. Aus den Häuten der Soldaten machte man Trommeln, um zu ihrer barbarischen Musik zu accompagniren und bei ihren öffentlichen Freudentänzen, bei Siegs- und Religions-Festen den Tact zu schlagen.

Die Akanzas haben viel dichterisches Genie *). Properz, Tibull und Horaz selbst haben gewiß die

Liebe

„ein Bastard bin, und ob mir das Recht der Nach-
„folge gänzlich genommen ist.„

Da Alexander VI. im Jahr 1492. Westindien dem Ferdinand von Arragonien, und Ostindien, dem König von Portugal geschenkt hatte, wie man aus der berühmten Bulle vom 4. Mai 1492. weis, so kam dies dem Könige von Peru so sonderbar vor, daß er sagte, er könne einen Pabst nicht schätzen, der über das schaltete, was ihm nicht gehörte. Ein Mönch überreichte ihm ein Breviarium, worinnen stand, daß Christus bei seinem Weggange aus der Welt einen Pabst hinterlassen hätte, um die Reiche zu vertheilen. Der König warf ihm sein Breviarium ins Gesicht. Der Mönch schrie über diese Gotteslästerung, und der Regent ward sogleich ermordet.

*) Hier hat der Verfasser noch eine Akanzische Fabel eingerükt, welche wir übergehen.

Liebe nie reizender geschildert, als diese Völker in vielen ihrer Gesängen, die ich wohl den anakreontischen Oden gleichsetzen wollte. Wenn ihre Todesgesänge alles Erhabene der Homerischen Helden haben: so verdienen ihre naive Elegien dem zärtlichen und reizenden Pinsel des Ovids an die Seite gesezt zu werden.

Als ich 1556. ins Land der Illineser abgeschikt wurde, kam ein akanzischer Redner, Namens *Rutel-Attikaloubémingo*, welches Oberhaupt der Herzenrührenden Sprache bedeutet, als Gesandter von seiner Nation zum Herrn *de Macarty*, französischen Kommendanten im Fort *Chartres* zur Erneuerung des Bündnisses zwischen unsrer Nation und den Einwohnern dieser Gegend. Der Indianer war jung und wohlgestalltet; und an seinem Witze wird wohl niemand zweifeln, der folgende Anecdote lesen wird: Man empfieng ihn auf diesem Posten mit aller möglichen Achtung, und Herr *de Macarty* gab seinetwegen einen glänzenden Ball, wobei *Rutel-Attikaloubémingo* *) Vortänzer war. Er eröfnete den Ball mit *Mademoiselle* **Manon Robert**, ein Mädchen von 14 Jahren, der Tochter einer der reichsten Franzosen im Illineserlande, in welche er sich beim ersten Anblicke bis zum Närrischwerden verliebt hatte. Der amerikanische Gesandte machte ihr ein artiges Compliment und umarmte sie, ohne sie um ihren Namen zu fragen. Er verließ sie während des Balles, welcher die ganze Nacht

*) Er war der Sohn eines akanzischen Kaziken und Enkel eines Niederbritannischen Matrosen, Namens Rutel, welcher 1683 ertrank, als Herr *de la Salle* den Missisippi hinabfuhr, um diesen berühmten Fluß zu entdecken.

dauerte, nicht einen Augenblik. Man wieß ihr neben ihm den Plaz an.

Die Gesellschaft belustigte sich an den naiven und leidenschaftlichen Betragen, (wodurch) er ihr vermittelst eines Dollmetschers seine Empfindungen für sie erklärte). Endlich wollte er in einem verliebten Augenblicke *Mademoiselle Manon* nöthigen, ein leichtes Halstuch, welches ihren Busen dekte, abzunehmen. Die Schöne erröthete. Er drang in sie. Bei dem Gedanken: ländlich, sittlich, und bei der Meinung, daß die Entblössung des Busens sich zwar für eine Akanzische Dame, aber gar nicht für eine Französin schicke, antwortete er kein Wort. Er hieng den Kopf, dachte ohngefähr eine Viertelstunde sehr aufmerksam nach, stand wieder auf, nachdem er sich erholt hatte, und hielt mit einer edlen und zärtlichen Miene eine kleine Rede, über die er eben nachgedacht hatte, und welche der Dollmetscher uns nachher so gut als möglich übersezte. Die Neuheit seiner Ideen machte einen solchen Eindruk auf mich, daß ich meine Schreibtafel heraus nahm, und die schlechte Prosa, welche der indianische Dollmetscher uns in schlechtes Französisch auffezte, nachschrieb. — — —

Ich muß hier doch eine Farce erwähnen, welche die abgöttischen Völker dieses Erdtheils in Erstaunen sezte. Die Veranlassung dazu gab mir ein Priester des indianischen Götzenbildes *Vistipuli quikapouc*, welches eben dasjenige ist, welches *Sans-Peur* am Eingange der Höhle, von welcher ich vorher geredet habe, auf meinen Befehl zerschlagen hat.

Ich habe auch vorher schon erwähnt, daß dieser berühmte Gaukler gegen mich und meinen Soldaten sein Anathema ausgesprochen und gesagt, daß

dieser

dieser gottlose weisse Krieger bald den Zorn seines Manitu erfahren würde. Er wolle sich an ihnen rächen, daß sie so verwegen gewesen wären, im Antlitze der Sonne, ihre unheiligen Hände an das Schreckenbild zu legen, und noch dazu an einem dazu geweihten von ihren ehrwürdigen Vorfahren gottesdienstlichen Orte, wo man Opfer und Räucherwerk zu verbrennen und Priester zu unterhalten hätte.

Dieser orthodoxe heidnische Pfaffe, durch die Zerstöhrung seines schändlichen Tempels äusserst beleidigt, fiel auf eine sehr sonderbare List, die Achtung, welche der Gott seines Stammes genoß, zu erhalten und zu vermehren.

Dieser Gaukler versicherte seinen Anhängern, daß beim blossen Aussprechen des Namens *Vistipuli quikapouc* ein Zauberer oder böser Geist, welcher sich in dem Flecken in Gestalt eines kleinen schwarzen Tigers sehen liesse, sogleich verschwinden müßte und sie sollten sich davon mit ihren eignen Augen überzeugen. Dieser listige Priester hatte von Ohngefehr eine grosse schwarze Katze mit gelben Augen, dergleichen besonders im innern Amerika eine Seltenheit ist, wohin diese Thiere aus Europa gebracht worden sind *). Dieser sonderbare Gaukler hatte mehrmalen, wenn er in seiner Hütte allein war, mit einer Fuhrmanns Peitsche geklatschet, dabei ganz unvernünftig auf das Thier loßgeschlagen, und zugleich *Vistipuli quikapouc* geschrien.

Als nun der Hunger diese schwarze Katze einmal in eine indianische Hütte brachte: so sprach

*) Zu den ersten Zeiten der Entdeckung von Amerika verkauften die Spanier eine Katze um 60 harte Piaster, welches 300 Livres nach französischem Gelde macht.

der abgöttische Priester sogleich nach seinem gewöhnlichen Tone diesen barbarischen Namen aus. Der vorgebliche Geist oder Zauberer war weg wie ein Bliz, und sprang durchs Fenster, dessen Rahmen nur aus Latanen-Blättern bestanden.

Die Zuschauer versicherten, sie hätten diesen bösen Geist wirklich verschwinden sehen, sie wären Zeuge dieses Wunders gewesen und würden es in der ganzen Welt bekannt machen. So oft die schwarze Katze von einem Indianer bemerkt wurde, welcher den schreklichen Namen ihres Manitu aussprach, so floh das Thier wie der Satan vor dem Weih-Wasser. Endlich verschwand diese Katze durch das Klatschen der Peitschen in Furcht gejagt, und müde den fürchterlichen Namen des falschen Gottes zu hören, gänzlich aus der Gegend, um in den Wüsten dieser neuen Welt und ausser dem Wirkungskreise der abergläubigen Wilden Ruhe zu suchen. Viele in der alten Welt sind in ihrem Glauben an die Zauberer, den Amerikanern völlig gleich.

Hierbei erinnere ich mich an eine Katze, die man in Metz am heiligen Johannis-Abend verbrennt. Man stekt dazu zwischen der Citadelle und der Stadt einen grossen Mastbaum auf, an dessen Ende man einen Keficht stellt, in welchen man 3 lebendige Katzen einschließt. Mit grosser Ceremonie zündet man einen Hauffen Holz an, welcher um den Mastbaum liegt. Gemeiniglich hat der Gouverneur an der Spitze des Magistrats und der Geistlichkeit oder in seiner Abwesenheit der königliche Lieutenant das Vorrecht den Holzhaufen anzuzünden, auf welchem diese unglükliche Katzen lebendig verbrannt werden, um für die Verbre-

chen

chen zu büssen, die ihre Vorfahren begangen haben sollen.

Diese Gewohnheit hat sich noch als ein Ueberrest eines alten Vorurtheils erhalten. Das Volk glaubte wirklich, daß in Mez vormals viele Zauberer und Hexen gewesen wären. Dies ist der Ursprung dieser Zeremonie, die noch jezt fortdauert. Es giebt noch andere Städte in Frankreich und in Deutschland, wo diese Zeremonie auf eine eben so lächerliche Art wie in Mez gewöhnlich ist.

Bei einer Jagdparthie, welche wir vor 8 Tagen in Gesellschaft einiger amerikanischen Jäger in dieser Gegend hatten, gerieth Sans Peur in eine Gefahr, in welcher er beinahe sein Leben eingebüßt hätte. Wir hatten an der andern Seite des Flusses der Akanzas unsere Wohnung aufgeschlagen. Als er sich ein wenig entfernt hatte: so entdekte er einen dicken holen Baum, worinnen eine Tigerin ihre Jungen hatte. Der Soldat freuete sich über diese Gelegenheit, mir einen ganz lebendigen Tiger zu bringen. Aber diese Thiere waren schon so stark, als eine zahme Katze. Entsprossen von einem wüthenden Blute vertheidigten sie sich mit Zähnen und Klauen. Sans Peur nahm einen Stok von harten und spizigen Holze, mit welchem er die kleinen Tiger nekte. Sie versteften sich aber in die Höhlungen des Baumes. Der Soldat theilte uns sogleich seine Entdeckung mit. Er ermunterte seine Kameraden, die amerikanischen Jäger, sich mit Flinten zu bewafnen, zum Baume hinzugehen und sich in den Hinterhalt zu stellen, um desto sicherer den Vater und die Mutter dieser Thiere zu tödten, deren Häute sie mit gutem Profite würden verkaufen können. Aber wie sehr er-

staunten wir, da wir einen Augenblik nachher die Tigerin wüthend auf uns zulaufen und gerade auf unsern Soldaten loßstürzen sahen. Sie erkannte ihn an einigen Tropfen Bluts, welche auf seinen aus einer Hirschhaut verfertigten Rok, den er nach Art der Wild-Läufer — trug, gesprizt waren. Sans Peur verlohr unter den Zähnen und unter den Klauen dieses grausamen Thieres weder den Gebrauch seines Verstandes, noch seinen Muth, welchen er bei so gefährlichen Umständen auch sehr nöthig hatte. Da er übrigens stark und geschikt war: so warf er die Tigerin zur Erde. Unsere Leute würden gern auf das Thier geschossen haben: aber die Furcht, auch zugleich ihn zu tödten, hielt sie davon zurük. Da ich aus Erfahrung wußte, daß die Tiger vor dem Feuer fliehen: so hielt ich sogleich einen Brand der Tigerin muthig unter die Augen. Sie ließ den Fang sogleich fahren, und unsere Leute schossen zugleich auf das Thier, welches vor Wuth schäumend hinfiel. Sans Peur war in den Arm gebissen, und ohngeachtet seines Fell-Roks, welcher den Zahn abgehalten hatte, sah man doch Spuren von den Klauen dieses Ungeheuers auf seinen Nähten. Ein junger Allekci, (Zauberer) ein Anfänger in der Gaukler-kunst, welcher bei uns war, sog das Blut aus den Wunden, und sagte, daß die Haut der erwürgten Tigerin dem Soldaten sehr gute Dienste thun würde. Dieser Wilde zog sie sogleich ab, und bekleidete den Sans Peur damit, der, ohngeachtet seiner Schmerzen, noch mit Lachen sagen konnte: „Ich bin dem Herkules ähnlich, der sich mit der Haut des nemäischen Löwens bedekte, den er überwand. Wäre ein Mahler hier: so würde ich mich in dieser Kleidung mahlen lassen.„ Die Operation

gieng

gieng sehr glüklich von statten. Sans Peur hat überdies seinen Namen unter den Wilden unsterblich gemacht, welche ihn seit dieser Epoche den tapfern Mann nennen.

Aber die Anhänger der abgöttischen Priester nüzten diese Gelegenheit bald. Es verbreitete sich ein Gerücht, daß Sans Peur den gerechten Zorn ihres Gottes schon erfahren hätte. Der weisse französische Krieger, der sich gewagt hätte, den Manitu ihrer Nation zu zerhauen, wäre von einem wilden Thiere angefallen worden, und die Reihe würde schon auch an mich kommen. Das, was bis jezt geschehen wäre, sei nur das Vorspiel von einem grössern Unglük, welches uns Gott zubereitete. Aber ich versicherte sie, daß ich mir aus ihren Propheten und Göttern nichts machte. Ich zeigte ihnen, daß der Zufall, den mein Soldat erlebt hätte, gar nichts ausserordentliches wäre: daß die Tigerin, wenn sie auf ihn losgegangen wäre, eben das gethan hätte, was ihre Hunde auf der Jagd des rothen Wildprets thäten, denen sie auf der Spur dem Geruche nachgehen, und daß das auf dem Rocke des französischen Soldaten gesprüzte Blut die Mutter der Jungen, welche sie blutig gefunden hatte, herbeigezogen hätte. Sie gestanden mir, daß meine Gründe ihre physikalische Richtigkeit hätten.

Sans Peur wurde sehr geschwinde geheilet. Er hatte einen Jagdhund nach Art der alten Boucaniers abgerichtet. Dieses Thier war ihm ausserordentlich treu, und gab ihm merkliche Proben davon bei seinem Kampfe mit der Tigerin. Er stürzte so blutgierig auf diese Königin der

Wälder dieser Gegend los *), daß er sie mit seinen gesunden Zähnen biß, um seinen Herrn zu rächen. Gegen den wilden Gaukler, welcher das Blut aus der Wunde sog, murrte er sehr, weil er glaubte, er bisse den Sans Peur. Er lekte ihm täglich verschiedenemal seine schmerzhaften Wunden, welche ihm die Klauen und die Zähne des grausamsten Thiers dieser Gegend verursacht hatten. Dieser Hund that es mit einer bewundernswürdigen Liebe und machte dadurch den Boucanier in kurzem gesund.

Diese wohlthätige Zunge war um desto nüzlicher, da wir keine Leinewand und keinen Spiritus hatten, um die Wunde zu verbinden. Ich nahm den lebhaftesten Antheil an diesem Vorfalle, welchen er aus Eifer für mich erfahren mußte.

Die meisten Flüsse in Niederlouisiana sind voll von Krokodillen, welche gerne Hundefleisch fressen. Wenn die Hunde der Wilden durch einen Fluß oder Kanal des Missisippi schwimmen, und sich vor diesen grausamen Amphibien in Acht nehmen wollen, so nähern sie sich den Ufern und bellen so stark als sie können, schlagen mit ihren Pfoten ins Wasser, um in diese Gegend alle Krokodille der umliegenden Gegenden herbeizulocken. Hierauf schwimmen sie an einem Orte, wo sie keinen Feind treffen, geschwinde durch.

Nachdem Sans Peur völlig wieder hergestellet war, so konnte dieser Boucanier der Lust nicht widerstehen, auf die Jagd zu gehen, welche seit

der

*) In Louisiana giebt es keine Löwen. Der Tiger ist hier von der Grösse einer englischen Docke. Er hat keine fleckigte Haut, wie der Afrikanische, und ist nicht so gefährlich.

der Reform meiner Compagnie sein Element geworden ist. Er schwamm durch einen See und bemerkte an dem Fusse eines Pacanier (eine Art Nußbäume, welche Mandelnüsse tragen) eine Klapperschlange, welche eben ein grosses schwarzes Eichhörnchen auffraß. Um den Tod dieses klettern-den Thieres zu rächen, schoß Sans Peur auf diese Schlange und verwundete sie gefährlich. Da er sich hierauf der grossen Schlange näherte, um sie zu betrachten, und die Klappern an der Zahl neunzehn *) vom Schwanze abzunehmen: so wollte diese Schlange ohngeachtet ihrer tiefen Wunde, welche ihr auf immer die Elasticität ihres Körpers raubte, doch noch auf den Jäger loßgehen. Sein Hund wollte sie daran hindern, aber sie biß ihn in die Kehle und der arme Hund, der sich hier mit seiner Zunge nicht belecken, und das Gift herausziehen konnte, schwoll sogleich, und Sans Peur mußte dieses treue Thier in Verzuckungen das Leben schliessen sehen. Ich nebst allen denen, welche die wichtigen Dienste kannten, die er seinem Herrn erzeigt hatte, bedauerten ihn. Dieser entrichtete ihm mit seinen Thränen den Tribut, welchen er seinem alten Diener schuldig war.

Seit einem halben Jahre herrscht unter den Hunden in dieser Kolonie eine epizootische Krankheit, welche beinahe alle hinraft. Diese Krankheit sizt in den Nieren; ihr Blut wird dik, man sieht durch die Luftlöcher ihrer Haut eine grünliche und öhliche Materie fliessen, die der fetten Seife ähnlich ist, welche die Kürschner in Frankreich brauchen, um das Fett aus der Wolle zu bringen.

Wäh-

*) Man behauptet, daß diese Klappern die Anzahl der Jahre zeigen. Der Biß von diesen Schlangen ist tödlich, wenn man nicht zeitig zu Hülfe komt.

Während meines Aufenthalts in diesem Theile von Nordamerika habe ich die Bemerkung gemacht, welche die ältesten Bewohner von Neu-Orleans bestätigten, daß man daselbst weder einen tollen Hund, noch einen tollen Wolf jemals verspürt hat.

Noch eine Geschichte von unserm Sans Peur. Ein Soldat aus meinem Gefolge war von einem Wilden getödtet worden, dessen Namen und Stamm mir unbekant war. Nach diesem traurigen Vorfalle wendete ich mich an das Haupt der Nation, worunter nach meiner Muthmassung der Mörder sein mußte. Ich sagte zu diesem Kaziken, daß mir seit einigen Tagen ein weisser Krieger fehlte. Ich wüßte gewiß, daß er nicht entlaufen wäre, da alle unsere Soldaten bei der Abtretung unserer Kolonien an die Krone Spanien ihren völligen Abschied bekommen hätten, um sich nach ihrem Gefallen irgend wo anders hin zu begeben.

Ich bewies ihm, daß es das Interesse der rothen Männer erfordere, diesen französischen Krieger zu suchen. Hätte er sich verirret: so würde man ihn gewiß in dem Gehölze finden. Sonst könnte man auf den Argwohn fallen, daß einer seiner Leute ihn getödtet hätte. Er würde übrigens wohl den Vergleich der weissen und rothen Männer wissen, d. h. daß derjenige, der einen von einer andern Nation tödte, auch sterben müsse.

Der Kazike antwortete mit vielem Ernste: der Krieger, der mir fehle, sei vielleicht in der Wüste auf die Jagd gegangen, habe vielleicht auf einen Tiger oder Leoparden geschossen und ihn nur leicht verwundet und sei von dem wilden Thiere

auf-

aufgefressen worden. Ich antwortete ihm: das Thier könnte doch weder sein Gewehr noch seine Kleider gefressen haben. Wenn er seine Krieger ausschikte um ihn aufzusuchen, so würden sie gewiß Spuren von ihm finden, im Fall, daß ihm nach seiner Vermuthung, dieses Unglük begegnet sein sollte.

Ich bemerkte, daß er mir den Rücken zukehrte und ich begab mich weg; aber ich forschte einen jungen Krieger Namens *Embryoukia*, welcher mir ausserordentlich ergeben war, ganz besonders aus. Ich gab ihm mein Ehrenwort, ihn nicht zu verrathen, wenn er mir genau sagen könnte, von welcher Nation der Mörder meines Soldaten sein könnte. Ich versprach, wenn er mir von diesem Todesfall Nachricht ertheilen wollte, ihn reichlich zu belohnen und dem Könige, auf der andern Seite des grossen Salzwasser-Sees, dessen Hut die Sonne sei, durch die sprechende Rinde Nachricht davon zu ertheilen.

Embrioukia meldete mir alles; er gestand mir, daß der Mörder von dem Stamme *Kanoatino* wäre. So viel brauchte ich gerade zu meiner folgenden Komödie.

Der getödtete Soldate war der Vertraute des Sans Peur gewesen. Um nun seinen Kameraden zu rächen, machte dieser den Plan, auch ein Gaukelspiel zu treiben. Er wollte auf eine übernatürliche Art durch eine Farce die Nation des Mörders in Furcht jagen, um sie zum Geständnisse zu bringen und den Schuldigen auszuliefern.

Um aber dem jungen Wilden nicht Ungelegenheit zuzuziehen und von dem glüklichen Ausgange der Sache gewiß zu sein, war es von der äussersten Wichtigkeit, es ganz geheim zu halten,

daß

daß dieser mir den Mörder des Franzosen entdekt hätte. Bei diesen kritischen Umständen mußten wir gegen die Kaziken, die man oft nöthig hat, politisch und mit Schonung verfahren.

Eben so mußte man auch diese Völker bei ihrer Meinung lassen, daß die weissen Männer alles wissen, was in beiden Welttheilen vorgeht und daß man sie nicht leicht betrügen kann. Dieses Vorurtheil erhält sie in ihrer Achtung gegen die Europäer, die in diesem weitläuftigen Lande eine so geringe Anzahl ausmachen.

Sans Peur hatte mir sein Project mitgetheilt. Ich fand es vortreflich, besonders bei abergläubigen und unwissenden Barbaren sehr leicht auszuführen

Sans Peur spielte zwar die Rolle der indianischen Gaukler, aber auf eine ganz verschiedene Art. Er suchte sich einen Baum aus, der in Louisiana wächst und eine Frucht trägt, welche der Bananas-Feige ähnlich ist. Sie heist bei den Eingebohrnen Hasseminier. Die Rinde braucht man dazu kleine Kisten zu machen, (die sie Cassot nennen), um ihre Früchte darin zu verwahren, und ihre Hütten zu decken.

Der Gaskonische Soldat zündete ein grosses Feuer um den Baum an, um den Saft geschwind herauszubringen und die Rinde geschwinder und leichter abzunehmen. Er brauchte alle Maßregeln, die Indianer sein Vorhaben nicht merken zu lassen, (weil eben darin das Kunststük bestand). Er machte die Rinde mit Harz (Pitre) zusammen, überzog sie mit Gummi vom wilden Pflaumenbaum, und machte daraus ein Instrument in Form einer Trompete von einer ausserordentlichen Grösse, damit man ihn recht weit hören möchte.

Sobald dieses Instrument fertig war, reisete Sans Peur ohne bemerkt zu werden, in einer sehr dunklen Nacht unbekannt ab, stekte seine Flinte nebst einiger Provision in einen Sak, und nahm Wasser in einem Flaschenkürbis mit. Er versah sich auch mit einer Bärenhaut, welche ihm zum Bette dienen sollte und mit einem Rok von Ochsenfellen um sich zu bedecken und gegen die Witterung zu schützen. Er stellte sich auf einem für seinen grossen Plan vortheilhafte Anhöhe. Er hatte alles eben so genau abgemessen, als es ein General nur thun kann, um eine entscheidende Schlacht zu liefern und zu gewinnen. Die lage des Orts war so glüklich gewählt, daß er in einer heitern Nacht auf mehr als 3 Meilen rund umher gehört werden konnte.

Mit diesem Sprachrohre redete er eine barbarische und den Amerikanern unbekannte Sprache. Der erschrekliche Ton, welcher nach der Meinung der Wilden vom Himmel kam, mußte diese Völker nothwendig in Schrecken setzen und grosse Unruhe unter ihnen erregen; besonders aber unter den von Natur furchtsamen Frauen, welche sagten, daß der Herr des Lebens oder Urheber der Natur gegen ihre Nation aufgebracht sei, und daß diese seufzende und manchmal fürchterliche Stimme ihnen ein grosses Elend anzeige.

Deswegen kamen am folgenden Nachmittage alle ehrwürdigen Greise mit einem Dollmetscher zu mir, um mich wegen dieser so ungewöhnlichen und für sie so auffallenden Erscheinung um Rath zu fragen.

Ich that, als wenn ich von der Komödie nichts wüßte. Ich sagte zu ihnen, ich könnte seit dem Tode meines weissen Kriegers gar nicht mehr

schla-

schlafen; alle Nacht hörte ich an meinem Bette die schrekliche Stimme eines Geistes, welcher um meine Hütte unsichtbar herumgienge, und daß diese Stimme in einem kläglichen Tone sagte; Ich bin der weisse „Krieger von dem Gefolge des französischen Capi„täns, der von einem Manne aus dem Stamme „*Kanoatinos* getödtet worden ist. Franzosen, „rächet meinen Tod, rächet mein Blut!„

Es fiel diesen armen Leuten gar nicht ein, daß dies ein sinnreiches Possenspiel des spaßhaften Gaskoniers sein könne, um das Verbrechen und den Thäter zu entdecken. Wirklich getraueten sich diese einfältigen und abergläubigen Indianer nicht, es länger zu verhehlen, sobald ich sie überredet hatte, daß es der Schatten des ermordeten Soldaten wäre. Sie gestanden mir alles, und entschuldigten sich damit, daß ein rother Mann in ihrem Dorfe zwar so unglüklich gewesen wäre, meinen weissen Krieger zu tödten; aber er hätte den Verstand verlohren, weil der französische Soldat ihm viel Feuerwasser zu trinken gegeben, um seine Frau zu verführen.

Ich antwortete, daß kein Beweis dieser Anklage da wäre. Mein weisser Krieger hätte auf der That ertappt werden wüssen; in diesem Falle würde er strafbar gewesen sein. Der rothe Mann hätte bei diesen Umständen seine ehebrecherische Frau eben so behandeln sollen. Da dies nun nach den verabredeten Gesetzen, (welche bei beiden Völkern beobachtet werden müßten) nicht so geschehen wäre, so verdiene er den Tod, weil ein weisser Mann, wenn er einen rothen auf eine niederträchtige Art und ohne Ursache tödtet, den Kopf verliehren muß, und so, sagte ich, müssen sie eben-

falls

falls gegen den Mörder meines französischen Soldaten verfahren.

Nachdem nun diese Aeltesten von den Wilden die Sache ihres Landsmanns überlegt hatten, so fanden sie meine Gründe billig.

Der älteste Greis sammlete die Stimmen und der Kazike befahl seinen Trabanten, den Schuldigen sogleich zu ergreifen, zu binden und ihn vor mich zu führen, um geopfert zu werden und die abgeschiedene Seele des französischen Kriegers zu besänftigen, welche die unterirdischen Mächte forderten, um seinen Tod und sein Blut an der ganzen Nation zu rächen.

Meine Absicht war demohngeachtet nicht, den Wilden hinrichten zu lassen, weil ich wußte, daß mein Soldat ihn durch seine Unbedachtsamkeit zu dieser gar nicht vorsezlichen That gereizt hätte. Der Soldat hätte übrigens wissen sollen, daß es Gegenden in Amerika giebt, wo die Männer auf ihre Frauen ausserordentlich eifersüchtig sind, ohnerachtet die Mädchen freier leben, und mit ihrem Körper und Neigungen nach Gefallen schalten und walten können.

Um den jungen Indianer *Embryoukia*, welcher mir die Nation des Mörders meines Soldatens entdekt hatte, nicht in Verdacht zu bringen, brauchte ich ihn (gleichsam ohne mein Wissen) dazu, durch die Frau des Kaziken der *Kanoatinos* um Gnade für den strafbaren Indianer bitten zu lassen. Sie schikten einen Capitän oder Kriegs-Obersten der rothen Männer, seinen Verwandten zu mir. Ich ließ durch diesen der Prinzessin die Versicherung geben, daß ich ihr nichts abschlagen könnte und bloß ihrentwegen dem Mörder des Franzosen Pardon geben wollte.

Sogleich hieb man ihm die Riemen ab, mit welchen er gebunden war. Der Kazike hielt ihm eine kleine Rede in Form eines Verweises in folgenden Ausdrücken: „Du warst tod, aber der „Kapitän der weissen Krieger erwekte dich auf die „Bitte der Frau des Oberhaupts.„

Hierauf reichte man mir die Friedenspfeiffe, um zu rauchen. Ich nahm sie, that einen Zug und gab sie dem Kaziken zurük. Alles war vergnügt. Sans Peur, der für seine Person zufrieden war, seine Rolle so gut gespielt zu haben, kam auf meinen Befehl, den ich ihm durch einem Spion, den *Embryoukia*, heimlich zuschikte wieder zurük, und verbrannte sogleich sein Sprachrohr.

Am folgenden Tage um halb 11 Uhr kamen die vornehmsten und ältesten Krieger der Nation mir Dank abzustatten, und erkundigten sich nach meinem Wohlbefinden. Ich erschien vor ihnen mit einem weit heitern Gesichte, als zu der Zeit, da Sans Peur die Rolle eines Geistes seines Kameraden auf dem Berg spielte.

Ich empfieng sie liebreich und freundlich, und versicherte sie, ich wollte das geschehene vergessen und mich freuen, wenn sie in Ruhe lebten. Ich hätte sehr gut geschlafen, seitdem der Geist befriedigt wäre, und hätte Ursache zu glauben, daß er aus dem Lande der Seelen nicht mehr zurükkommen würde, um sie zu quälen, wenn nur die jungen Leute nicht auch Narren würden d. h. Franzosen im Verborgnen tödteten. Ihre Antwort war, sie wollten sorgfältig auf sie acht geben und ihnen einschärfen, daß der Geist der weissen Krieger sogar nach dem Tode furchtbar sei, und daß sie nach dem auffallenden Beweise, den sie

jezt

jezt eben davon erfahren hätten, nicht mehr daran zweifeln könnten.

Der Mann, den ich eben gerettet hatte, kam gleichfals mit thränenden Augen zu mir, um sich mir zu Füssen zu werfen. Er bezeigte eine lebhafte und aufrichtige Dankbarkeit und betheuerte, er wollte inskünftige keinen Franzosen mehr tödten. Das war alles, was ich wünschte; die Eintracht zwischen den rothen und weissen Männern war der Wunsch meines Herzens.

Nun noch etwas von den indianischen Christen zu der Zeit, da die Jesuiten die Missionen in Louisiana dirigirten. Ich errinnere mich, daß während des lezten Krieges, da ich zu Neu-Orleans in Garnison lag, Juden aus Jamaika und Curaçao in diese Kolonie kamen, um daselbst Schleichhandel zu treiben.

Ein bekehrter Indianer tauschte bei einem Juden Pelzwerke gegen Europäische Waaren ein. Der Jude betrog den Wilden, welcher es den französischen Kaufleuten anzeigte, die ohnedem wegen der Concurrenz des Handels den Juden nicht gewogen waren. Diese sagten ihm, diese Nation wäre verflucht, und auf dem ganzen Erdboden verabscheuet. Sie machten sich kein Gewissen daraus, die Christen zu betrügen, und eben dieser stamme von denjenigen ab, welche in der alten Welt ein abscheuliches Verbrechen begangen, und den Sohn des **Herrn des Lebens**, unsern Erlöser als einen Räuber an einem Kreutze auf eine schimpfliche Art getödtet hätten. Bei diesen Worten gerieth der indianische Proselyt in eine solche Wuth, daß er den Juden sogleich seiner Wuth würde aufgeopfert haben, wenn Herr *Broutin*, ein französischer Officier und Kreol zu Neu-Orleans ihn nicht

abgehalten und ihm vorgestellt hätte, daß die Vorfahren dieses Hebräers, bei dieser Handlung den Verstand verlohren gehabt hätten, und daß man hierin dem Beispiel des Sohnes des Grossen Geistes nachfolgen müsse, der ihnen seinen Tod verziehen habe.

Dieser Jude hieß *Dias Arias*, war in Jamaika geboren und landete im Hafen zu Neu-Orleans 1759. ohngeachtet des königlichen Verbots daß keine Juden in unsere Kolonien kommen, und die Schiffe, welche Schleichhandel treiben, den Küsten unserer Besatzungen wenigstens nicht näher als eine halbe Meile kommen dürften.

Deswegen ließ Herr *de Rochemore*, General-Commissar und Befehlshaber von Louisiana im Namen des Königs das Schif und die Waaren des Juden *Dias Arias* in Beschlag nehmen. Man hatte ihn ohnedem im Verdachte, daß ihn Herr *Morre*, Gouverneur von Jamaika, als Spion abgeschikt hätte, um die Gegend auszukundschaften, die Stärke der Kolonie zu erforschen. Aber der Gouverneur Herr *de Kerlerec* der immer auf die Vortheile des Königs bedacht war, sezte dieses Schif, welches der Befehlshaber in Beschlag genommen hatte, wieder in Freiheit. Dieser, beständig auf das Interesse des Königs bedacht, zog sich den Haß des Gouverneurs zu.

Daraus entstand die Uneinigkeit zwischen diesen beiden Häuptern, welche seitdem unversöhnliche Feinde wurden. Beide schrieben an den Hof und es entstand ein langwieriger Prozeß, der erst 1769. durch den königlichen Rath geendigt wurde. Man billigte die Aufführung des Herrn *de Rochemore* und derjenigen Officiere, welche der Gouverneur

schlecht

schlecht behandelt hatte, weil sie sich ihm nicht gefällig machen wollten.

Herr von Belle-Isle, General-Major der Truppen zu Louisiana und der Ritter *de Erneville*, erster Capitän hatten nach den falschen Berichten des Gouverneurs ihren Abschied erhalten. Den lezstern bestätigte seine Majestät in seiner Würde mit Beibehaltung seines Gehalts, und der erste starb vor der Endigung des Prozesses aus Verdruß.

Nun komme ich auf die Indianer zurük, welche von den Jesuiten getauft worden sind. Da sie verschiedene Heiligen mit einem Thiere neben sich, z. E. den heiligen Hieronymus in Gesellschaft eines Löwen, St. Anton mit einem Schweine, den heil. Rochus mit einem Hunde, den heil. Lucas mit einem Ochsen, den heil. Johannes mit einem Adler ꝛc. vorgestellt sahen: so stellten sie sich vor, daß diese Heiligen völlig ihren Glauben hätten, und daß diese Thiere die Manitu oder Haus-Geister dieser frommen Personen wären, die sie ins Grab begleitet hätten.

So falsch auch diese Meinung ist: so erwekte sie doch einigen Geschmak für unsere Religion. Denn sie meinten, daß sie mit ihrem Glauben in Verbindung stehe. Deswegen haben sie auch eine grosse Ehrerbiethung gegen diese Heiligen. Sie verehren das Bild des heiligen Michaels mit so vieler Ergebenheit, daß sie ihn als einen der bravsten Heiligen betrachten, der je auf der Erde gelebt hat, weil er, wie sie sagen, den bösen Geist überwältiget, zu Boden geworfen, mit der Lanze durchstochen und getödtet habe.

Ich fuhr den Missisippi hinauf in einem Schiffe des Capitän *Bradeley*, in welchem sich ein Ingenieurchef von Pensacola befand, den das Brit-

tische Gouvernement nach Menchak geschikt hatte, um daselbst nach dem Plane von Neu-Orleans eine Stadt anzulegen.

Die Engländer müssen auch am Flusse Ohio und in allen Gegenden, die wir ihnen abgetreten haben, neue Pflanzungen anlegen.

Diese Insulaner, die nach Land eben so begierig sind, als die Spanier nach Golde, sind die Ursache von dem Ruine, und von dem Verluste mehrerer Millionen Menschen, welche in diesem weitläuftigen Lande umgekommen sind und wodurch sich Großbrittanien wahrscheinlich den Untergang zuziehen wird. Man kan sagen, daß es ihnen theuer zu stehen gekommen ist, als sie uns Canada entrissen, und einen Theil von Louisiana verlangten. Mit einer kleinen Anzahl Truppen, die unter den Namen der Frei-Compagnien der Marine bekannt waren, mit einer Landmiliz, von 14 europäischen *Bataillons* unterstüzt, welche aus Frankreich nach Canada kamen, und sich mehr als 1000 Meilen (Lieues) ausbreiteten, fochten diese Truppen lange Zeit gegen fürchterliche Armeen. Eben diese Frei-Compagnien thaten Wunder der Tapferkeit, um die französischen Besizungen in der neuen Welt zu beschützen, welche die Engländer uns ohne Kriegserklärung und ohne einen Friedensbruch wegzunehmen dachten.

Der Ritter *de Villiers*, Capitän einer Frei-Compagnie der Marine in Louisiana, ein Bruder von dem Herrn *de Jumonville* reisete 1755. im April vom Fort de Chartres ins Land der Illineser. Der andre Officier war Herr *de Volsey*, von eben der Garnison, mit einem Detachement von Soldaten und Wilden, an deren Spitze Papapéchengouia, Haupt der Landeseingebornen dieser Gegend war,

der

der ihm zum Wegweiser diente, um den Tod des Herrn *de Jumonville*, jüngern Bruders dieses Officiers, zu rächen, den die Engländer den 23 Mai 1754. getödtet hatten.

Herr *de Villiers* begab sich nach Virginien, überfiel ein englisches Fort, und nahm es ein. Die Engländer mußten sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Die Gefangnen theilte der commandirende französische Officier und das Oberhaupt der illinesischen Indianer unter sich, und machten sie zu Sclaven. Aber aus Mitleiden kauften wir ihnen diese Unglüklichen ab, welche in Gefahr waren, verbrannt zu werden. Denn so wild diese Völker auch sind: so waren sie doch über die Ermordung des Bruders dieses Officiers äusserst aufgebracht, der von dem französischen Kommendanten Herrn *de Contrecoeur* einen Brief an den englischen Kommendanten brachte, um ihn zur Abtretung der Domainen des Königs, seines Herrn, aufzufordern.

Im Jahr 1755 grif Herr *Dumas*, Capitän bei den Seetruppen in Canada, nachher Oberster der königlichen Armeen und ehemaliger Generalkommandeur der Truppen auf Isle de France und Bourbon, ein eben so geschikter als tapferer Officier mit ohngefehr 600 Soldaten in Verbindung mit der Landmiliz und unsern Bundesgenossen unter den Wilden, in einem engen Passe die englische Armee an, die Herr *Bradock*, Generalissimus der Truppen von Neu-England kommandierte, und schlug sie. Dieser General wollte sich, ohngeachtet es Friede war, bloß nach dem Rechte des Stärkern, des Fort *Du Quesne* bemächtigen. Aber er verlohr das Leben mit

ohngefehr 3000 Mann, welche seine ganze Armee ausmachten.

Im Jahr 1759, bekam Herr *Aubry*, Capitän bei unsern Truppen in Louisiana, der in das Land der Illineser abgeschikt worden war, vom Herrn *de Macarty* Befehl, aus dem Fort du Chartres mit einem Detachement von ohngefehr 400 Mann nach dem Fort *Du - Quesne* zu Hülfe zu marschieren, welches einen Angrif von den Engländern zu befürchten hatte; oder wenistens seine Festungswerke zu schleifen und das Geschütze mit fort zu nehmen. Er schifte sich mit seinen Truppen im Flusse Missisippi ein, und als er bis an den Einfluß des Ohio, auf dem er hernach zurükfuhr, gekommen war: so fuhr er hierauf in den Fluß *Marenguelé*. Er brachte seine Truppen glüklich dahin, nachdem er auf der Fahrt welche 400 (Lieues) Meilen beträgt, unzählige Mühseligkeiten und Gefahren ausgestanden hatte.

Am folgenden Morgen kam er im Fort *Du-Quesne* an, und erfuhr, daß sich der englische General Gicent sich in einer kleinen Entfernung vom Fort mit einem Corps von 1200 Mann in das Gehölze geleget hätte. *Aubry* nahm sich vor, ihn zu überfallen, und marschierte mit seinem Detachement von 400 Mann ab. Sein Angrif war so klug und zugleich so heftig, daß die Englischen Truppen, die sich gegen jeden Ueberfall von Seiten der Franzosen sicher glaubten, gänzlich in Unordnung geriethen. Drei hundert Engländer blieben auf dem Platze, die übrigen wurden zerstreuet und gefangen genommen und die Wilden. — —

Aubry erfuhr, daß noch einige Meilen vom Fort *Du - Quesne* eine Armee von 4000 Engländer

der

der wäre. Er nahm sich also vor, das Fort niederzureissen, die Artillerie mitzunehmen, und zu den Illinesern zurükzugehen. Einige Monathe nachher mußte er mit eben dem Detachement nach Niagara marschieren. Er unternahm diese beschwerliche und langwierige Reise, und vollendete sie auch. Er verband sich mit verschiedenen wilden Nationen, welche mit seinen französischen Truppen ohngefehr 900 Mann ausmachten. Nicht weit von Niagara ward er von einem Corps von 4000 Engländern angegriffen. Ob sie uns gleich an Truppen überlegen waren, so war doch schon der Sieg auf unsrer Seite, da die Wilden auf einmal vor dem Lärmen der Trommelschläger, welche zum Angriffe trommelten, und von den Kanonenkugeln, welche einige von ihnen tödteten, erschracken, ohne daß die Häupter die rothen Krieger nach ihrer Gewohnheit anreden konten, um sie im Streite zu ermuntern, die Flucht ergriffen, weil sie es mit ihren Waffen, wie sie sagten, gegen die grossen Flinten, welche sie niederdonnerten, nicht aushalten könnten, und weil der Streit zu ungleich war.

M. Aubry und einige Officiere nebst ohngefähr 300 Soldaten Stadt-Miliz sezten das Gefechte mit der größten Unerschrockenheit fort, und mußten endlich der Menge nachgeben. *Aubry* ward zweimal (einmal am Kopfe) verwundet. Man brachte ihn ins Lager der Engländer und glaubte, er könnte nicht mehr 2 Stunden leben. Doch wurde er wieder gesund und erhielt, nachdem er nebst dem Herrn *de Villiers*, war ausgewechselt worden, bei seiner Rükkunft nach Frankreich, das Ludwigskreuz. Im Jahr 1762 reiseten sie wieder in die Kolonie mit dem Regimente von Angoumois,

welches die Besatzung von Neu-Orleans verstärken sollte.

Aubry bekam nach dem Frieden das Kommando über die 6 Compagnien, die man behalten hatte. Nach dem Tode des Herrn von Abbadie wurde er, wie ich eben gemeldet habe, Gouverneur. Den 18 Februar 1770 büßte er vor dem Hafen mit seinen Truppen, welche er nach Frankreich zurükführte, sein Leben ein. Der Gnadengehalt von 600 Livres, den der König seinem Bruder bewilligte, und ein anderer, welchen seine Schwester erhielt, zeigen hinlänglich von dem ehrenvollen Andenken, in welchem dieser Officier stand, und sind zugleich ein rührender Beweiß, wie hoch man seine Dienste schäzte.

Ich komme nun auf die vorige Materie wieder zurük. Ein vernünftiger Indianer, das Haupt eines alibamonischen Stammes, der sich an die Franzosen sehr gewöhnt hatte, sagte mir einst, daß die Blonden (so nennen diese Völker die Engländer) sehr thöricht handelten, daß sie so weit herkämen, um uns aus unsern Besitzungen und Wohnungen zu verjagen, um Land zu besitzen, welches sie nicht besitzen und nicht einmal urbar machen könnten. Er wäre mit dem zufrieden, was er hätte, da 6 Fuß Land genug wären, ihn ins Land der Geister zu führen. Die Blonden wollten auf der andern Seite des grossen Sees die ganze Welt erobern, und würden wahrscheinlich auch noch Lust bekommen, die Region der Planeten zu bewohnen, und in dem Monde feinere Biberhaare zu suchen, als die sind, welche sie aus dem nördlichen Canada holen.

Mit wahrer Betrübniß nahm ich von meinen lieben Akanzas Abschied, welche ich wahrscheinlich

nicht mehr wiedersehen werde. Ihre Betrübniß, die sie mir aufs deutlichste zu erkennen gaben, vermehrte noch die meinige. Sie benezten mich mit ihren Thränen und ich konnte die meinigen nicht zurükhalten. Haufenweise kamen sie zusammen, und begleiteten mich bis an den Fluß Missisippi. Sie blieben am Ufer stehen, hoben die Hände gen Himmel, und stiessen mehrmahlen grosses Geschrei aus, bis das Schif aus ihren Augen verschwand.

Der Gaukler, dem ich bei diesen Völkern das Leben gerettet, hatte mir von dem Augenblicke an, da er nach dem Befehle der Rathversammlung der Alten die Länder der Akanzas verlassen mußte, seine lebhafteste Erkenntlichkeit gezeigt. Er hatte mir sein Vorhaben entdekt mit mir über den grossen See zu fahren, um das grosse französische Dorf Paris zu sehen, weil er, wie er sich ausdrükte, vor Begierde brenne, den König von Frankreich zu sehen. Ich billigte es, aber ich rieth ihm, den *Don Ludwig Unzaga*, Gouverneur und Befehlshaber der Spanier in dieser Gegend hierzu um Erlaubniß zu bitten. Er antwortete mir darauf, er wäre von Geburth ein rother Mann, und habe folglich die Freiheit, zu gehen wohin er wollte, da er nur von dem Herrn des Lebens abhienge. Er wiederholte seine Bitte so stark, daß ich ihn mitzunehmen versprach.

Als das Schif, auf welchem ich wegfahren sollte, fertig war, unter Segel zu gehen: so ließ ich dem indianischen Doctor melden, er sollte sich in Neu-Orleans einstellen. Er kam auch sogleich von seinen Verwandten und Freunden begleitet. Kaum hatte er sich eingeschift: so verlangte er, da er sich durch die Bewegung des Schiffes beständig

erschüttert fühlte, wieder ans Land zu steigen, weil er, wie er sagte, verdreht würde, und besorgen müßte in der fliegenden Hütte den Verstand zu verliehren. Wie, sagte ich ihm, bist du nicht ein Mensch, wie ich? „Ach, erwiederte er, ich fürchte mich vor dem grossen See. Ich befürchte, diese grosse Piroge möchte mein Sarg sein, und meine Gebeine möchten nicht in das Grab meiner Vorfahren beigelegt werden. Ich glaube schon auf dem Wasser hungrige Ungeheuer zu sehen, die mich verschlingen wollen, oder krachende Ungewitter zu verspüren, um mich in diese ungeheure Abgründen zu stürzen. Ich bin, wie du weißt, der Gefahr entgangen, aufgeopfert zu werden, weil ich die Engländer nachahmen wollte: und will mich nun nicht der Gefahr aussetzen, zu ersaufen. Die weissen Menschen haben den Verstand verlohren, daß sie ihr Leben Millionen Brettern anvertrauen, welche verfaulen, oder von Würmern zerfressen werden können, auf einem treulosen Elemente, welches den tapfern Mann eben so wie den weibischen verschlingt. Lieber will ich offenherzig sprechen, lieber in das Land zurükgehen, welches ich verlassen habe, wo ich mit meinen Bogen und Pfeilen sicher gehen, und durch Vogelschiessen mein Leben erhalten, und durch Aufsuchen einfacher Kräuter meine und meiner Freunde Gesundheit befördern kann, als mich der Gefahr aussetzen, auf dem Salz- oder Bitterwasser vor Hunger oder Durst zu sterben. Wenn ich auch bei einem Schifbruche wie ein Fisch ans Land schwimmen wollte, so würde mich doch vielleicht, wenn ich schon das Ufer erreicht hätte, der erste Seehund als einen Bissen verschlingen. Waren die Weissen, welche das Land zu ihrem und zum Schaden der Rothen entdekten, da Millionen

Men-

Menschen dabei das Leben verlohren, nicht Narren, daß sie ihre Familie und ihr Vaterland verliessen, um durch die fürchterlichsten Klippen als ein Spiel der Winde und Wellen in diese Hemisphäre zu kommen. Anstatt dem grossen Geiste zu danken, daß sie ihrer Wuth entgangen sind, führen sie selbst grausame Kriege gegen einander wegen eingebildeter Dinge, die wir nicht kennen. Anstatt im Frieden diese grosse Strecke fruchtbares und wüstes Land, welches seinen Schoß darbeut, zu bevölkern, und zu bauen: scheinen sie sich im Gegentheil ein Vergnügen daraus zu machen, es mit Menschenblut zu benetzen. Die Europäer hätten die Amerikaner hier zum Muster nehmen sollen, welche sie Wilde nennen. Sie haben zwar nicht, wie sie, die sprechende Rinde, aber zufrieden unter dem Himmelsstriche zu wohnen, in welchen sie der Herr des Lebens gesezt hat, würden sie glauben, ihm zu mißfallen, wenn sie sich sollten die Lust ankommen lassen, die Ruhe der feindlichen Völker zu stöhren, die ihnen nichts zu leide gethan haben.„

„Haben die Europäer eben so gedacht? Sie kamen zu den Amerikanern, um sie zu erwürgen, unter dem Vorwande, die Götter der Christen ihnen liebenswürdig zu machen. Aber man hat wohl gesehen, daß ihr wahrer Abgott das gelbe Metall ist, welches sie angetrieben hat, alles zu unternehmen, und alles aufzuopfern, um es zu besitzen. Doch läßt dieser Manitu zu, daß sie eben so wie die rothen Männer sterben müssen. Diese weissen Männer nehmen in das Land der Seelen — nur ewige Gewissensbisse, den Haß und den Zorn des grossen Geistes, den sie beleidiget haben, mit sich. Warum seid ihr denn in der That soweit hergekommen, um falsche Götter zu suchen,

und

und unschuldige Völker zu würgen, welche die Bedürfnisse nicht kannten, die ihr vermehret habt? Ihr habt auch eure Laster, eure Ungerechtigkeit, und eure Raubsucht zu ihnen gebracht. Ja sie haben euch über den grossen Geist spotten sehen, welcher doch gut ist, wie uns die Grauröcke (die Franciscaner) täglich sagen, da er selbst in euer Land gekommen ist, um euch den Weg zu zeigen, auf den ihr nicht wandeln möget. Ach, wenn wir so glüklich gewesen wären, ihn, so wie ihr, gesehen und gekannt zu haben, wir würden ihn nicht haben kreutzigen lassen, und würden die Mörder des Unschuldigen verbrannt haben.„

Nach dieser Rede, welche viel wahres und vernünftiges enthielt, umarmte ich den indianischen Philosophen. Er nahm mit thränenden Augen von mir Abschied und zeigte mir einen lebhaften Schmerz darüber, daß er mich verlassen mußte. Ich thäte sehr unrecht, sagte er, daß ich mich den Gefahren des grossen Sees und der Grausamkeit der Ungeheuer, die sich darin aufhalten, aussezte, da ich verdiente in seinem Lande gebohren zu sein *).

Er

*) Die Wilden glauben, einem Franzosen einen recht grossen Lobspruch zu machen, wenn sie sie mit sich vergleichen. Diese Vorstellung komt nur von einer stolzen Seele, von einer Einbildung, welche nichts als edles an sich hat, und welche einen scheinbaren guten Grund haben muß, wenn wir die einfachen Sitten und Tugenden dieser Völker betrachten. Daher kommt es ohnstreitig, daß man allemal, wenn man die Tragödie Hirza oder die Illineser vom Herrn de Sauvigny vorstellt, bei folgenden Verse des Hiaskar vornemlich applaudirt:

„De ta haute vertu que mon coeur est jaloux,
„François, tu méritois d' être né parmi nous.

Er bat mich, ein Säkchen aus einer Fischotterhaut verfertigt und mit einfachen Kräutern und vortreflichen Wurzeln angefüllt — zum Andenken und als ein Unterpfand seiner Dankbarkeit anzunehmen. „Darin besteht für jezt, sagte er, „mein ganzer Reichthum.„ Ueberdies schenkte er mir noch seinen Bogen, seinen Köcher, seine Pfeile und die Bärenhaut, welche er zu seinem Bette brauchte. Er zog sogar seinen Rok aus, der aus mehrern Biberhäuten zusammengenähet war, und both ihn mir an. Er wäre, sagte er, nackend gekommen, und würde auch nackend zurükkehren, wenn nur eine solche Kleinigkeit mir angenehm wäre.

„Ich weiß, sagte er, mein Geschenk ist klein, „aber mein Herz ist groß.„ Ich nahm es an, weil ich wußte, daß ich ihn durch meine Verweigerung betrüben würde. Um ihn dafür zu entschädigen, gab ich ihm meinen Reiserok, der aus einer wollenen Decke gemacht war, ein Holzmesser, eine kleine Axt, welche die Wilden Casse tête nennen, Pulver, Kugeln, und ein Handgewehr. Er war über dieses Feuergewehr ausserordentlich froh. Er sagte mir, daß er mich an den Krokodillen, wegen der Furcht rächen wollte, welche mir eins von diesen Ungeheuern gemacht hätte, da es mich auf die Ufer des Flusses Tombekbé gezogen, und daß er das erste, welches er antreffen würde, aufopfern und zur Warnung für andere an einen Baum hängen wolle. Da ich gern eines eingepakt mitnehmen wollte: so brachte er mir eines, ehe wir abseegelten.

Ich schifte mich zu Neu-Orleans auf einem Schiffe, Namens la Foi du Port de Dieppe ein. Der Schifcapitän war ein Stokfischfänger an der

Bank

Bank von Neuland, ein wahrer Meerwolf, ein vortreflicher Seemann an den Küsten der Normandie und in den Canal la Manche, aber ein schlechter Steuermann auf dieser Meeres-Höhe, wohin er nur einmal von ohngefehr gekommen war. Da wir den Fluß Missisippi herabfuhren, wollte dieser Capitän bei Nachtszeit sich von dem Ufer entfernen. Ich stellte ihm vor, daß er den Fluß nicht so kenne, wie la Manche und Terre neuve. Beide wären sehr unterschieden, und es würde klüger sein, wenn er den Tag erwarten wollte, weil der Fluß oft mit schwimmenden Bäumen bedekt wäre, besonders in der jetzigen Jahreszeit (im Junius), wo geschmolzener Schnee und geschmolzenes Eis aus verschiedenen grossen nordischen Flüssen käme, welche sich in diesen berühmten Fluß ergiessen. Demohngeachtet sezte er seine Reise fort. Wir zerbrachen aber das Steuerruder, und nun erkannte er, wiewohl zu spät, daß ein erfahrner Mann, ohne ein Seefahrer zu sein, einem Steuermanne guten Rath geben könnte. Er ließ einen Zimmermann aus Neu-Orleans holen, um ein neues Ruder zu bauen. Dies hielt uns 14 Tage unten am Flusse auf, wo wir von einer Menge kleiner Maringon belagert wurden. Glüklicher Weise hatte ich einen Mustiquaire mitgenommen, welcher mir bei dieser Gelegenheit gute Dienste that.

Sobald der Wind günstig war, segelten wir auf der Balise ab, um Havanna wieder zu besuchen, wo wir nach einer Reise von 8 Tagen ankamen. Es war hohe Zeit. Denn unser Schif, welches verfault und von Würmern zerfressen war, schöpfte schon an 3 Fuß Wasser.

Während dem, daß man die Ritze des Schiffes untersuchte, und das Schif im Hafen

von

von Havanna wieder zurecht machten, gieng ich auf der ungeheuren Insel Cuba spazieren. Sie erstrekt sich von Ost gegen West, und liegt vom 20, 23 Grade Norderbreite, und 300 Grade die Länge. Sie hat beinahe 500 Französische Meilen im Umfange, ist 200 lang und 300 breit.

Man hat hier hohe Gebürge, welche Kupfer- Silber- und -Gold Minen enthalten; aber man gräbt nicht nach. Man findet hier auch einen Berg, aus welchem brennende und flüssige Materie hervorkommt. Unzählige schöne Wiesen und Thäler sind auf dieser Insel. Erstere sind voll von wilden und zahmen Thieren, von wilden Schweinen oder Schweinchen, welche Kastanien und Maronen fressen, von Ochsen und wilden Pferden. Man findet hier eben die Bäume, Pflanzen, Sträuche, Amphibien, Vögel, Insekten, als auf der Insel St. Domingo, nur keine Raben (Corbeau), worüber man sich um desto mehr verwundern muß, da diese beiden Inseln einander so nahe liegen.

Man hat bemerkt, daß man auf der Schildkröten- Insel, (Isle de Tortue) welche nur 2 oder 3 Meilen von St. Domingo entfernt ist, niemals hat Raben erziehen oder erhalten können. Verschiedene Personen haben welche dahin gebracht. Aber man weiß nicht, ob sie gestorben, oder wieder weggeflogen sind. Die wilden Indianer der caraibischen Inseln wollten, um sich an den Spaniern zu rächen, die Insel Cuba mit Schlangen bevölkern, welche sie aus den antillischen Inseln brachten. Doch sagen die Jäger, daß sie nie welche hier gesehen haben, und behaupten, daß sie hier nicht leben können. Ueberhaupt findet man auf Cuba kein giftiges Thier.

Im südostlichen Theile giebt es Handelstädte, und sehr berühmte Bayen, wo alle Jahre eine grosse Menge Schiffe ankommen, welche aus den canarischen Inseln spanische Weine, und alle Arten von Waaren bringen, welche man gegen frische Häute, Zucker und sehr guten Tabak vertauscht. Man bringt diesen Tabak in alle Gegenden Indiens, so wie auch nach Spanien, wo man ihn zu Pulver stößt und in bleierne Büchsen einpakt. Dies ist der sogenannte Sevilien oder spanische Tabak. In Amerika braucht man ihn nicht sehr zu Schnupftabak, aber häufiger zu Rauchtabak. Aus diesen Tabaks-Blättern, welche nicht so wie die am Missisippi gesponnen werden, macht man kleine runde Kugeln, welche die Spanier Cigaros nennen und die man ohne Pfeiffe raucht.

Havanna, die Hauptstadt der Insel Cuba ist eine der größten Städte in ganz Amerika. Man zählt mehr als 30,000 Einwohner. Man hat hier Caleschen von eben der Einrichtung, wie die Pariser Fiacres. Sie kosten die Stunde 4 Reale, nach französischem Gelde 25 Sols. Hier ist eine Niederlage von allem gemünzten Golde und Silber, welches aus Mexiko kommt, und wo alle spanische und amerikanische Schiffe anhalten, um alles einzuladen, was sie zu ihrer Rükkehr nach Spanien brauchen.

Es ist hier ein Gouverneur, der dem Könige unmittelbar Rechnung ablegt, und eine starke Besatzung. Der Hafen ist groß, und wird von 3 Kastellen vertheidigt, welche man erst gebaut hat, seitdem die Engländer 1662. diese Stadt eingenommen hatten. Zwei von diesen Kastellen bestreichen den Hafen und das dritte die Landseite. An diesem

sem leztern stiegen die Engländer aus, als sie sich 1762 zu zweimahlen dieses Platzes bemächtigten.

Man hat das vornehmste Fort, *Fort Moore* wieder aufgebaut und seine Festungswerke dabei ansehnlich vermehrt. Seit dem Frieden hat man nicht aufgehöret, daselbst zu arbeiten, um diesen Plaz gegen jeden Anfall zu schützen. Herr Graf **O Reilly**, der selbst unter dem Gouverneur diente, ließ die regulirten Truppen manövriren, so wie die Landmiliz, welche er durch fleissiges Exerziren ohngeachtet des heissen Climas, welches hier unerträglicher als in Europa ist, auf einen guten Fuß gesezt hat.

Von Havanna bis an die Spitze Maizy, an der Ostseite der Insel sieht man nichts beträchtliches als die berühmte Bay **Matanza**. Hier schlug im Jahr 1627. der berühmte holländische General **Peter Steyne** die Flotte der spanischen Galionen, welche beinahe ganz in seine Hände fiel. Die unermeßlichen Reichthümer, welche diese Flotte am Bord hatte, sezten die vereinigten Provinzen wieder in den Stand, den Krieg fortzusetzen. Man behauptet, daß der holländische Admiral 10 Millionen Silber darauf gefunden, und die Waaren machten fast eben soviel aus.

Da ich in Neu-Orleans bei dem Ritter *de Bonrepos*, einem ehemaligen Officier bei unsern Truppen wohnte: so erzählte er mir eine sehr ausserordentliche Begebenheit, von der er im vorigen Kriege Zeuge gewesen war.

Da der Ritter *de Bonrepos* wegen seiner häuslichen Geschäfte nach Frankreich zurükgehen mußte: so begegneten sie auf der Meershöhe der Insel Cuba einem englischen Corsar, der das Schif wegnahm. Der feindliche Capitän führte das franzö-

fische Schif und die Gefangenen nach Havanna. Diese Stadt war eben von einem englischen Geschwader eingenommen worden. Der Ritter *de Bonrepos* ward beim Aussteigen aus dem Schlosse zu dem Lord Albemarle den damaligen Gouverneur geführt, der diesen französischen Officier sehr liebreich aufnahm und oft zu Tische lud. Er ließ ihm sogar einen Theil seiner Sachen, welche die Matrosen des Corsaren genommen hatten, wiedergeben.

Der englische Gouverneur hatte seine siegreichen Truppen in alle Forts und verschiedene Quartiere der Festung vertheilt. Aber ohngeachtet der Wachen, welche dieser thätige General zur öffentlichen Sicherheit ausstellen ließ, und ohngeachtet der Ordnung, welche man bei solchen Gelegenheiten beobachten muß, gieng doch selten eine Woche vorbei, daß nicht Engländer auf den abgelegenen Strassen mit Dolchen, oder Stilets, welche die Spanier in ihren Ermeln trugen, ermordet wurden. Ueber ihren Schultern hatten sie einen breiten Mantel, den sie las capa nennen; auf ihrem Kopfe einen grossen heruntergeschlagenen Hut, der ihnen in diesem heissen Klima zum Parasol dient und den sie *Sombrere* nennen. Die Mörder flohen sogleich in die Klöster und Kirchen, und begeben sich in den Schuz des Heiligthums. In dieser Freistatt sorgten die Mönche für ihren Unterhalt.

Sobald aber Lord Albemarle die höchste Gewalt bekommen hatte, so dachte er ernstlich darauf solchen Ausschweifungen Einhalt zu thun. Mit Recht glaubte er, daß der Tempel Gottes Mördern und Schwärmern keinesweges zur Freystatt dienen dürfe.

Die-

Dieser kluge und gerechte General verordnete demnach, die Schuldigen einzuziehen, welche in die Klöster und Kirchen geflohen waren, um sich der Bestrafung ihrer Verbrechen zu entziehen. Sie sollten darin gefangen und sogar von den Altären weggerissen und sogleich ohne förmlichen Prozeß gehangen werden. Das geschah auch, sie wurden aber von Patern zum Tode begleitet.

Demohngeachtet ermordete man noch von Zeit zu Zeit Engländer. Endlich sann der Lord Albemarle ein sonderbares Mittel aus, diesem öftern Morden Einhalt zu thun. Den 1 October 1762. machte er unter Trompetenschall einen Befehl bekannt: Der erste beste, den man bei der That ertappen, oder überführen würde, daß er einen Engländer auf eine niederträchtige und hinterlistige Weise getödtet hätte, sollte ohne Beichte aufgehenkt und nachher in Ketten auf den Landstrassen, dem Anblicke aller Menschen ausgesezt werden.

Man kann sich kaum vorstellen, wie sehr diese Drohung auf solche fanatische Leute wirkte. Von dieser Zeit an ward kein Engländer mehr, nicht einmal in den wenig besuchten Gegenden dieser grossen Stadt erwürgt.

Diese Mordthaten begieng nur der niedrigste Pöbel, der hier aus Mulaten, Mestizen, Quarterons und Jambos *) besteht, welche alle Laster

*) So nennt man in Westindien die Kinder eines Negers und einer Indianerin, oder eines Indianers und einer Negerin. Die Kinder eines Indianers und einer Spanierin heissen Mestizen, eines Wilden und einer Mestizin aber Jambos. Sie sind von Farbe sehr verschieden, woraus eine sonderbare Vermischung von weissen, schwarzen, rothen, gelblichen, bräunlichen oder kupferfarbigen Menschen ꝛc. entsteht.

der verschiedenen Nationen, von denen sie abstammen, in sich vereinigen. Die wahren Kastilianer begegnen den Fremden sehr höflich und sind ihren Oberhäuptern eben so treu als die Franzosen.

Die creolischen Frauen auf dieser Insel sind sehr liebenswürdig, obgleich zum Luxus und zu Cokетterie sehr geneigt.

Sobald unser Schif im Stande war: so machten wir uns fertig, aus dem Hafen von Havanna zu fahren. Wir kamen in den fürchterlichen Kanal Bahama, wo wir in der Nacht ein heftiges Ungewitter aushalten mußten. Endlich legte es sich nach 12 Stunden und wir fuhren aus diesem Kanale, der dadurch so furchtbar und berühmt ist, weil hier eine so grosse Menge Schiffe untergegangen ist, daß daher wahrscheinlich der Namen der **Märtirer-Inseln** herkommen mag.

Nun fuhren wir bei günstigen Winden auf Cap Francois, dem Bestimmungsorte des Schifes zu. Alle die in Amerika gewesen sind, wissen, daß man vorher auf die kaikischen Inseln kommen muß. Da wir von diesen Inseln noch weit entfernt zu sein glaubten, so kamen wir auf eine, welche wir nicht besuchen wollten. Dies war die kleine, unfruchtbare und wüste Insel Inague, 30 Meilen von Domingo. Zum Glücke sah ich auf dem Schifboden Feuer oder vielmehr Ausdünstungen, welche in die Luft stiegen und überzeugte mich, daß es zwar land sei, aber nicht das, welches wir suchten.

Auf verschiedenen Reisen hatte ich bemerkt, daß die Berge der Inseln Hispaniola und Cuba wegen ihrer Bergwerke, salpetrische und schweflichte Dünste hervorbringen, welche diese Dämmerungen in sich fassen, woraus in der Nacht phosphorisches

Feuer

Feuer entsteht. Ich fand meine Vermuthung nicht ungegründet. Wir sahen ohngeachtet der Dunkelheit der Nacht die Felsen ganz weiß von Schaum. Wir hatten Zeit, uns vom Ufer zu entfernen. Bei anbrechendem Tage wurden wir erst unsre Gefahr gewahr, wie leicht wir an diesen Felsen hätten scheitern können. Dieses Versehen des Capitän nöthigte uns nun, anstatt bei Cap Francois anzulanden, am Molo St. Nicolaus *) herumzuschiffen.

Nach einigen Tagen kamen wir in *Cul-de Sac-du-Port-au-Prince* an. Ich nüzte die Zeit meines Aufenthalts dazu, mir einige Kenntnisse von dieser Insel zu verschaffen. Die Insel Domingo ist eine der größten antillischen Inseln und die größte nach Cuba. Sie hat verschiedene Namen gehabt, aber der Name Domingo hat die Oberhand behalten. Sie ist von hohen Bergen eingefaßt, an deren Fusse man ausserordentliche fruchtbare Ebenen sieht, die sich 25 Meilen weit und drüber erstrecken. Die Franzosen erhalten aus ihren dortigen Besitzungen beträchtlichere Reichthümer, als die Spanier aus ihren Gold- und Silberbergwerken in den andern Theilen von Amerika.

Sie hat wenigstens 400 Meilen im Umfange, und ist beinahe 180 Meilen lang. Seine Breite ist verschieden, an einigen Orten nur 30 Meilen (Lieues). Sie liegt ohngefehr 18 Grade der Breite und 75 Grade der Länge westwerts, vom Pariser Meridian. Frankreich besizt beinahe die Hälfte,

*) Ein Ort auf der Insel St. Domingo.

vom Flusse **Massacre** *) ostwerts, bis an den Fluß Neybe.

Ob gleich Domingo in dem heissen Erdgürtel liegt: so ist die Luft doch ziemlich gemässigt und das Land überhaupt genommen gut. Man findet hier, wie auf dem festen Lande, die edelsten Metalle; aber man benuzt sie nicht. Die Pflanzen-Produkte der Insel sind desto einträglicher. Die Bäume wachsen stärker, als irgend wo anders; und die Früchte sind besser. Als die Spanier hier ankamen: so pflanzten sie Obstbäume. Auch sieht man grosse Ebenen mit Pomeranzen, Zitronen und alle Arten von Fruchtbäumen.

Der Apricosenbaum auf St. Domingo wächst so hoch, wie die europäischen Eichen; ihre Blätter sind wie bei dem wilden Lorberbaume, die Früchte sehn wie Birnen aus, und das Fleisch hat mit unsern Apricosen einige Aehnlichkeit; obgleich die Domingischen grösser sind, und eine harte und ziemlich dicke Haut haben. Sie schmecken besser und riechen stärker als die unsrigen.

Die Spanier bauen diese Bäume sorgfältig und benutzen die Frucht zu Confituren. Sie sind auf der ganzen Insel einheimisch. Die Meerschweinchen nähren sich davon, wodurch ihr Fleisch sehr vortreflich wird. Diese Apricosenfrucht mit Schweinfleisch gekocht ist ein vortreflich Essen; roh ist es schwer zu verdauen.

Der **Cacao-Baum** bringt den Saamen, den die Spanier Cacao nennen, woraus man Chocolade macht. Seine Frucht ist eine grosse Hülse,

*) Dieser Fluß hat den Namen davon, daß die Spanier die Franzosen ermordeten, welche von der Schildkröteninsel hieher kamen, um daselbst Schweine zu schiessen, die sich von Castanien nähren.

Hülse, welche am Stamme wächst, von der Grösse und Gestalt einer kleinen Gurke, ausgenommen, daß sie an beiden Enden spitzig zugeht. Das Innere dieser Hülse ist ein Gewebe von weissen Fasern. Der Saft ist sehr scharf und löscht den Durst sehr gut. Aber man ißt nicht sehr davon. Die Fibern enthalten in ihrer Mitte 10, 12 bis 15 violettne Körner, die so dik wie der Daum und so trocken wie eine Eichel sind. Diese Körner haben eine kleine Rinde. Oefnet man sie, so zertheilen sie sich nicht nur in 2 Stücke, wie die Mandeln oder Nüsse, sondern in 5, 6 Theile. In der Mitte ist ein Kern, welcher einen sehr zarten Keim hat, der sich schwer erhalten läßt. Aus diesen Saamen machten die Spanier zuerst die berühmte Chocolade. Nach der Eroberung dieses Landes gaben ihnen die Indianer davon zu trinken, und sie fanden sie so gut und so gesund, daß sie sie nicht nur in Amerika sondern auch in Europa zu brauchen anfiengen, obgleich die Spanier noch immer ein Geheimniß aus ihrer Zubereitung machen. Man kan auch wirklich keine gute Chocolade trinken, als blos die aus Spanien komt.

Dieses Getränk ist so nahrhaft und zuträglich, daß man ohne etwas anders zu geniessen, davon leben könnte.

Während meines Aufenthalts in Grenada im Jahr 1758 lernte ich den Herrn von Poinci, ehemaligen Gouverneur dieser Insel kennen, der nur von Chocolade lebte und sich in einem Alter von mehr als 80 Jahr, recht wohl befand.

Von allen Nationen, welche Amerika bewohnen, verstehen nur die Spanier den Bau des Cacao-Baumes. Es giebt Privatleute, denen eine

einzige Plantage mit diesen Bäumen bepflanzt, mehr als 30000 Thaler einbringt.

Man findet auf dieser Insel sehr schöne Salzwerke, welche ohne Mühe Salz liefern, das so weiß als Schnee ist. Wenn man sie gehörig bearbeitete: so würden sie mehr liefern können, als alle französischen Salzwerke. Man findet sie sämtlich in der Bai Docao, bei Livonade, *Monte-Christo* und an verschiednen andern Orten. Ausser diesen Seesalzwerken hat man auch Steinsalz, eben so schön und gut als das Seesalz. Man kann mit Gewißheit behaupten, daß der französische Theil der Insel die blühendste Colonie von der Welt ist.

Die Herrschaft der Spanier erstrekt sich vom *Cap Labos* oder dem *Cap Beata*, welches auch südlich liegt, bis an das *Cap Savana* gegen Abend, und von da nördlich nach *Monte Christo*; aber diese Gegenden sind nicht überall bevölkert. Dieses Land könnte eben so viel Menschen haben, als die 2 größten französischen Provinzen. Das Land ist vortreflich und in verschiedenen Gegenden wird der Boden von der Natur ganz besonders begünstiget.

Wenn man den prächtigen Beschreibungen der Geschichtschreiber dieser Inseln Glauben beimessen will: so war sie zur Zeit ihrer Entdeckung ausserordentlich bevölkert. Aber kein einziger von ihren jeztlebenden Bewohnern stammt ohne Vermischung von dieser völkerreichen Menge ab. Aus einer eben so grausamen als unvorsichtigen Politik wurde ein Theil auf's feste Land versezt, die übrigen wurden gefangen genommen und unter die Einwohner vertheilt.

Diese

Diese Politik hat den Spaniern wenig Vortheile gestift. Die Kolonie St. Domingo ist ihr eher lästig als nüzlich gewesen. Seine Einwohner sind wirklich ausserordentlich faul und ziehen auf dem schönsten Lande von der Welt keine Früchte. Ihre Betriebsamkeit schränkt sich auf einige Producte und auf Viehzucht ein, deren Ertrag sie an die Franzosen verkaufen.

Die unermüdete Thätigkeit der Franzosen, ihre zahlreiche Niederlassungen auf der Insel so sehr als möglich zu nutzen, hat ihnen Mittel an die Hand gegeben, ihr Glük sehr geschwinde zu machen, wovon man erstaunende Beispiele hat. Aber jezt sind dergleichen Fälle wegen der Menge Leute, welche aus allen Theilen Europens herkommen, sehr selten. Durch Zucker, Indigo, Baumwolle, Kaffee, und mehrere einträgliche Producte, wird die Kolonie dem Mutterlande nüzlich, welche daher auch verpflichtet ist, sie als die beßte und beträchtlichste unter allen ihren Besitzungen in der neuen Welt zu beschüzen.

St. Domingo ist sehr bevölkert und könnte es noch mehr sein. Es läßt sich zwischen dem französischen und spanischen Antheile keine Vergleichung anstellen. Leztere hat nur eine Hauptstadt, Santo Domingo (weil Christoph Columbus Sonntags hier landete) und einige kleine Flecken, von Wüsteneien umringt. Im Gegentheil bietet der französische Antheil von allen Seiten den reizendsten Anblik dar; sein Handel ist unermeßlich. Alle Jahre fahren 400 reichbeladene Schiffe aus und ein. Ueberall erblikt man einen Wohlstand, der den Fremden auffallen muß. Man findet verschiedene Städte, die einigen französischen nicht nachstehen würden,

den, und verschiedene Flecken, die man für kleine Städte ansehen könnte. Die vornehmsten sind *Cap Francois*, *Port - au - Prince*, *Leogane*, *St. Marc*, *Cayes*, Klein-*Goava*, *Port de Paix*, *Fort Dauphin*, Le Mole, St. Nicolaus, welche leztere Herr Graf von Estaing nach dem Frieden gebauet hat.

In der französischen Kolonie sind nur 2 Jurisdictionen die gewöhnlich königlichen und Admiralitäts-Gerichte, und die beiden Rathsversammlungen, wo über die Apellationen, sowohl in Bürgerlichen als auch in Kriminalsachen das Endurtheil gesprochen wird. Die höchste Rathsversamlung zu *Port - au-Prince* ist, laut einem Befehle vom Monathe August 1685 angestellt. Sie war zuerst zu Klein-*Goava*, kam von da nach *Leogane* und dann in diese Stadt, die zur Hauptstadt der Kolonie gemacht wurde. Da sie am 3 Jun 1776. durch ein schrekliches Erdbeben gänzlich zerstöhrt wurde: so hat man sie anstatt wie ehedem von Steinen, nun von Holze wieder aufgebauet.

Dieses Land zeigt noch die Spuren von dieser traurigen Verwüstung. Auch diese Nacht (1771 den 11 Jun.) habe ich ziemlich heftige Erschütterungen bemerkt. Ich vermuthete, daß sie von unterirdischen Höhlen herkämen. Daher besuchte ich einige Meilen von hier einen Schlund, der einer von den schreklichen Wirkungen dieses Erdbebens ist. Sobald ich mich ihm näherte: hörte ich ein schrekliches Brüllen, welches den unerschrockensten Mann in Furcht setzen kann. Ein schreklicher Geruch stieg aus dem Abgrunde hervor, und zwang mich, einige Schritte zurükzutreten. Ich fühlte ein Erstarren, und da ich mich wieder

erholt

erholt hatte, erschrak ich über die Gefahr, der ich mich ausgesezt hatte.

Die Negern, welche mich begleiteten, wollten in der Geschwindigkeit die Tiefe messen, sie konnten sie aber nicht finden. Sie flohen und sagten, daß sich dort die Hölle eröfnet habe. Das Brüllen, welches man dort Tag und Nacht höre, wäre vermuthlich das Geschrei der unglüklich Verdammten, welche schrekliche Qualen erduldeten, und der Schwefelgeruch wäre der Athem des Teufels. Ich sagte ihnen hierauf, wenn sie gute Christen auch den Franzosen und ihrem Herrn treu wären, so dürften sie sich nicht fürchten, hinein zu kommen. So lange sie dem Herrn des Lebens aufrichtig und von Herzen dienten: so würde der böse Geist keine Macht über sie haben. Sie gaben mir Gehör und schienen von diesen Erinnerungen gerührt zu sein.

Zwei Berge, sagt man gemeiniglich, kommen nicht zusammen. Bei dieser Verwüstung sah man indessen doch, 2 durch ein weites Thal getrennte Berge aneinanderstossen. Der eine sank ein, und es floß aus ihm ein Strom, welcher jezt die benachbarten Ländereien bewässert und eine Zuckermühle treibt *).

Die Stadt *Port - au - Prince* liegt am Anfange einer Art von Canal, Namens *Cul - de - Sac*. Der Grund, warum die Luft hier ungesunder ist, als

*) Plinius erzählt bei dem Artikel von den Erdbeben, von einem sehr ausserordentlichen aus der Gegend von Rom. Zwei Berge stiessen verschiedenemahlen mit einem grossen Geräusche und Krachen an einander, und da sie sich einander näherten, so zeigten sich grosse Feuerflammen und Rauch.

als an andern Orten, ist diese, daß rings umher Berge sind, aus welchen in der Nacht flammende Dünste und früh ein Nebel steigt, der einen Schwefelgeruch verbreitet und die Luft nothwendig verdicken muß.

Anfänglich wird man von verschiedenen Krankheiten angegriffen. Doch würde bei einer mässigen Lebensart die Zahl der Kranken und Todten ohnstreitig geringer sein. Der Taffia erhizt, wie ich oben gesagt habe, das Blut, und verursacht in den warmen Himmelsstrichen, wenn man zuviel trinkt, viele Krankheiten. Doch gewöhnen sich die Europäer so sehr an dieses Getränke, daß es ihnen beinahe unmöglich ist, es zu lassen. Ausser den übertriebenen nächtlichen Schwärmereien, die sie mit Spiel bei Wein und starken Getränken hinbringen, überlassen sie sich noch der Ausschweifung mit schwarzen Frauen, wodurch sie ihr Glück, ihre Gesundheit und ihr Leben einbüssen. Oft schreiben die Menschen dem Clima etwas zu, was eigentlich eine Folge von ihrer Unmässigkeit ist.

Nach der allgemeinen Erfahrung leben die weissen Frauen hier länger, weil sie mässiger als die Männer sind. Man ist hier in der Stadt so wie auch in Cap Francois den Dysenterien unterworfen. Sie entstehen von der Hitze des Clima und von der allzugrossen Transpiration, welche die Fibern erschlafft, die Verdauung der Nahrungsmittel im Magen hindert, die Brust angreift, und folglich häufige Krankheiten verursacht. Ist die Dysenterie einmal eingewurzelt, so zehrt sie den Kranken allmählig auf. Das einzige Mittel zur Genesung ist, nach Frankreich zurükzureisen, oder seine

Woh-

Wohnung in hohen Gegenden aufzuschlagen, wo die Luft immer gemässigt und frischer ist.

Wenn man diese Krankheit vermeiden will, so muß man bei seiner Ankunft vorsichtig sein, Landesfrüchte nur mässig geniessen, besonders solche, welche etwa zu säuerlich sind. Eben dies gilt von den unverdaulichen Lebensmitteln. Reiß müssen vornemlich solche essen, welche einen schwachen Magen haben und schwer verdauen. Er ist in unsrer Kolonie sehr gemein und wohlfeile. Die *Vanille* im spanischen Theile dieser Insel ist zur Chocolade zu gebrauchen. Sie erwärmt den Magen, und stärkt ihn, und macht die Chocolade stärker.

Auf St. Domingo wächst ein giftiger Baum, der an Höhe unserm Birnbaume gleich komt. Seine Blätter haben die Gestalt und den Geruch der wilden Lorberblätter. Daher nennen ihn die Spanier Arbot de maçanillas, welches ein Baum, der kleine Aepfel trägt, bedeutet. Diese Frucht enthält ein so feines Gift, daß es, wenn es ins Meer fällt, die Fische, welche davon fressen, vergiftet.

Tazar und Begune, sind 2 Fischarten, welche vornemlich nach dieser Art Aepfel sehr gierig sind. An ihren Zähnen erkennt man, ob sie davon gefressen haben; denn in diesem Falle sind sie bläulich oder schwärzlich. Ohngeachtet dieser Anzeige assen die Neuangekommnen davon. Vermuthlich würden sie gestorben sein, wenn man ihnen nicht geschwinde zu Hülfe gekommen wäre.

Als Gegengift braucht man gewöhnlich die Grete von eben diesem Fische, geröstet und in Wein

ein-

eingetaucht. Aber ich halte kein Mittel für sichrer, als Olivenöl zu trinken.

Die Eingebohrnen haben ein anderes Mittel, woraus sie erkennen, ob dieser Fisch Machemitte (so nennen die Franzosen durch Verdrehung des Worts diese Frucht) gefressen habe, sie nehmen das Herz dieses Fisches und halten es an die Zunge, greift es die Zunge an, so essen sie nicht davon; schmekt es aber angenehm: so essen sie ganz ohne Bedenken davon.

Die neuen Colonisten aus Europa vergiften sich manchmal durch den Genuß dieser Frucht. Sie hat einen so angenehmen Anblick und Geruch, daß es sehr schwer ist, der Versuchung zu widerstehen. Alles, was man in diesem Falle thun kann, besteht darinnen, daß man ihn festbindet und ihn in 24 Stunden nicht trinken läßt. Diese Entziehung des Tranks ist eine grausame Qual für ihn. Man hört ihn unaufhörlich schreien, daß er brenne. Wirklich wird sein ganzer Körper so roth wie das Feuer und seine Zunge so schwarz wie Kohlen. Hat er unglüklicher Weise zu viel genossen: so ist er schwerlich zu retten.

Ich erinnere mich, in Argensola, einen spanischen Schriftsteller gelesen zu haben, daß auf der Insel Celebes verschiedene ausserordentliche Dinge wachsen, worunter ein Baum ist, welcher erstaunende Wirkungen hervorbringt. Wenn sich jemand auf der Westseite an den Fuß desselben setzet: so kann ihm sein Schatten den Tod verursachen, wenn er nicht geschwinde aufstehet, und sich auf die andre Seite hinsezt.

Leute, welche sich zu sehr erhizt haben, nehmen hier weissen gestossenen Mais, der vorher gekocht und durch feine Leinewand geseigt wird. Man kann in dieses Decokt, welches sehr erfrischend ist, etwas Zucker thun.

Der Schnupfen ist in St. Domingo gemein. Er rührt von der Veränderung der Luft besonders von der Abwechslung der Wärme und Kälte her.

Nun will ich noch erzählen, wie man hier die Negern verkauft. Sobald diese unglüklichen Schlachtopfer ans Land gesezt sind: so führt man sie auf einen Plaz, den man den **Menschen-Markt** nennen kann. Wenn man sie ohne Unterschied des Geschlechts ganz nackend ausgezogen hat, so durchsucht man sie überall, und sondert diejenigen ab, welche von irgend einer ansteckenden Krankheit behaftet sind. Diese würde man nicht verkaufen können, wenn sie nicht die Wundärzte um einen sehr geringen Preiß kauften, weil man glaubt, daß die Kosten für ihre Heilung den Werth eines Sclavens übersteigen dürften.

Derjenige Herr oder diejenige Frau, dem einer dieser Unglücklichen zugesprochen wird, stempelt ihn, d. h. drükt ihn mit einem heissen eisernen Stempel, worauf sein Name oder sein Namenszug steht.

Als ich unter den Truppen zu Louisiana diente: so erzählte man mir, daß man einen Negersclaven auf der königlichen Pflanzung hätte zwingen wollen, Henkerdienste zu thun und einen Soldaten aufzuhenken, den man in einem feindlichen Lande auf gefangen hatte. Dieser stolze Sclave weigerte sich

standhaft und sagte: dieser Weisse hat mir nichts zu Leide gethan; warum soll ich ihm denn Leides thun? Ich will meine Familie nicht beschimpfen. Ich bin zwar nur ein Neger aber ich bin in diesem Falle eben so gesinnt wie die Weissen. Um eine so entehrende Handlung nicht thun zu dürfen, hieb sich der Neger mit der Axt auf das Gelenke seiner Hand und fiel zur Erde. Diese muthige That zog ihm die Bewunderung der Franzosen und seiner Landesleute zu. Er wurde als Invalide auf königliche Kosten unterhalten. Manche Sclaven bezeugen so ausserordentliche Treue, daß sie jede Probe aushalten. Manche haben sich für diejenigen Herren, von denen sie gut behandelt wurden, aufgeopfert.

Um wieder auf meine Materie zurükzukommen: so will ich noch etwas über die Gesundheit und Erhaltung der Negern, welche man auf den afrikanischen Küsten aufkaufet, hinzufügen.

Man bringt sie wie bekannt, aus dem Innern des Landes an die Küste. Hier werden sie von den Europäischen Schiffen, (welche man Negerschiffe nennt) erwartet, um sie nach Amerika überzuführen, wo die Christen aus dem Grunde Handel mit ihnen treiben, weil sie eine schwarze Haut haben. Diese Unglücklichen grösstentheils mit Gewalt einer geliebten Familie entrissen, mit eisernen Fesseln beladen wie die grösten Verbrecher, unbekannt mit ihrem künftigen Schiksale bilden sich ein, in ein Land zu kommen, wo sie bei ihrer Ankunft gebraten werden, um von ihren Tyrannen gespiesset oder ihren Göttern geopfert zu werden. Diese Idee nimmt sie so ein, daß sie in einen erbarmungswürdigen Zustand gerathen. Sie verfallen in eine Schwäche, woraus Krankheiten entstehen, die we-

gen der Unmöglichkeit, die Gesunden von den Kranken abzusondern, oft ansteckend werden. Ueberdies ist diese Schiffarth ihrer Gesundheit sehr nachtheilig, und diejenigen Seefahrer, die sie unternehmen, sind oft geitzig, brauchen unwissende Wundärzte, denen sie einen sehr geringen Gehalt geben, welche die Reise nach der Goldküste nur unternehmen, um solchen theuren Staub mitzubringen, und die sich um die Erhaltung der Schwarzen so wenig bekümmern, daß oft ein grosser Theil hinstirbt. Diese würden ohnstreitig besser thun, wenn sie geschikte Personen wählten, und bezahlten, und nur solche, die von den Mitgliedern der königlichen Academie mit Zeugnissen versehen wären. Sie würden ihnen wohl ein wenig theurer zu stehen kommen, aber auch bessere Dienste thun.

Diese Wundärzte würden aufmerksam darauf sein, keine venerische Negern ins Transportschif zu lassen. Sie würden die Holländer in der grossen Reinigkeit in ihren Schiffen nachahmen.

Diese ganz nackende Sclaven, über einander gehäuft, in einen so engen Raum zusammengepreßt, und unter einem brennenden Himmelsstriche, haben einen stinkenden, ungesunden Athem, der sehr schädlich werden kann.

Auch sollte man sorgfältig darauf acht haben, daß die Matrosen die Negerinnen nicht besuchen, eine Ausschweifung, die für das Schifsvolk von sehr schädlichen Folgen ist.

Wenn man manchmal Wassermangel hat, und wenn die Lebensmittel aus Mangel an Sorgfalt, faulen und verderben: so greift der Scorbut die Sclaven nebst dem übrigen Schifsvolke an.

Man sollte sich also mit einer grossen Menge Citronen versorgen, diese saure Frucht, welche in ganz Afrika eben so gemein ist als auf den amerikanischen Inseln, wo sie wild in den Wäldern wächst, ist ein allgemeines Mittel gegen diese ansteckende Krankheit.

Diese Sclaven sollten auch ein wenig beßre Kost bekommen. Bohnen, Hirse, Mais und Reis sind eine herrliche Nahrung für die Negern.

Ich habe schon oben erwähnt, daß die Negern, die von dem Vorurtheile eingenommen sind, daß die Weissen sie nur kaufen um sie zu essen, und ihr Blut zu trinken, größtentheils für Kummer und Traurigkeit sterben. Um einem so grossen Uebel zuvorzukommen, sollten die Schifsherrn freie Negern aus den französischen Inseln in Amerika, welche die Guineische Sprache reden, in ihre Schiffe nehmen. Diese würden ihnen diese Meinung benehmen und ihnen sagen, daß sie in dem Lande, in welches sie kämen, ihre Verwandten und Landesleute wiederfänden. Darunter müßten einige sein, welche ein Instrument spielten. Wir haben in Frankreich viele unter unsern Regimentern, welche auf solchen Schiffen tausendmal nüzlicher wären. Nichts ist so geschikt, die Melancholie dieser armen Sclaven zu zerstreuen. Die Amerikaner empfinden die Harmonie der Musik; ihr Ohr ist so fein, daß sie bei ihren Tänzen alle tactmässig niederfallen und eben so wieder aufstehn.

Oft habe ich während meines Aufenthalts in Louisiana, wo man alle Reisen zu Wasser, auf den Seen und dem Flusse Missisippi thut, die Bemerkung gemacht, daß die Negern beim Rudern

immer

immer sangen, um sich zu ermuntern, und daß die Bewegung ihrer Arme und Füsse bei ihrer Arbeit mit dem Tacte ihres Gesanges übereinkommt.

Mit Vergnügen erzähle ich hier eine sonderbare Verwandlung eines Insekts, Namens **Mahacat**, von der mir ein Augenzeuge folgendes erzählt: „Ich glaube, daß viele diese Erscheinung für fabelhaft halten werden, und ich würde eben so urtheilen, wenn mich nicht meine eigne Augen davon überzeugt hätten. Dies ist ein Wunder, welches auf gewisse Art, wider alle gesunde Vernunft und wider die Wahrheit zu streiten scheint. Doch ist es eine Thatsache, von der ich mit Gewißheit sprechen kann.„

„Dieses Thier ist ein ganz weisser Wurm, und einen Zoll lang; der Kopf ist schwarz oder dunkelbraun, mit 2 Reihen Pfoten unter dem Bauche. Es ist ausserordentlich fett und hat eine so feine Haut, daß es ganz durchsichtig ist. Es ist eben der Wurm, den man zu Martinike Palm-Wurm nennt, die Martiniker essen ihn gerne, obgleich seine Gestalt nach meiner Meinung ziemlich eckelhaft ist.„

Einer erzählte mir, daß er einen **Mahacat** in einem alten Baumsturze seit vielen Jahren verfault gefunden hätte. Das Thier war versteinert, von der Dichtigkeit eines Binsensteines, der sehr viele ofne Löcher hat. Nichts war an ihn beschädigt. Jede Pfote war eben so wie sein Bart, mit Wurzeln von 5 - 6 Linien bewachsen, welche Zweige ausmachten, die beinahe Hirschgeweihen gleich kamen. Er hatte weder Stamm noch Aeste; aber aller Wahrscheinlichkeit nach würde er sie bald bekommen haben. Dieser

sah das Thier aufmerksam an, als sein Neger zu ihm kam. Er versicherte, daß das, was er hier sehe, sehr natürlich zugehe. In seinem Lande habe er aus mehreren solchen Insecten Sträuche drei Fuß hoch wachsen sehen, mit Blättern, die einer Pflanze ähnlich waren, welche er ihm sogleich zeigte, und die dem Nußbaume sehr ähnlich sei.

„Naturforscher, fuhr der Erzähler fort, mögen es untersuchen: ich begnügte mich damit, es mit nach Hause zu nehmen, und es andern zu zeigen. — — Ich hatte es in eine blecherne Schachtel eingeschlossen; aber ein fünfjähriges Kind hat mirs bei meiner Abwesenheit verdorben.

Bald darnach kehrte der Verfasser nach Frankreich zurük, wo er glüklich ankam.

VII.

Versuch einer Vorbereitung zur politischen Länderkunde.

I. Staaten.

Einige Länder unsers Erdbodens werden von Menschen bewohnt, die im Stande der Wildheit ohne alle bürgerliche Verbindung unter einander leben. Andere haben sich in grössern und kleinern Gesellschaften mit einander vereinigt, ihre Wohlfarth gemeinschaftlich zu befördern. Eine solche Gesellschaft, die zur Erreichung der gemeinschaftlichen Wohlfarth verbunden ist, wird ein **Staat** genannt. Die Einrichtung zur Erhaltung der gemeinschaftlichen Wohlfarth heißt **Staatsverfassung**. Ausübung der höchsten Gewalt nennt man **Regierung**, so wie man unter **Politie** den Inbegrif aller innern Einrichtungen einer Gesellschaft zur Erreichung ihres Endzweks versteht. Summe und Art der Kräfte macht einen grossen Unterschied unter den Staaten.

II. Höchste Gewalt.

Die höchste Gewalt ist der Inbegrif aller gesellschaftlichen Rechte des Staats. Diese Gewalt ist entweder **abhängig** oder **unabhängig**. **Abhängig** ist sie, wenn sie der höchsten Gewalt eines andern Staats untergeordnet ist. Ist dieses nicht, so nennt man sie **unabhängig, souverain.**

III. Staats-Gebiethe.

Staatsgebiethe nennt man denjenigen Theil einer Erdfläche (aber auch das Wasser mit inbegriffen), worüber sich die höchste Gewalt des

Staates erstrekt. Die Staatsgebiete sind sehr unterschieden:

1) In Absicht der Grösse.

Kleinere Staaten können zuweilen blühender und glücklicher sein als grössere. Indessen ist es nicht zu leugnen, daß grössern Staaten mehrere Quellen des Wohlstandes, in Absicht der Handlung, der Manufakturen, u. s. f. offen stehn als kleinern.

Grösse des Staats und einzelner Provinzen pflegt man auf zweierlei Weise zu bestimmen;
1. nach Graden der **Länge** und **Breite**,
2. nach **Quadratmeilen** seines **Flächeninhalts**. Unsichrer geschieht dieses nach den Land- und Poststrassen, da diese selten ganz gerade zu gehn.

2) In Absicht der Lage.

Einige Staaten haben ihr Gebiethe in einer ununterbrochnen Fläche. Bei andern liegen die einzelnen Theile zerstreut. Bei den erstern wird die Vertheidigung in allen seinen Theilen erleichtert; die Befehle des Regenten können geschwinder ausgeführt werden ꝛc. Aber weit zerstreute Staaten haben doch auch den Vortheil, daß sie bei verschiednen Clima und Boden mannigfaltige Produkte erndten, auch ihre eigene Landesproducte vortheilhafter absetzen.

3) Gränzen.

Diese sind entweder **natürliche** oder **künstliche**. Zu den **natürlichen** gehören: **Gebürge, Thäler, Flüsse, Meere, Wüsteneien, Wälder.** Flüsse erschweren feindliche Anfälle

und

und werden durch Handel, Schiffarth und Fischerei einträglich. Gebürge erschweren die Verbindung mit den Nachbarn. — **Mauren** und **Gränzfestungen** kann man zu den **künstlichen** Gränzen rechnen. Erstere sind bei der heutigen Kriegsverfassung völlig unnütze geworden.

4) Nachbarschaft.

Von der Armuth sowohl als von dem Reichthume unsrer Nachbarn, auch von den Kräften und von der Schwäche eines benachbarten Regenten kann eine weise Regierung mancherlei Vortheile ziehen.

5) Clima.

Kälteres Clima erfordert andere Gesetze und Einrichtungen als ein wärmeres.

6) Beschaffenheit des Landes.

Manche Länder sind gebürgigt, andere eben. Gebürgigte Gegenden liefern gewöhnlich nützliche Mineralien, haben gesundere Luft, gute Viehzucht, Waldungen; manche auch mehr und seltenere Fabricken und fleissigere Einwohner. Ebne Landschaften erlauben indessen mehr Ackerbau. Flüsse und Kanäle, in einem Lande gut vertheilt, sind ein vorzügliches Mittel National-Reichthum zu vermehren; Sümpfe, Moräste, viele stehende Seen ohne Fischerei sind schädlich.

IV. Wohnplätze.

Noch giebt es Gegenden, wo Menschen in Hölen unter Zelten, auch unter Bäumen ihre Wohnungen suchen. Aber in kultivirten Staaten sind die gewöhnlichen Wohnplätze:

1) Dör-

1) Dörfer, Weiler, eine Anzahl nahe aneinander liegender Häuser, ohne Ringmauern, deren Einwohner gewöhnlich Bauern heissen, und sich vorzüglich mit Landbau beschäftigen. Doch hat man auch Fabrikdörfer, wo wenig oder gar keine Landwirthschaft getrieben wird. Die dazu gehörigen Ländereien, Aecker nebst Wiesen und Triften nennt man Dorfflur oder Feldmark. Wenn die niedere Gerichtsbarkeit von einem landesherrlichen Beamten darinnen ausgeübt wird, so nennt man sie Amts-Dörfer. Ist sie ein Eigenthum eines Privatmannes, so heissen sie Adliche, Junkern-, Landsassen-Gerichts-Dörfer.

Kirchdörfer sind diejenigen, worinnen eine Kirche ist.

Pfarrdörfer, wo ein Pfarrer wohnt.

Derjenige, welcher im Namen des Amtes oder des Gutsbesitzers die politischen Angelegenheiten besorgt, die Policei unter den Einwohnern und die höhern Verordnungen ausübt, heißt in verschiedenen Gegenden Schulze oder Richter. In manchen Dörfern wechselt das Amt eines Schulzen und Richters nach der Reihe, in andern ist diese Würde bei dem Besitze eines Gutes erblich, oder eine Wahlstelle. Bei grossen Dörfern hat man gewisse Beisitzer, Geschworne.

Grundstücke und Gebäude, die zur Nutzung mit einander verbunden sind, heißt man Landgüter. Diejenigen, welche dem Landesherrn gehören, sind Domainengüter, und werden Privatgütern entgegengesezt, deren Eigenthümer Privatpersonen sind. Diese sind entweder schriftsässig oder amtsässig. Jene stehn unmit-

mittelbar unter dem Landesherrn, diese unter einem Amte.

Eine andere Eintheilung ist, in

a. Bauergüter, welche gewisse Verbindlichkeiten den Grundherrschaften zu leisten schuldig sind. Nach der Verschiedenheit ihres Besizrechtes heissen sie Schillingsgüter, Meiergüter, Landsiedeleien.

b. Rittergüter, haben nach verschiednen Landesverfassungen mancherlei Vorrechte.

c. Freigüter, sind keiner Grundherrschaft unterwürfig, müssen aber zu den Landesabgaben das ihrige beitragen. Sie sind entweder Allodial- oder Lehngüter. Allodial, wenn keine Lehnsverbindlichkeiten verbunden sind; die Succession darinnen ist frei, wenn sie nicht durch Familienverträge eingeschränkt ist. Lehngüter sind, die unter gewissen Lehnsverbindlichkeiten entweder gegen den Landesherrn, oder gegen eine andere Person, an männliche oder in Ermangelung derselben an weibliche Personen fallen.

In einigen Gegenden theilt man die Bauergüter in ganze Bauer oder Anspänner ein; in halbe Kossäter und Bauergüter.

Diejenigen Dienste, die Bauern der Grundherrschaft entweder ganz unentgeldlich, oder doch wenigstens nicht mit befriedigender Vergütigung liefern müssen, heissen Frohn- Hof- Zwang- Tagedienste, Robothen.

2) Städte: Oerter, mit Mauern und Thoren, die vornemlich von Künstlern und Handwerkern, Handelsleuten und Gelehrten bewohnt werden. Ihre Einwohner nennt man Bürger.

Flecken

Flecken und Marktflecken haben gewöhnlich weder Mauren noch Thore, und die Einwohner beschäftigen sich theils mit Landwirthschaft, theils mit Künsten. — Hauptstadt in einem Staate ist diejenige, wo die allgemeinen Regierungs- und Justizkollegien ihren Siz haben. In Provinzialhauptstädten haben alle dergleichen Collegien, die die Gerechtigkeit über eine Provinz ausüben, ihren Siz. Die übrigen grössern oder kleinern Städte nennt man Landstädte. Residenzstädte sind solche, wo sich der Regent meistens aufhält.

Ferner sind einige Städte

a. mittelbare oder unmittelbare, nachdem sie ihre eigne Gerichtsbarkeit haben, von ländlichen Abgaben frei sind oder nicht.

b. schrift- und amtsässige, insofern sie in der ersten Instanz unter den landeskollegien oder unter einem herschaftlichen oder ritterlichem Amte stehn. Ausserdem unterscheidet man Seestädte, Handelsstädte, Reichsstädte, Bergstädte, Festungen ꝛc ꝛc. leztere sind Oerter, die zur Sicherheit und Vertheidigung eines Landes gegen Feinde erbaut und mit Soldaten besezt werden. Bergstädte sind diejenigen, die Bergwerksrechte haben.

In grossen Städten sterben gemeiniglich mehr Menschen als in kleinen. In jenen sind auch die Lebensmittel theurer; daher müssen auch die Preise der Waaren von den Handwerkern in solchen Oertern höher ausfallen. Weitläuftige Manufakturen und Fabriken werden in kleinern Städten mit mehr Vortheil betrieben, als in grössern.

Die

Die obrigkeitlichen Personen in Städten nennt man **Magistrat**. Gewöhnlich bestehn sie aus verschiedenen Departements, Stadtgerichten, Policei ꝛc. Die Städtischen Einnahmen und Ausgaben nennt man **Stadtkämmerei**. Zu den Einkünften gehören mancherlei bürgerliche Abgaben der Bürger, Ertrag der Güter, Grundstücke, Gebäude, Mühlen, Bier- und Weinkeller, Zölle, die der Stadt gehören; auch zuweilen Zinsen von Capitalien. Von diesen werden Magistratspersonen und Policeibediente besoldet; auch Thore, Stadtmauern, Pflaster, Brunnen ꝛc. erhalten.

Schöne Städte sind nicht völlig diejenigen, welche gerade Strassen haben, die sich rechtwinklicht kreuzen, und mit durchgehends gleichen Gebäuden besezt sind. Am besten wird eine Stadt gefallen, wo verhältnißmässige Abwechslung in der Anlage der Gebäude mit breiten und gutgepflasterten Strassen zu finden ist.

V. Religion.

Religion, eine vorzügliche Stütze des Staats, wird auf dem ganzen Erdboden nach sehr verschiedenen Dogmatiken vorgetragen. **Hauptreligionen** sind:

1) Die **Heidnische**, nach sehr verschiednen Lehrsätzen, Haupt- und Unterabtheilungen. — Verehrung der Sonne und des Mondes, theils mit dem Begriffe ihrer Göttlichkeit, theils auch ohne denselben. — Verehrung mehrerer oder weniger Götter, mit und ohne Menschenopfer; — Gottesdienst mit, auch ohne Tempel. Ungefähr zwei Drittel von allen Erdbewohnern sind Heiden.

2) Die

2) Die Jüdische, welche zwar einen Gott, aber ohne Glauben an Christum, den Sohn Gottes lehrt, ausserdem noch vielerlei orientalische und zum Theil neuere Gesetze annimt, die auf die jetzige Verfassung ihrer Mitglieder nicht passen.

3) Die Christliche. Zu dieser gehören 5 Hauptpartheien oder Kirchen.

a. Die Römischkatholische, die den Pabst als das Oberhaupt der Kirche ansieht.

b. Die Griechische. Einige von diesen kommen in verschiedenen Stücken mit der katholischen Kirche überein, und heissen Unirte.

c. Die Evangelisch-Lutherische, von D. Martin Luther, ihrem Stifter.

d. Die Evangelisch-Reformirte, von Calvinus.

e. Die Evangelisch-Engländische, bei welcher die hohe oder bischöfliche Kirche (in England und Irland), von welcher die Protestant-Dissenters — (vormals Puritaner und Nonconformisten) in England, und die Presbyterianer in Schottland zu unterscheiden sind.

Ausser diesen 5 Hauptpartheien giebt es viele andre von weniger Unterschiede, Armenianer, Socinianer, Arrianer, Wiedertäufer, Mennoniten, vereinigte Brüder ꝛc.

4) Die Mohamedanische oder der Islam, welcher den Mohamed für den größten Propheten ausgiebt, und Gott nach den Vorschriften im Koran verehrt.

Diejenigen, welche von einem öffentlichen, in einem Staate bestätigten Lehrbegriffe abwei-

weichen, nennt man Heterodoxen, Ketzer, Häretiker.

VI. Verhältnisse der Einwohner.

Alle Einwohner sind entweder Eingebohrne oder Ankömlinge. Wenn Eingebohrne gewisse Rechte und Vorzüge vor Fremden geniessen, so nennt man dieses das **Indigenatrecht.** In Absicht ihrer Handlungen sind sie entweder **freie Leute** oder **Sclaven** und Leibeigne. Noch giebt es auch einen verschiedenen Grund der **politischen Ehre**, in dem Unterschiede der **Stände**, zwischen Adlichen, Bürgerlichen ꝛc. Den Adel theilt man in den hohen und niedrigen Adel. Zum **hohen Adel** rechnet man in grossen Staaten, Herzoge, Fürsten, Grafen, Barone ꝛc; zum **niedern Adel** die übrigen Edelleute. Diese sind in grössern Staaten, eben so gut wie die Bürger und Bauern Unterthanen. Adliche haben ausser dem Wappen, in manchen Landschaften Anwartschaft auf gewisse Aemter und Würden, an denen nur Adliche Antheil nehmen können.

Auch zufällige ausserordentliche Ehrenbezeugungen bestimmen bisweilen einen höhern Rang. Dazu gehören **Orden**, mit welchen die damit beschenkten Personen ein gewisses äusseres Ehrenzeichen, zuweilen auch damit verbundne Einkünfte erhalten.

VII. Regierungsform.

Das höchste Recht in allen Staaten oder die Regierungsverfassung ist nicht einerlei. Hängt der höchste Befehl von einem einzigen ab, so nennt man einen solchen Staat, eine **Monarchie.** Wenn die höchste Gewalt bei mehrern Personen

ist, so nennt man sie **Republik** im strengern Verstande.

VIII. Monarchie.

Wenn ein Monarch ohne bestimte Gesetze und Grundsätze bloß nach seiner Willkühr regiert, so nennt man seine Regierung **uneingeschränkt.** Billige Regenten handeln nach festen Grundsätzen, nicht nach persönlichen Absichten, und in diesem Falle ist die monarchische Regierung gemässigt.

Regenten in grossen monarchischen Staaten heissen **Kaiser** oder **König, Sultan, Padischach** ꝛc. Aber auch kleinere Staaten können monarchische Regenten haben, und diese werden nach dem grössern und geringern Umfange ihres Staates, den sie beherrschen, **Kurfürsten, Erzherzoge, Großherzoge, Großfürsten, Herzoge, Markgrafen, Landgrafen, Pfalzgrafen, Fürsten, Burggrafen, Grafen, Marquis, Baronen,** genennt. Auch manche Edelleute kann man hierzu rechnen.

Wenn Regenten ihr Staatsgebiete ganz ohne Einwilligung ihrer Unterthanen regieren, so heist ihre **Monarchie uneingeschränkt.** Von dieser Art ist die **Preussische, Russische, Dänische** ꝛc. Hingegen wenn in wichtigen Staatsangelegenheiten die Einwilligung der Unterthanen nöthig ist, so ist die **Monarchie eingeschränkt:** so z. B. in Deutschland, Großbrittannien, Schweden, Polen ꝛc. leztere nähern sich indessen mehr der republikanischen als der monarchischen Verfassung.

Diejenigen Unterthanen, welche in einer eingeschränkten Monarchie das Recht haben bei wichtigen Regierungsgeschäften ihre Einwilligung zu geben, heissen **Landstände, Reichsstände.** Gemei-

meiniglich bestehn sie aus der Geistlichkeit, dem Adel, und den Städten. — In Schweden gehören auch die Reichsbauern dazu. Ihre Versamlungen nennt man Reichstage, Landtage, oder Parlement. In eingeschränkten Reichen hat man auch Reichsgrundgesetze, oder Verträge der Fürsten mit den Personen, die an der Mitregierug Antheil nehmen.

Monarchen gelangen zur Regierung theils durch **Erbrecht**, theils durch **Wahl**. Diese ist entweder nur an gewisse Familien gebunden, oder willkührlich. In Rußland kann jeder Regent seinen Nachfolger ernennen. Aber in manchen Ländern haben enweder Landstände, oder nur eine gewisse Classe von ihnen, das Recht der Thronfolge zu bestimmen. Ein solches Reich, wo der Regent gewählt wird, heißt ein **Wahlreich**.

In einigen Staaten wird bloß das männliche Geschlecht zur Thronfolge gelassen. Krönung, Huldigung, Salbung und dergleichen sind noch in vielen Staaten bei dem Regierungsantritte gewöhnliche Feierlichkeiten. Wenn in einem Wahlreiche, dem neuen Regenten, die Bedingungen in besondern Verträgen bestimmt werden, unter denen ihm die höchste Gewalt anvertraut wird, so heißt dies eine **Wahlkapitulation**.

Was die Glieder einer Regentenfamilie, die nicht succediren, zu ihrem Antheile erhalten, nennt man **Apanage**. Wenn sie in diesem Falle ansehnliche Landesdistrikte mit allen Hoheitsrechten besitzen, so heißt mans **Paragie**. **Frerage** hingegen, wenn ihr Besiz abhängig ist. — Eine Art der Monarchie ist die **Theokratie**, wenn eine Nation Gott als seinen Regenten ansieht, z. B. die Jüdische.

IX. Republikanische Regierung.

Wenn die Regierung eines Staats bei mehrern ist, so heißt sie republikanisch, nimmt nur eine gewisse Anzahl Personen daran Antheil, so ist die Regierung aristokratisch. Demokratisch hingegen wenn die ganze Gewalt in den Händen des Volks ist.

X. Aristokratie.

Gewöhnlich besitzen in Aristokratien gewisse Familien das Recht zur Regierung. Diese Familien können auch entweder ganz nach ihrem Gefallen, ohne Einschränkung, oder nach bestimmten Gesetzen neue Mitglieder wählen. In einigen Staaten wählt das Volk die Personen, die die höchste Gewalt haben sollen; und in diesem Falle ist die Aristokratie schon gewissermassen Demokratie. Wird die Gewalt von der Aristokratie nach Willkühr gemißbraucht, so nennt man dies eine Oligarchie; eine der unglüklichsten Regierungsverfassungen. Ueberhaupt ist in den meisten aristokratischen Staaten die bürgerliche Freiheit weit eingeschränkter, als in Monarchien. Partheigeist, Mißtrauen, langsame Betreibung der öffentlichen Geschäfte, sind die gewöhnlichsten Fehler.

XI. Demokratie.

Wenn das Volk selbst oder die Häupter der einzelnen Familien im Volke regieren, so nennt man dies Demokratie. Hier ist die Nation zusammen Regent, jeder von ihnen aber zugleich Unterthan. In einigen Demokratien sind bei allgemeinen Regierungsgeschäften Volksversammlungen. In grossen Demokratien wählt die Nation gewisse Personen, Repräsentanten, die in ihrem Namen die Regie-

gierungsgeschäfte besorgen müssen. Im leztern Falle ist die Regierung schon etwas Aristokratisch. Die Repräsentanten werden entweder durchs Loos oder Stimmensamlung gewählt.

XII. Vermischte Republik.

Vermischte Regierungsform in einer Republik ist, wenn die höchste Gewalt zum Theil in den Händen des Volks, zum Theil aber auch vorzüglich bei einigen bestimmten Familien ist. Und hierbei sind zwei Fälle möglich:

1) Wenn der größte Theil des höchsten Befehls in den Händen einiger Familien ist. Dies ist **aristokratisch = demokratische Verfassung.**

2) Hat hingegen das Volk die gesezgebende Gewalt und überhaupt das Uebergewicht bei der höchsten Gewalt, so ist die Verfassung **demokratisch = aristokratisch.**

XIII. Zusammengesezte Staaten.

Wenn mehrere einzelne Staaten mit einander verbunden sind, und in dieser Vereinigung unter einem Regenten einen ganzen Staat ausmachen, so heißt man sie **zusammengesezte Staaten.** In gewissen Fällen können indessen dergleichen einzelne Staaten ohne Nachtheil der ganzen Verbindung ihre besondere Regierungsverfassung haben, z. B. Deutschland.

XIV. Geistliche Regierung.

Jede ausgebildete Religion hat ihre besondere Vorsteher, doch von verschiedenen Namen, Titeln, eben so wohl als von verschiedner Gewalt. Der Vorsteher in der mohamedanischen Religion heißt

Mufti; in der lamischen Religion Dalai-Lama. Die Häupter in der Römischkatholischen Kirche sind:

1) Der **Pabst**, (Papa, Romanus Pontifex) nach der Meinung der römischkatholischen Religionsgenossen der Statthalter Christi, und das sichtbare Oberhaupt der Kirche Gottes. Sein gewöhnlicher Titel ist: **Päbstliche Heiligkeit.** Seine Rathgeber sind die **Kardinäle**, die den Pabst aus ihren Mitteln erwählen. Ihr eigner Titel ist **Eminenz.**

2) **Patriarchen** (Patriarchae) haben über einen Theil der katholischen Kirche (Patriarchat) eine gewisse Gerichtsbarkeit; doch jezt weniger als in ältern Zeiten. Ihr Titel ist **Heiliger Vater.** Von diesen unterscheiden manche noch **Primaten** (Primates), die aber eigentlich mit diesen eins sind.

3) **Erzbischöfe** oder **Metropolitane** (Archiepiscopi) regieren über eine geistliche Provinz. Unter diesen stehn einige andere Bischöfe. Leztere nennt man in dieser Beziehung ihre **Untergeordnete** oder **Suffragane.** Ihr Kirchsprengel (Provincia ecclesiastica) heißt ein Erzbisthum (Archiepiscopatus).

4) **Bischöfe** (Episcopi) stehn entweder unter einem Patriarchen oder Erzbischofe, oder sind von dieser Gerichtsbarkeit **eximirt.** Im leztern Falle stehn sie unmittelbar unter dem Pabste. Ihre Kirchsprengel heißt ein **Bisthum** (Dioecesis).

5) **Aebte** (Abbates) sind Vorsteher über Manns-Klöster.

6) **Aebtissinnen** (Abbatissae) stehn Frauen-Klöstern vor.

7) **Pröb-**

7) **Pröbste** (Praepositi) sind vornehme Geistliche, die ihrem Titel nach über andre geistliche Personen zu befehlen haben.

Leztere geistliche Würden finden auch in einigen protestantischen Staaten statt. Einige auch bei den Griechen.

XV. Würde und Glanz eines Staats.

Die Würde und Glanz eines Staats und seines Regenten ersieht man zum Theil aus seinem Titel und Wappen, zum Theil aus seinem Hofstaate und Hofcerimoniel. Nicht immer zeigen die Titel die Landschaften an, die ein Regent wirklich besizt. Sehr oft werden auch diejenigen Provinzen im landsherrlichen Titel mit aufgeführt, welche seine Vorfahren jemals besessen haben. **Wappen** sind hieroglyphische oder durch Bilder ausgedrükte Titel und mit diesen verhält es sich denn so wie mit den Titeln.

XVI. Verschiedene Abtheilungen der Staaten.

Nach den verschiedenen Bestimmungen hat man nicht bloß politische, sondern auch gerichtliche, kirchliche, militärische, Finanz- Unterabtheilungen in manchen Ländern.

1) **Geistliche Abtheilung** nach den Gerichtshöfen, welche zur Justizverwaltung verordnet sind, und in einem gewissen Umfange eine gewisse Summe Unterthanen in sich begreifen. z. B. Frankreich nach seinen 12 Parlementen und Staatsversamlungen.

2) **Kirchliche Abtheilung**, nach welcher die gottesdienstlichen Gemeinen, Stiftungen und

Personen in einem gewissen Umfange zur Regierung und Aufsicht vertheilt sind. In den Staaten, wo die römischkatholische und griechische Lehre das Uebergewicht hat, geschieht die kirchliche Hauptabtheilung nach Erzbisthümern und Bisthümern. Diesen sind wieder Archidiakonate, Kapitel oder Dekanate, Pfarren oder Kirchspiele untergeordnet. — In einigen evangelischen Staaten ist die kirchliche Abtheilung in Bisthümer gewöhnlich; in andern nach Consistorien und Superintendenturen. Leztern sind wieder die Kirchspiele oder Pfarren untergeordnet.

3) **Finanzabtheilung.** Auf eine andre Art ist gewöhnlich ein Staat abgetheilt, in Absicht der Hebung der landesherrlichen Einkünfte und Berechnung derselben. **Frankreich** z. B. in dieser Rüksicht in 40 Generalitäten und Intendancen; die **Preussischen Staaten** nach Kriegs- und Domainenkammern.

4) **Militärische Eintheilung**, theils nach Cantonirung der Truppen in Friedenszeiten, theils in Absicht der Gränzen des Enrollements einzler Regimenter und Bataillons.

Andre Unterabtheilungen sind Weichbilder, Kreise, Herrlichkeiten, Gespanschaften und dergl.

XVII. Landesregierung.

Ein Hauptgeschäfte der Regierung muß sein, Verwaltung des Rechts und der Gerechtigkeit, Erhaltung der innern Sicherheit, Beförderung und Verbesserung des Wohls und der Vermögensumstände der Bürger, zwekmässige Verwaltung und Einhebung der Staatseinkünfte ꝛc ꝛc. Meistentheils ist die höchste Aufsicht und Direktion der

Staats-

Staatsangelegenheiten, unmittelbahr unter der Aufsicht eines Landesherrn einem ganzen Collegio anvertraut, welches aus 2 Departements besteht: 1. Aus dem Departement der ausländischen Staatsgeschäfte; 2. der inländischen oder einheimischen. Im erstern Departement kommen alle Angelegenheiten vor, die Krieg und Frieden, öffentliche Verträge, Bündnisse und Gesandschaften betreffen, überhaupt alle Unterhandlungen des Staats mit Fremden. Das andere Departement hingegen befördert die innerliche Ruhe und Glükseligkeit des Landes, verfertigt Landesgesetze, bestimmt Strafen, ertheilt Besoldungen. Von diesen hängen alle herrschaftliche Beamten und Landescollegien ab. In monarchischen Staaten ist noch gewöhnlich ein Collegium, welches zu geheimen Staatsgeschäften angeordnet, und Cabinet heißt.

XVIII. Policei.

Ist derjenige Theil der Staatsregierung, welcher Beförderung des innern Wohls der Bürger zu seinem Zwek hat, ohne dabei auf seine Gerechtigkeitspflege oder Finanzen zu sehen. Dieser ist:

1) Hohe Landespolicei, in sofern sie das Wohl eines Ganzen betrift.

2) Besondre Kreis- Stadt- und Dorfpolicei, wenn sie Einwohner in Kreisen, Städten und Dörfern betrift. Die meisten Policei-Einrichtungen sind indessen von der Art, daß sie sich auf beide Klassen ausbreiten.

Vermehrung der Bevölkerung, Vorsorge für körperliche und geistige Verbesserung der Einwohner, wohlfeile Preise der Lebensmittel und andrer Waaren; Vorsorge für Beförderung der Landwirthschaft, der mechanischen

Künste, aller Wissenschaften und Handlung; in den Städten nächtliche Erleuchtung durch Laternen; Verdoppelung der öffentlichen Aufsicht bei Märkten, Feuersgefahren, öffentlichen Feierlichkeiten, Aufhebung aller Bettelei, und unnützer Müssiggänger, Unterhaltung öffentlicher Arbeitshäuser, theils für Müssiggänger, theils für solche die ohne dies keine Arbeit erhalten können, und dergleichen sind Hauptgegenstände einer guten vernünftigen Policei.

XIX. Bevölkerung.

Je mehr Einwohner ein Staat erhält, desto sichrer läßt sich mehr Fleiß im Landbaue und in mannigfaltigen Gewerben, auch Vermehrung der einheimischen Kunst- und Naturprodukte erwarten. Je mehr die Bevölkerung zunimmt, desto weniger dürfen die einzelnen Glieder eines Staats bei einer weisen Regierung zu den öffentlichen Abgaben beitragen. Je grösser die Anzahl der Arbeitenden in einem Staate wird, desto mehr wächst der Nationalreichthum innerhalb der Gränzen des Staatsgebieths; desto mehr wird auch die innere Stärke und die wahre Macht eines Staats gegründet. Auch der Wetteifer zu neuen Erfindungen und zur Verbesserung des schon Erfundnen muß bei solchen Umständen mehr erregt werden. Unpartheiische Beobachter werden es indessen nicht leugnen, daß Luxus und manche sittliche Fehler, gewöhnliche Begleiter einer zahlreichen Volksmenge auf einem engen Raume zu sein pflegen. Hauptmittel die Volksmenge zu vermehren sind:

1) Erleichterung und Beförderung der Ehen.

2) Stiftung guter Gesundheits- und Medicinalanstalten.

3) Vor-

3) Vorsorge und Hülfe von Seiten der Regierung bei Viehsterben, Mißwachs, Hungersnoth, Wasser- und Feuerschaden.

4) Verstattung bürgerlicher Freiheiten bei gleichgültigen Handlungen, die keine wirklich übeln Folgen aufs Staats-Wohl haben.

5) Religionsduldung, so daß keinem Einwohner aus dem Grunde bürgerliche Vortheile entzogen werden, weil er sich zu einer andern als der Landesreligion bekennt.

6) Veranstaltungen zum bequemen und angenehmen Leben.

7) Freundschaftliche Aufnahme fleissiger Ausländer.

XX. Medicinische Policei.

Zur Besorgung der Gesundheitsanstalten sind in vielen Ländern, eigene Collegien eingeführet; und in den Hauptstädten ein Collegium sanitatis, oder ein Gesundheitsrath, bei welchem vornehmlich einige erfahrne und bewährte Aerzte, auch wohl Apotheker, und Chirurgi Beisitzer sind. Gegenstände ihrer Aufmerksamkeit sind:

1) **Vorsorge für gesunde Luft.** Es ist rathsamer die Kirchhöfe, besonders in der Stadt, in einiger Entfernung von den Menschenwohnungen, als im Umfange derselben anzulegen.

2) **Reinlichkeit in Städten und Dörfern.** Wenn Strassenkoth, todte Thiere ꝛc. wochenlang auf den Strassen liegen, so ist dies eine Anzeige einer sehr schlechten Policei.

3) **Austrocknung der Moräste und Sümpfe,** besonders in der Nachbarschaft von Städten und Dörfern.

4) Ver-

4) Veranstaltung, daß Handthierungen und Gewerbe, die Schmuz und Gestank verursachen, nicht mitten in der Stadt wohnen. S. z. B. Gerber, Stärkemacher, Seifensieder, Wachstuchfabrikanten, Ziegelbrenner; so auch die öffentlichen Schlachthäuser.

5) Verlegung aller öffentlicher Gebäude, aus denen sich ungesunde Ausdünstungen verbreiten, in die Vorstädte. So müssen Krankenhäuser, Spitäler, Gefängnisse ꝛc. nicht mitten in der Stadt, sondern ausserhalb derselben ihre Lage haben.

6) Erhaltung des Ueberflusses an guten gesunden Wasser, im nöthigen Falle durch Wasserleitungen.

7) Genaue Aufmerksamkeit auf gute feste Mühlsteine, daß Brodt und Bakwerk, nicht durch den Abgang vom Mühlstein-Sande den Einwohnern tödlich wird.

8) Anlegung und Erhaltung öffentlicher Spaziergänge, bei grössern und kleinern Städten und dergleichen mehr.

9) Auch zwekmässig eingerichtete Hebammenanstalten verdienen hieher gerechnet zu werden.

XXI. Bildung der Bürger.

Eine gute und weise Regierung muß nicht verabsäumen alles mögliche zur Aufklärung und Bildung der Bürger beizutragen. Dieses geschieht bei der jüngern Classe von Einwohnern, im Privat- und öffentlichen Unterrichte in Pensionen, in Philantropinen, in Volks- oder Winkelschulen, Trivialschulen, in Seminarien, Lycäen, Waisenhäusern, Realschulen, Gymnasien, Pädagogien, acade-

academischen Gymnasien, Collegien, Cadettenhäusern, Kriegsschulen, ecoles militaires, Ingenieurschulen, Fechtschulen, Bergwerksschulen und Bergwerksacademien, Handlungsschulen, Vieharzneischulen, Cameralschulen ꝛc. Universitäten, hohen Schulen, oder Academien.

Die Gränzen zwischen jeder von diesen Schulen sind nicht ganz genau bestimmt. Indessen pflegt man doch mit dem Namen einer jeden von diesen Anstalten einen besondern unterscheidenden Begrif zu verbinden.

Volksschulen, Winkelschulen, Kinderschulen, (auch **Deutsche Schulen**, in Beziehung auf Deutschland) sind Schulanstalten, welche die Jugend, gewöhnlich nur von den niedern Ständen, in den gemeinsten und nöthigsten Kenntnissen unterrichten. Lesen, Schreiben, Rechnen, Religionsunterricht sind die gewöhnlichen Hauptstücke dieser Lehrstunden. Unwissenheit der Lehrer, nur seltner Orthodoxie der Aufseher, sind sehr bekannte Ursachen, warum Kenntniß mancher Gegenstände aus der Naturgeschichte und Naturkunde, eben so auch Erdkunde, gesunde Moral und Kenntniß des menschlichen Körpers, und der Diät, noch in den meisten Anstalten dieser Art völlig versäumt werden. Indessen ist's doch erfreulich, daß schon in mehrern Ländern **Schulmeisterseminarien** zur Bildung guter Volkslehrer und Stadt- und Landschulmeister angelegt sind; auch hin und wieder neue Fonds bestimmt werden, ihre gewöhnliche sehr armseligen Gehalte zu verbessern. Hieher gehören auch die in neuern Zeiten hinlänglich bekannten Normalschulen und Trivialschulen. Von diesen sind **Pensionen** als Privatanstalten unterschieden, worinnen

Kna-

Knaben am gewöhnlichsten nur Mädchen aus vornehmen Ständen erzogen und unterrichtet werden. In Deutschland haben die französischen Demoiselles in grossen Städten, vor andern hierinnen ein Zutrauen gefunden.

Von **Philantropinen** erwartet man insbesondere, daß ihre Zöglinge neben dem wissenschaftlichen Unterrichte, eine dem Körper und der jetzigen Welt angemessene Erziehung erhalten.

Realschulen haben zu ihrer eignen unterscheidenden Bestimmung, künftigen Handwerkern und Künstlern diejenigen Kenntnisse beizubringen, die ihnen vorzüglich zu ihrem Gewerbe in der Folge nüzlich sein können. Die vornehmsten Hauptstücke der Mechanik, und einige andre mathematische Wissenschaften, Kenntniß der Materialien, der Beschaffenheit und des Gebrauchs verschiedner Werkzeuge, Anzeige der Einrichtung einfacher oder zusammengesezter Werke der Baukunst ꝛc. in Modellen, gehören vornehmlich zu den Gegenständen, von denen man in Realschulen Kenntniß erhält.

Die gewöhnlichsten Schulen unter den gelehrten Lehranstalten sind die **Gymnasien**. Der Zwek derselben ist junge Leute von einer festgesezten Anzahl Lehrer, in mehrern Classen zu künftigen Gelehrten, und besonders zur Universität zuzubereiten, welches vornehmlich in den höhern Classen geschehn soll.

Gewöhnlich in einem etwas eingeschränktern Sinne haben **Lyceen**, **Seminarien**, und zuweilen auch **Waisenhäuser** eben denselben Zwek. Bei leztern pflegt noch ausserdem eine grössere oder kleinere Anzahl von Waisenkindern, Erziehung, Kleidung, Nahrung, und Unterricht unentgeltlich zu geniessen. Einige katholische, besonders exjesuitische

sche Gymnasien theilen sich in 6 - 7 Schulen oder Classen, mit folgenden Namen: 1) Principia (Principiorum Schola), die unterste Classe, welche wieder besteht aus den Noministen, den mitlern Verbisten, und Exemplisten. 2) Rudimenta, 3) Grammatica, 4) Syntaxis minor, 5) Syntaxis major, 6) Poesis (auch Humanitas oder Schola Humanitatis genannt), 7) Rhetorica. Noch vor einigen Jahren war es wenigstens gewöhnlich, daß die Knaben in der ersten 3 Jahr lang aushalten mußten, und in jeder von der folgenden 1 Jahr.

Bei den **Piaristen** besteht ein vollständiges Gymnasium aus 9 Classen. 1) Die Leseschule (Legentium Schola). 2) Die Schreibeschule (Scribentium Schola). 3) Die Rechenschule (Schola Arithmetices), welche bisweilen doppelt ist, Arithmetica major und minor. Dies sind die eigentlichen Trivial-Classen. 4) Die erste lateinische Classe heist Parva Schola oder Rudimentorum Schola, (auch zuweilen Classis elementaris, am gewöhnlichsten nur ganz kurz Parva). Die übrigen Classen sind mit den vorhergehenden gleich.

Grössere Anzahl der Schüler ist eben so wenig als Menge der Lehrer ein Beweis von dem vorzüglichen Flore einer Schule.

In **Pädagogien** wohnt gewöhnlich der gröste Theil der Schüler unter einer gewissen Aufsicht. Ihre Einrichtung hat mit Gymnasien, Realschulen ꝛc. vieles gemein.

Auf **Academischen Gymnasien** werden ausser den gewöhnlichen Schulwissenschaften schon höhere Theile der Gelehrsamkeit vorgetragen, so wie dieses auch auf **Academien** und **Ritteracademien** in gewissen Wissenschaften geschieht. Lez-

tre haben noch die Bestimmung, daß Kenntnisse und Leibesfertigkeiten, die man besonders von Cavaliers fordert, vornehmlich darinnen gelehrt werden. Auf Universitäten werden junge Leute zu gelehrten Aemtern vorbereitet. Gewöhnlich ertheilt man auf diesen Unterricht in allen Theilen der Gelehrsamkeit binnen einer gewissen bestimmten Zeit. Ertheilung academischer, auch verschiedner kleinerer Civil-Würden, bei den meisten eigne Jurisdiction über Studenten und andre Universitäts-Bürger, sind unter andern wichtige Vorzüge derselben.

Fast auf allen deutschen protestantischen Universitäten haben die Studierenden die Freiheit was und wie sie studiren wollen. Auf katholischen, auch wohl auf einigen andern, ist der Cursus jeder Facultät in gewisse Jahre eingetheilt.

Nach der Religion sind die Universitäten:

a. Katholische.
b. Evangelisch-lutherische.
c. Reformirte.
d. Vermischte.

Gewöhnlich theilt man jede Universität nach Facultäten ein. Diese sind: die

Theologische.
Juristische.
Medicinische.
Philosophische. Dazu kommt noch auf einigen Universitäten die kameralistische Facultät.

Manche bestehn aus mehrern oder wenigern Facultäten.

Von der Einrichtung der höhern und niedern Schulen, in Tibet, in Hindostan, Japan, Sina, u. s. w. an einem andern Orte.

XXII. Andre Litterarische Anstalten.

Auch durch andre Anstalten, werden gelehrte Kenntnisse in einem Staate befördert. Unter andern gehören dahin **Academien der Wissenschaften.** Diese sind eine Gesellschaft von Gelehrten, die mit einer gewissen Besoldung zu ihrem Zwecke haben, in den ihnen angewiesnen Fächern zur Erweiterung der Wissenschaften zu arbeiten. — Mit diesen sind ganz nahe verwandt die **gelehrten Gesellschaften**, deren Mitglieder sich aber gewöhnlich ohne Pension zu Bearbeitung einer Wissenschaft vereinigen. **Oeffentliche Bibliotheken, Naturalien-, Kunst- und Münzkabinette**, Sammlungen von **Modellen, Maschinen**, physikalischen und mathematischen Instrumenten, anatomischen Präparaten, Kupferstich- und Bildergallerien, botanische und ökonomische Gärten, und dergl. m. dienen nicht bloß zur Zierde, sondern sind von wesentlichem Nutzen, wenn ungehinderter Besuch und freier Gebrauch offen steht.

XXIII. Nahrungszweige.

Gewerbe nennt man solche Nahrungsgeschäfte, die Bearbeitung und Vertrieb der eigentlichen Güter zum Gegenstande haben. Man kann sie füglich in Rüksicht des Orts, wo sie getrieben werden, in 2 Classen vertheilen. Einige sind **Ländliche** andere **Städtische.** Wenn ein Gewerbe mit einer vorzüglichen Geschiklichkeit einträglich betrieben wird, so nennt man's **Industrie.** Beim Landmanne und bei der verarbeitenden Classe heißts **Kunstfleiß**; beim Kaufmanne, **Handlungsgeist.** Fleiß ist von Industrie darinnen unterschieden, daß bei leztern nicht auf die Menge der zu verfertigenden Waare Rüksicht genommen wird.

XXIV. Landwirthschaft.

Ackerbau, das erste und nöthigste Gewerbe, welches schon allein den gesitteten Menschen, von herumwandernden Hirten, und von Fischern oder von dem auf beständiger Jagd lebenden Wilden unterscheidet; — die vorzüglichste Quelle des Reichthums und des Wohlstandes einer Nation, der sicherste Grund zur Vermehrung der Einkünfte eines Staats — muß nach den Umständen eines jeden Landes aufs höchste genuzt werden. Oeffentliche Magazine, Erlaubniß der Getraideausfuhre, Erhaltung des mitlern Preises, sind die vorzüglichsten Beförderungsmittel desselben.

Mit dem Ackerbau ist gewöhnlich mehr oder weniger

1) Die **Viehzucht** verbunden. Pferdezucht, Rindviehzucht, Schafzucht, Schweinezucht, Federviehzucht, Bienenzucht, Seidenbau.

2) **Forstnutzung**, ausser der eigentlichen Holznutzung, Potaschsiedereien, Glashütten, Sägemühlen.

3) Jagd und Fischerei.

XXV. Bergbau.

Der Bergbau besteht im Gewinne nüzlicher Mineralien, die in Gängen und Flözen streichen. Wenn mehrere Personen auf gemeinschaftliche Kosten Bergbau treiben, so heißt man dies **Gewerkschaften**. Der Bezirk, welcher ihnen zum Bauen eingeräumt ist, heißt **Zeche**. Ihren Antheil heißt man **Kuxe**. In den meisten Ländern haben die Bergleute, welche sich zu dem so gefährlichen Geschäfte in Gruben zu arbeiten begeben, unter andern

andern Vortheilen Freiheiten von verschiednen Abgaben, von Werbung und Kriegsdiensten.

XXVI. Handwerker, Manufakturen und Fabriken.

Manufakturen und **Fabriken** haben vor den gewöhnlichen Handwerkern meistentheils das Auszeichnende, daß bei ihren Kunstwaaren von mehrern ein jeder eine einzelne Art der Arbeit (die einen Theil vom Ganzen ausmacht) verfertigt. **Handwerker** hingegen verfertigen gemeiniglich alle einzele Theile, die zum vollständigen Wesen einer Waare gehören. **Manufakturen** und **Fabriken** unterscheidet man zuweilen in sofern: daß bei erstern die Arbeiten ohne Feuer und Hammer geschehen. Bei leztern werden Feuer, Hammer oder wenigstens ähnliche Werkzeuge gebraucht. Erstere verarbeiten auch die Produkte aus dem Pflanzen- und Thierreiche. Diese die aus dem Mineralreiche. Im gemeinen Leben pflegt man beide Wörter auf gleiche Weise zu brauchen.

XXVII. Verschiedene Classen der Handwerke.

Diese theilt man in verschiedner Rüksicht ein: in

1) Zünftige und unzünftige.
2) In Stadt- und Dorfhandwerker.
3) In grobe und feine.
4) In gesperrte und ungesperrte. Erstere nennt man, wenn sie Auswärtige ihr Handwerk nicht lehren, und ihre Gesellen auch nicht fortwandern dürfen.

5) Geschloßne oder ungeschloßne, insofern nehmlich die Anzahl der Meister an einem Orte bestimmt oder nicht bestimmt ist u. s. w.

Bei den meisten Handwerken findet man sogenannte Zünfte, Innungen, Gilden. So nennt man gewisse durch Gildenbriefe bestätigte Gesellschaften, die ein gewisses Handwerk in einer Gegend ausschließlich treiben dürfen. Wenn indessen Meister von einem Handwerke, vom Landesherrn oder von einer dazu autorisirten Kammer, die Freiheit erhalten, ihr Handwerk zu treiben, ohne zur Zunft zu gehören, so heissen diese **Freimeister.**

XXVIII. Handlungswesen.

Ein andrer wichtiger Vortheil des Staats besteht in einer vortheilhaften Handlung. Handel besteht im Verkauf und Vertausch der Waaren. Manufakturen, Fabriken, auch Landwirthschaft erhalten durch denselben ihr Leben. Der Umlauf des Geldes wird durch sie befördert.

XXIX. Verschiedene Gattungen desselben.

I. Ist er **entweder** innerer Consumtionshandel, insofern ihn die Einwohner eines Staats mit ihren einländischen Waaren unter einander treiben.

II. **Oder auswärtiger Handel**, wenn die Einwohner eines Staats mit Ausländern Handelsgeschäfte unterhalten. Dieser geschieht auf folgende Weise: 1) wenn ausländische Waaren eingeführt 2) oder bloß inländische Waaren ausgeführt werden. 3) Wenn nicht nur Waaren eingeführt, sondern auch versendet werden. 4) Wenn

die

die Einwohner eines Staats von Fremden Waaren holen, und diese wieder an Fremde verkaufen; so nennt man dies einen ökonomischen Handel. 5) Speditions = Transitohandel, wenn die Bürger eines Staats auf Rechnung der Ausländer, die Durchfuhre ausländischer Waaren und deren Versendung an Ausländer besorgen.

Auswärtige Handlung kann wieder Aktiv= handlung oder Passivhandlung sein. Aktiv= handlung ist in dem Falle, wenn eine Nation die nöthigen Waaren selbst holt, und andern auch wieder zuführt. Bei dem Passivhandel werden die nöthigen Waaren von Fremden zugebracht und die überflüssigen auch abgeholt. Unter gewissen Umständen kann Aktiv = und Passivhandel zu gleicher Zeit statt finden.

Zwischenhandel ist, wenn eine Nation einer dritten Nation verstattet einen ökonomischen Handel zwischen ihr und der Nation, deren Waaren sie braucht, oder die sie von ihr holt, zu treiben.

Vortheile des Aktivhandels sind: Gewinn des Frachtgeldes für den Transport, Beschäftigung und Unterhaltung vieler Mitglieder im Staate, welche nicht nur die Fracht besorgen, sondern auch die Schifsbedürfnisse und Materialien dazu liefern, wohlfeilerer Einkauf fremder Waaren; einträglicherer Absaz der eigenen Landesprodukte und Fabrikwaaren u. dergl. mehr.

Handlungsbilance nennt man Berechnung des Gewinns oder Verlusts einer Nation im Handel mit andern Nationen. Zollregister, sind eben so wenig als die Anzahl von Schiffen und Fuhrwagen zum Finden der Handlungsbilance geschikt. Eben so sehr irret man sich, wenn man den Cours

der Wechsel von mehrern Jahren als ein sicheres Hülfsmittel ansieht. Davon im folgenden.

XXX. Unterschied des Waarenhandels.

Wenn die Waaren in grossen Quantitäten, Ballen, Fässern, Centnern ꝛc. eingekauft und verkauft werden, so heißt dies **Großhandel**. Geschieht dies in kleinern Abtheilungen, so nennt mans **Kleinhandel**. Diejenigen, welche sich mit der ersten Art abgeben, nennt man **Kaufleute**.

Wird Handlung auf eigne Rechnung getrieben, so heißt dies **Properhandlung**, zum Unterschiede des **Commissionshandels**, wo man nur gegen gewisse **Provisionsgebühren**, Waaren einkauft und verkauft. Diejenigen beweglichen Güter, die man zum Maßstabe des Werthes der Waaren nimmt, heissen **Geld**. Der Gewinn des Landesherrn bei Ausprägung der Münzen wird **Prägeschaz** genennt.

Goldne und silberne Münzen werden an den wenigsten Orten von reinem Golde und Silber ausgeprägt. Silberne Münzen erhalten noch einen Zusaz von Kupfer. Goldne einen Zusaz von Silber oder Kupfer. Und dieser Zusaz heißt die **Legirung**.

Korn heißt bei der Münze, der Gehalt an reinem unvermischtem Golde oder Silber. **Schrot**, das Gewicht einer Münze. **Cours der Münze** ist der Werth, den sie im auswärtigen Handel hat. Abweichung von dem gehörigen Verhältnisse des Schrot und Korns, nennt man **Remedium**. Obrigkeitliche Bestimmung des Schrots und Korns der gangbaren Münzen wird **Münzfuß** genennt. Dieser bestimmt die Verhältnisse des Goldes und Silbers, den **Preis der feinen Mark**, oder der

Metalle,

Metalle, die ohne Zusaz von fremden Theilen in der Münze gebraucht werden; ferner die Legirung oder Vermischung der geringern Metalle; die Kosten der Legirung und Münzung; auch endlich die Zahl der Stücke, von einer jeden Art, die aus einer feinen und reinen Mark geprägt werden soll. In Deutschland sind die vorzüglichsten Veränderungen des Münzfusses.

1) Der Zinnische Fuß vom Jahr 1667. wo Sachsen und Brandenburg festsezten, daß die feine Mark Silber zu 10½ Thlr. oder zu 10 Thlr. 45 Kr. ausgemünzt werden sollte.

2) Der Leipziger Fuß vom Jahr 1690. auch der 18 Florenfuß genennt. Sachsen, Brandenburg und Braunschweig bestimmten, daß sie die feine Mark Silber in zwei Dritteln und ein Drittel zu 12 Thaler oder 18 Fl. ausbringen wollten. Dieser Leipziger Fuß wurde im Jahr 1738. vom deutschen Reiche zum Reichsfuß angenommen.

3) Der Preussische oder Klämische Fuß. Preussen sezte im Jahr 1700. fest, die feine Mark zu 14 Thlr. auszumünzen.

4) Der Conventionsfuß, oder 20 Floren-Fuß vom Jahr 1753. und 1754. Man nahm an, daß die feine Mark Gold zu 283 Fl. 5 Kr. 3 4/7 Pfennig und die feine Mark Silber zu 20 Fl. sollten ausgebracht werden.

5) Der 24 Fl. Fuß vom Jahre 1766. Baiern fing an die Mark feine Silber zu 24 Fl. auszumünzen, und sezte den Ducaten zu 5 Floren an.

Gegenwärtig hat Churbrandenburg auch den Leipziger Fuß beibehalten. Oestreich, Sachsen und Braunschweig-Wolfenbüttel haben den Con-

Conventions Fuß. Im Schwäbischen Kreise, so auch größtentheils im Fränkischen Kreise ist der 24 Florenfuß angenommen.

Münzen werden in fremden Landen nicht anders als nach ihrem innerlichen Gehalte beurtheilt. Das Verhältniß des Silbers zum Golde ist wie 14 oder 15 zu 1. Man hat 14 = 15 mal mehr Silber in Europa als Gold. Dieses Verhältniß ist aber veränderlich.

Der Zuschuß, den einer bei dem Vertauschen einer schlechten Münzsorte gegen eine andre von besserm Werthe entrichtet, heißt Agio. Auch Vergütung der Mühe wird bisweilen mit diesem Ausdrucke angedeutet.

Ein andrer Hauptgegenstand des Handels ist der **trassirte Wechsel.** Darunter versteht man Schuldverschreibungen, in welcher einer dem andern verspricht, die von ihm erhaltne Summe, durch einen dritten, an einem andern Orte, ihm selbst oder auch einem andern zu bezahlen. Auch bei diesen findet, so wie mit dem baaren Gelde, ein verschiedner Handlungs-Werth oder Cours statt. Je mehr Wechsel auf einen Ort gesucht werden, desto mehr Procente werden dafür bezahlt, desto höher steigt ihr **Cours.** Gemeiniglich nimmt man den niedrigen Cours der Wechsel bei einer Nation, als eine Anzeige an, daß sie mehr Waaren weggeschikt als eingeführt hat; und folglich im Handel gewonnen hat. Je höher der Wechselcours steht, desto mehr vermuthet man, daß fremde Waaren in dieses Land eingeführt werden. Der Schluß ist nicht ganz zuverlässig.

XXXI. Handlungsgesellschaften.

Bisweilen treten 2 / 3 vermögende Kaufleute mit einander in Verbindung und führen öffentlich eine gemeinschaftliche Handlung. Sie bedienen sich in diesem Falle gewöhnlich einer gemeinschaftlichen Handlungsunterschrift, die man **Firma** nennt. Hievon sind unterschieden die öffentlichen **oktroirten Handlungssocietäten.** Bei diesen machen mehrere Handelsleute, vermöge eines besondern Privilegii unter bestimmter Direktion gemeinschaftliche Geschäfte. Die landesherrliche Bestätigung einer solchen Gesellschaft in einem besondern Freiheitsbriefe, heißt ein **Octroi.** Diejenigen Scheine, die eine Handelsgesellschaft über eingelegte Capitale ausstellt, und auf welche man bei der Vertheilung Gewinn oder Verlust zu erwarten hat, heissen **Actien.** Der Antheil des Gewinns der Gesellschaft bei einer Actie heißt die **Dividende.** Je wahrscheinlicher es ist, daß die Umstände der Compagnie vortheilhafte Aussichten haben, desto höher bezahlt man sie. Im entgegengesezten Falle tragen Kaufleute kein Bedenken sie mit Verluste mehrerer Procente zu veräusern.

Diejenigen Personen, welche sich bei dem Einkaufe und Verkauffe der Waaren, (auch) Grundstücke), so auch bei Geldnegocen und Wechseln als Unterhändler brauchen lassen, heissen Mäkler oder Sensalen. **Geschworne Mäkler** lassen sich zu diesem Geschäfte mit obrigkeitlicher Bewilligung brauchen. Was der Mäkler für die Besorgung seines Geschäftes erhält, nennt man **Courtage** oder **Senserie.** Bei Geldern und Wechselbriefen wird gewöhnlich 1 von 1000 bezahlt.

XXXII. Börsen.

So heissen gewisse Häuser oder Plätze in Handelsstädten, die zum Versammlungsorte der Kaufleute, Mäkler und andrer zum Handlungswesen gehörigen Personen bestimmt sind. Hier können Handelsneuigkeiten geschwinder bekannt gemacht werden, und Handelsgeschäfte sehr bequem zu Stande kommen.

XXXIII. Credit.

Credit nennt man, wenn jemand fremde Güter so wie die Seinigen eine Zeitlang gebraucht. Zu Beförderung des Privatkredits dienen zum Theil:

1) Oeffentliche Banken. So nennt man öffentliche Cassen, aus denen jeder im nöthigen Falle gegen hinlängliche Sicherheit, Capitalien zu mässigen Zinsen als Vorschuß erhalten kann.

2) Lombards-Pfand- oder Addreshäuser sind Leihbänke im kleinen, wo auf bewegliche Güter oder Pfänder für bestimmte Zinsen Geld geliehen wird.

3) Banken öffentlicher Cassen, in denen ein jeder unter Garantie des Staats sicher sein Capital einlegen und jederzeit wiedererhalten kann. Sie sind:

1. Entweder Girobanken, Niederlags- oder Zuschreibebanken, wenn bequeme und leichte Zahlungen durch blosses Ab- und Zuschreiben in den Büchern einer solchen Bank geschehen können. Die Handlungsgeschäfte werden hierdurch ungemein abgekürzt, die Gelder sind in der sichersten Verwahrung. Indessen ist sie bloß reichen und geschäftsvollen Kaufleuten vortheilhaft.

2. Zettelbanken haben zu ihrer ersten Einrichtung einen gewissen Fond nöthig. Wenn dieser von Privatpersonen zusammengeschlossen wird, so nennt man die Scheine über die angelegten Capitalien, Bankactien. Gewinn und Verlust wird getheilt. Der Werth der Bankactien ist sehr veränderlich, nach dem man Gewinn oder Verlust vermuthet.

Der Gebrauch der Bankzettel oder Banknoten von Landesherrn vermehrt die Summe des circulirenden Geldes gar sehr. Da in der Bank auf Verlangen die Summe ohne Umstände gezahlt wird, die auf der Banknote bemerkt ist, so darf man kein Bedenken tragen, dieselben anzunehmen. Sie machen das neue Geldgeben überflüssig und lassen sich leichter als baares Geld versenden. Ohne Schaden des Credits kann die Hälfte des Capitals von allen ausgestellten Noten auf sichere Weise genüzt werden, da die von der Bank ausgegebenen Scheine nicht so leicht zu gleicher Zeit zum Bezahlen präsentirt werden. Um allen Betrug bei den Banknoten zu verhindern, so werden sie auf einem besondern feinen Papiere geschrieben, welches nur in die Bank geliefert wird.

XXXIV. Assekuranzen.

Assekuranzen oder Versicherungen sind solche Verträge, wo einer oder mehrere versprechen den Besiz oder Genuß gewisser Güter zu garantiren. Hieher gehören die Seeassekuranzen, wenn man gegen einen gewissen Gewinn verspricht, gewisse Unglüksfälle, die einem Schiffe oder den Waaren darauf, auf einer Seereise zustossen könnten, zu vergüten. Dieses geschiehet auf doppelte

Art.

Art. Entweder von reichen **Privatpersonen** oder von einer öffentlichen vom Landesherrn privilegirten Assekuranzkompagnie. Die Einrichtung solcher Gesellschaften ist wie bei den Aktiengesellschaften. Das Dokument, welches die Bedingungen einer solchen Assekuranz, nebst einer Anzeige der Waaren nach Ballen, Tonnen, Inhalt und Taxe enthält, heißt man **Polizze.** Den Gewinn, welchen der **Versicherte** (Assekurirte) dem Versicherer für die zu übernehmende Gefahr giebt, heißt man **Prämie**, welche gleich bei der Unterzeichnung der Polizze ausgezahlt wird. Je grösser die Gefahr bei einer Seereise ist, desto höher ist auch die Prämie. Im Durchschnitte nimmt man an, daß in 18 Friedensjahren nur Ein Schif von 180 Schiffen verunglükt. Bei solchen Umständen sind 2 Procente vom Werthe der Waaren eine gewöhnliche Prämie. Je gefährlicher aber die Fahrt ist, und je unsichrer eine Meeresgegend wegen der Seeräuber (besonders im Kriege) ist, desto höher steigt auch die Prämie, bisweilen 4 - 8 Procent; auch wohl auf 40-50 Procent.

Wird das Schiff selbst assekurirt, so heißt dies **die Cascoassekuranz.**

Die Gefahr, bei welcher man die Assekuranz übernimmt, sind gewöhnlich Schifbruch, Caperei Wegnehmen von Feinden. Je weniger ein Staat seine Schiffarth beschützen kann, desto höher steigen die Assekuranzen. Auf das Handlungswesen haben dergleichen Versicherungsanstalten einen sehr wohlthätigen Einfluß. Je wohlfeiler eine Handelsnation die Assekuranzen haben kann, desto blühender wird ihr Handel. Finden sich viele Assekurirer, so werden die Assekuranzen wohlfeil.

Andre Arten von Assekuranzen, sind Feuer-Assekuranzen, wobei Häuser und Mobilien wider Feuerschäden versichert werden.

XXXV. Märkte.

Markt nennt man eine gewisse Zeit, in welcher an einem Orte, mit landesherrlicher Bewilligung mehr als sonst gewöhnlich öffentlicher Handel getrieben wird. **Wochenmärkte** werden wöchentlich an bestimmten Tagen in allen Städten gehalten. **Jahrmärkte** an einem Orte jährlich, meistentheils mehr als einmal, und von fremden Kaufleuten und Fabrikanten besucht. Diese sind entweder **Krammärkte**, wo mit mancherlei Waaren, gewöhnlich im Kleinen gehandelt wird, oder **Viehmärkte**, oder **Wollmärkte**.

Eine andere Art von Hauptmärkten sind die **Messen**, auf welchen sich unter besondern Privilegien, eine grössere Anzahl von inländischen und ausländischen Kaufleuten und Käufern als auf den vorher genannten Märkten gewöhnlich einfindet. In manchen Meßorten pflegt man während der Meßzeit auf verschiedne Gesetze nicht so strenge zu halten, und dies ist die sogenannte **Meßfreiheit**.

XXXVI. Stapelgerechtigkeiten.

Diese besteht in dem besondern Rechte einer Stadt, daß alle oder nur gewisse Waaren, die durch die Stadt, oder in einem gewissen Umfange um die Stadt eingeführt werden, müssen ausgeladen und den Einwohnern einige Tage lang feil geboten werden. Eine andre Art von Stapelgerechtigkeit ist, wenn die eingebrachten Waaren nur von Fuhrleuten und Schiffern der Stadt dürfen weiter verführt werden.

XXXVII. Monopolien.

Wenn der Landesherr einem ein ausschliessendes Recht ertheilt eine Waare im Lande allein zu verfertigen oder mit derselben allein zu handeln, so nennt man dies **Monopolium.** Wenn die Waaren in diesem Falle von besserm Werthe oder wenigstens eben so gut als anderwärts, und in gleichem Preise oder noch wohlfeiler geliefert werden, so sind die Monopolien nicht nur zu billigen, sondern auch zu empfehlen.

XXXVIII. Landtransport.

Dieser wird sehr erleichtert durch gute gerade und breite **Landstrassen.** Die beßte Art den Boden zu befestigen, sind **Chausseen.** Unter diesem Ausdrucke versteht man feste erhabne Dämme, die mit Gräben und härtern Erd- und Steinarten versehn sind. Um die Ueberfarth über Flüsse zu erleichtern, werden **Brücken** und **Fähren** angelegt.

XXXIX. Schiffarth.

Wassertransport ist wohlfeiler als Landtransport. Ersterer ist doppelt:

1) Auf der ofnen See.

2) In den inländischen Gewässern.

Die Fahrzeuge, die man dabei braucht, sind von verschiedner Einrichtung, Bestimmung und Grösse. Die in ofne See auslaufen sind entweder Kriegesschiffe, oder Kauffartheischiffe.

Diejenigen Kriegsschiffe, welche den Kauffartheischiffen zur Beschützung dienen, heissen **Convoien**, auch **Conserven.** Wenn mehrere Schisse zusammenfahren, so nennt man sie eine **Flotte**, in geringerer Anzahl aber Escadre. —

Die

Die Oerter, wo Schiffe erbaut werden, heissen Schifswerfte.

Die Grösse der Schiffe schäzt man nach Lasten, einem Raume von 60 Quadratschuhen; nach Tonnen, jede zu 42 kölnischen Schuhen oder einem Gewichte von 2000 Pfund oder 20 Centnern. Last zeigt sonst das größte Schifsgewicht an, welches aber nicht allenthalben gleich ist. In einigen Gegenden rechnet man darauf an 30 Centner; an andern Orten bis auf 45 Centner.

Ausrüstung eines Schifs nennt man Takelage, und versteht darunter alles was an Masten, Tauen, Segeln, Ankern ꝛc. zum Gebrauch des Schiffes erfordert wird. Fracht nennt man nicht bloß die Ladung, sondern auch den Schifferlohn; Ladung, die Waaren, die in einem Schiffe sind. Hat der Schiffer von mehrern Kaufleuten Waaren angenommen, so heißt man diese Stükgüter. Ist das Schif völlig beladen, so sagt man von demselben, es hat volle Fracht. Hat ein Schif entweder gar keine oder nicht ganz völlige Ladung an Gütern, und ist es folglich nicht schwer genug, um seinen Lauf mit hinlänglicher Sicherheit zu nehmen, so legt man unten auf den Schifsboden Sand und Steine, und diese nennt man Ballast.

Bei der Schiffarth werden gebraucht

1. Der Rheder. So heissen diejenigen Personen, die ein Schif eigenthümlich besitzen. Wenn sich mehrere zum Bau oder zur Ausrüstung eines Schiffes verbinden, so nennt man dies Rhederei, auch Mascopei.

2. Der Schiffer, Schifspatron oder Schifshauptmann.

3. Das

3. Das Schifsvolk, besonders auch der Steuermann, welcher nach seinem Compasse und Senkblei die Farth einrichtet.

Vor der Abfarth eines Schifs, wird das Schif kalfatert d. i. in einen guten wasserfesten Zustand versezt. Ritze und Oefnungen am Schiffe werden mit Werg verstopft und mit Theer überstrichen. Nach diesem verfertigt man einen **Hauptseefrachtbrief**, den man **Conossement** oder **Polizze** nennt. In diesem wird der Name des Schiffers, des Schifs, des Orts, der ladung, des Versenders und Empfängers, so auch die Gattung der Waaren, nebst ihren Quantitäten eingetragen. Ausserdem hat man noch einen Seepaß, einen Addreßbrief (Schreiben an den Empfänger der Waaren) nebst einem **Manifeste** nöthig. Lezteres ist ein Verzeichniß von allen an Bord genommenen Waaren, welches von einem Mäkler aufgenommen und von der Obrigkeit attestirt wird.

Wenn einer oder mehrere gegen höhere als gewöhnliche Intressen einem Schiffer auf sein Schif und auf seine Fracht Geld leihen, das dieser nach glüklicher Rükkunft verspricht wieder zu geben, so nennt man dies **Bodmerei**: der darüber abgefaßte schriftliche Aufsaz heißt **Bodmereibrief**.

XL. Seehäfen.

Darunter versteht man einen Theil in der See, der mit festem lande von mehrern Seiten so eingeschlossen ist, daß Schiffe vor Anker liegen können, und gegen Sturm und andre Unglüksfälle gesichert sind. — Diejenigen Häfen, in welchen die Schiffe von ihren Waaren, keine Abgaben ent-

richten dürfen, heissen Freihäfen. Wo Klippen und Sandbänke die Einfarth in einen Hafen gefährlich machen, da läßt man zum Wahrzeichen Tonnen mit langen eisernen Ketten, die an grosse Steine im Grunde befestigt sind, auf dem Wasser schwimmen, um dem Schiffer den Weg zu bezeichnen, auf welchem er sicher in die Häfen einlaufen kann.

Wenn Sandbänke in den Meeresgegenden nur die Häfen der Schiffarth gefährlich machen, so werden geschikte und der Gegend kundige Seeleute gehalten, die mit ihren kleinen Schiffen, die einlaufenden Schiffe in die Häfen bringen. Man nennt diese, Lotsen oder Piloten.

Eine wohlthätige Einrichtung für Schiffer sind die Feuerbaken oder Leuchtthürme, auf welchen zu Nachtszeit ein helles Feuer unterhalten wird.

XLI. Admiralitätscollegien.

Admiral ist bei dem Seewesen eben so viel als bei dem Landdienste General. Das Admiralitätscollegium besteht aus einem Admiral, Viceadmiral, Contreadmiral und einigen Schifskapitains. Diese entscheiden alle Streitigkeiten, welche eine Beziehung auf das Seewesen haben, und sind ausserdem verpflichtet, die Aufnahme des Seewesens zu befördern, Seepässe auszufertigen, den Kauffartheischiffen in Kriegszeiten die erforderliche Bedeckung zu geben.

XLII. Consuls.

Handelsnationen haben in den vorzüglichsten Seestädten Consuls, die verpflichtet sind an dem Orte ihres Aufenthalts Handlung und Schiffarth ihrer Nation zu befördern und zu schützen, auch

die Streitigkeiten der Schifleute oder der Kaufleute von ihrer Nation in der Gegend ihres Aufenthalts beizulegen. Sie stehn wie die Gesandten einer fremden Macht nicht unter der Obrigkeit des Orts.

Wenn Schiffe von ihrer Nation ankommen, so müssen sich diese bei ihnen melden, die Pässe vorzeigen, ihre Ladung angeben ꝛc.

XLIII. Inländische Schiffarth.

Diese geschieht auf Flüssen und Canälen. Wo erstere fehlen, oder wenigstens nicht hinlänglich sind, ist es für den Staat sehr nüzlich, Canäle anzulegen, wiewohl mit der nöthigen Vorsicht, daß benachbarte Mühlen und Hammerwerke nicht darunter leiden. Die Niederlande, England, auch die Mark Brandenburg können zum Beweise dienen, wie viele Vortheile ein Land von seinen Canälen ziehen kann.

XLIV. Staatseinkünfte.

Zu Bestreitung der vielfachen Ausgaben, die das Oberhaupt eines Staats zur Beförderung des allgemeinen Besten machen muß, sind vornehmlich 4 Hauptquellen, aus denen die Einkünfte unter sehr verschiednen Namen und Unterabtheilungen gehoben werden. Dazu gehören:

1) Diejenigen Güter, die dem Staate oder dem Regenten unmittelbar zugehören, und **Crongüter, Kammer- Tafelgüter** oder **Domänen** genennt werden. Sie sind **Landgüter** oder **Aemter**, und können ohne Einwilligung der Stände nicht veräusert werden.

In ansehnlichen Domänen findet man gewöhnlich, a. ein **Justizamt**, zu Handhabung der Gerech-

Gerechtigkeit in den dazu gehörigen Städten, Flecken, Dörfern und Landgütern, b. ein Rechnungs- und Wirthschaftsamt. Wenn die Kammergüter verpachtet werden, so ist das lezte ganz überflüssig, und fällt gewöhnlich weg.

Domänengüter müssen mit den Patrimonialgütern nicht verwechselt werden. Diese gehören nicht dem Staate, sondern der Regent hat sie entweder durch Erbschaft, Kauf, oder auf andere Weise erlangt. Dem Regenten steht es indessen frei sie nach Gefallen seinen Domänen einzuverleiben. Leztre werden auch Chatoulgüter genennt, eine Benennung, die freilich noch ausserdem von solchen Domänen gebraucht wird, von denen die Einkünfte zu den eigenen Hausausgaben eines Landesherren angewandt werden. Diese erstern Einkünfte fliessen theils aus dem Eigentume des Landesherrn, theils aus dem, was dem Staate zugehört: die folgenden aus dem Eigenthume der Unterhanen.

2) **Regalien** oder landesherrschaftliche Rechte, die dem Staate Einkünfte geben. Dazu gehören:

a) **Zoll- Mauth- und Geleitsregalien**, vermöge deren ein Landesherr das Recht hat an den Landstraßen von den Geschirren der Reisenden, auch von Ein- und Ausfuhr der Waaren, eine gewisse Abgabe einzuheben.

b) **Postregalien**, wobei die Landesregierung gegen ein bestimmtes Frachtgeld, Waaren, Personen, Briefe von einem Orte zum andern schikt; so daß die dazu bestimmten Pferde und Wagen, zu festgesezten Zeiten immer dieselben Wege machen. Bei Extraposten erhält man an gewis-

sen Oertern (Stationen), Pferde und Wagen gegen ein höheres Postgeld.

c) **Wasserregalien**, Meere, Seen, Flüsse, die zum Staatsgebiete gehören, zu gewissen Einkünften zu nutzen, als Wasserzoll, Hafen- und Ankergeld, Kanal- und Schleusengeld, Brücken- und Fährgeld, Flößengeld, wilde Fischerei, Nutzung der Meersprodukte, Perlen, Korallen, Bernstein, Goldwäscherei.

Dazu pflegt man auch gewöhnlich das Strandrecht zu rechnen, ein grausames und höchst unbilliges Erwerbungsmittel, wo sich der Eigenthümer einer Seeküste anmaßt, von den durch erlittnen Schifbruch, oder auch von den Sachen, die man zur Rettung des Schifs über den Bord geworfen, und die an die Küste getrieben werden, einen Theil zuzueignen. Heut zu Tage ist gemeiniglich dabei die Einrichtung diese, daß $\frac{1}{3}$ von den geretteten Sachen der Staatskasse überlassen wird, $\frac{1}{3}$ dem Eigenthümer der Küste, und nicht mehr als $\frac{1}{3}$ dem eigentlichen Eigenthümer.

d) **Forstregal.** In den Waldungen, die dem Staate zugehören, Nutzung und Verkauf des gefällten Holzes, Mastung ꝛc. Aber auch in Privatforsten übt der Landesherr die gesezgebende Macht aus, verordnet den wirthschaftlichen Gebrauch derselben, Anbau neuer Gehölze nach den Bedürfnissen des Staats.

e) **Jagdregal.** Dieses begreift die Jagdgerechtigkeit und die Wildbau.

f) **Bergwerks- und Salzregal.** Der Landesherr hat das Recht Metalle und Halbmetalle, auch, wenn keine Verträge entgegen stehen, andre Mineralien, mit Ausschließung aller andern Ein-

woh-

wohner durch den Bergbau gewinnen zu lassen, oder auch Privatpersonen den Bergbau zu erlauben, und davon gewisse Abgaben zu bestimmen. Diese bestehn vornehmlich in dem Zehenden. Wenn der Bergbau in einem Lande stark getrieben wird, so macht diese Abgabe eine beträchtliche Revenüe.

Ein andrer Vortheil vom Verkaufe der Metalle ist für den Landesherrn, daß er sie gewöhnlich weit unter ihrem wahren Werthe bezahlt, so die Mark Silber gemeiniglich 9 = 11 Thlr. geringer, die Mark Goldes wohl um 30 = 50 Thlr.

g) **Münzregal.** Der Vortheil aus dem Prägen der Münzen, da (wie vorher erwähnt worden) der äuserliche Werth einer Münze, durch das Landesherrliche Gepräge, weniger als der innere Gehalt beträgt.

3) **Contribution, Steuern** ꝛc. theils von **unbeweglichen Gütern**, oder von dem Gewinne, den man davon zieht; theils von den **Personen** und **Unterthanen** selbst; im leztern Falle heißt diese Abgabe **Kopfgeld, Kopfsteuer.**

Zu eben dieser Rubrik gehören die **Gewerbe-Consumtions-** Salz- und **Tabaksteuern, Accise, Licent, Impost, Taille, Aufschlag, Nahrungsgelder, Trank-** Fleisch- **Viehsteuern, Stempelpapiere** u. dergl. m.

4) Geben in gewissen Fällen gewisse **Hoheitsrechte**, die ein Regent mit der obersten Gewalt besizt, auch verschiedne Einkünfte. So z. B. die **Lehnsherrlichkeit** eines Staats über gewisse im Lande vorhandne Lehngüter, wobei nicht nur Lehngelder und Sporteln entrichtet werden, sondern auch zuweilen, wo es hergebracht ist, die

eröfneten Lehngüter zu den Kammergütern geschlagen werden.

Auch die Besorgung der Justizfälle, wird durch Sporteln, Geldstrafen, Begnadigungen ꝛc. einträglich; so wie die Ausübung der landesherrlichen Policei bei Ertheilung von Privilegien, Titeln und Würden.

XLV. Staatsausgaben.

Von den vorhergenannten Einkünften wird ein Theil verwandt:

1) Auf die Unterhaltung des Civil- Finanz- Schul- nnd Kirchenstaats, Besoldung der Regierungs- und Justizbedienten, die Erhaltung des Kameral- Kirchen- und Schulwesens.

2) Unterhaltung des Kriegsstaats zur Beschützung und Vertheidigung eines Staats.

3) Die Kosten des Hofstaats, die Chatoul- und Privatausgaben des Regenten, nebst den an mehrern Höfen mit so vielen Kosten verbundnen Hoffesten; in republikanischen Staaten auf Reichstage ꝛc.

Dazu kommen noch vielerlei Ausgaben zur Aufnahme des Landes, Beförderung der Manufakturen, Fabriken, Handlung oder Unterstützung bei schweren Unglüksfällen; zu Gesandschaften und andern auswärtigen Staatsangelegenheiten — und endlich insonderheit Krieg. Was übrig bleibt, wird in der Schazkammer aufgehoben.

XLVI. Kriegsmacht.

Nach der neuesten Staatsverfassung erfordert sie gewöhnlich fast zwei Drittheile von allen Staatseinkünften. Man theilt sie ein in Land- und Seemacht.

Die

Die Landmacht besteht a) aus Fußvolk oder Infanterie, b) Reiterei oder Cavallerie. Leztere gewöhnlich aus Cürassiren und Dragonern, wozu auch noch in verschiednen Staaten Husaren und andre Truppen kommen.

Sowohl Cavalleristen als Infanteristen werden nach Regimentern eingetheilt, die aber nicht in allen Staaten gleich stark sind. Die Infanterieregimenter theilt man wieder in Bataillons und Compagnien. Die Cavalerieregimenter nur in Esquadrons.

Die Ausrüstung eines Infanteristen rechnet man ungefähr auf 25 Thaler; bei einem Dragoner und Husaren auf 85 - 90 Thaler; bei einem Kürassier auf 100 Thaler.

Diejenigen Häuser, worinnen die im Kriege gefährlich verwundeten alten Soldaten unterhalten werden, heißt man Invalidenhäuser.

XLVII. Seemacht.

Ganz ohne Seemacht kann keine Nation seyn, die ausgebreitete Handlung und Schiffahrt mit Sicherheit treiben will. Seemacht nennt man nemlich eine Anzahl Schiffe, die zum Angriffe oder auch zur Vertheidigung mit Kanonen und Mannschaft versehen sind. Einzeln heissen solche Schiffe, Kriegs- oder Orlogsschiffe.

Der Unterschied der Größe, so auch der Verdecke und der darauf befindlichen Kanonen, giebt den Kriegsschiffen einen verschiednen Rang, welcher aber nicht allenthalben gleich ist.

In Frankreich haben die Schiffe

Vom ersten Range 1600 bis 2200 Tonnen, 3 ganze Verdecke, 70 bis 120 Kanonen. Vom zweiten Range 1300 bis 1500 Ton. 3 ganze Verdecke,

56 bis 70 Kan. Vom dritten Range 800 bis 1200 Ton. 2 ganze Verdecke, 40 bis 50 Kan. Vom vierten Range 500 bis 700 Ton. 2 ganze Verdecke, 40 Kan. Vom fünften Range 300 bis 400 Tonnen, 2 ganze Verdecke, 18 bis 20 Kannonen.

In England ist ein sechsfacher Rang gewöhnlich.

Die Schiffe vom ersten Range haben 96 bis 100 Kan. und 700 bis 850 Mann. Vom zweiten Range 84 bis 90 Kan. u. 524 bis 640 Mann. Vom dritten Range 64 bis 80 Kan. u. 389 bis 476 M. Vom vierten Range 48 bis 80 Kan. u. 226 bis 346 Mann. Vom fünften Range 26 bis 44 Kan. und 145 bis 190 Mann. Vom sechsten Range 16 bis 24 Kan. und 50 bis 100 Mann.

Die 3 lezten Arten pflegen die Engländer nicht mehr zu den Kriegsschiffen zu rechnen.

Eine andre Eintheilung der Kriegsschiffe ist folgende:

1) In Schiffe von der Linie. Diese werden wegen ihrer Größe und guten Ausrüstung bei einem Seetreffen mit in die Linie oder Schlachtordnung gestellt. Bei diesen sind selten weniger als 50 Kanonen, meistentheils von 50 bis 100 und mehr.

2) In Fregatten, Korreten und andre leichte Schiffe. Diese haben nicht über 44 Kanonen, und bisweilen gar nur 6. Branders, sind mit allerlei brennbaren Materialien angefüllt; Galeeren, unterscheiden sich durch den niedern Bord von Kriegsschiffen, und werden sowohl mit Segeln als Rudern regiert.

In England rechnet man die Kosten eines Schiffes von 100 Kanonen auf 213318 Rthlr. von 20 Kanonen auf 22260 Rthlr.

VIII.

J. K. C. Fischers

Versuch

einer Hydrographie

von

Deutschland.

Mit einigen Zusätzen

vom Herausgeber.

Hauptflüsse in Deutschland sind die Donau, Elbe, Oder, Weser, Rhein.

I. Rheingebiete.

a. Karten.

Von Valk, von Altrenbach, und Hüpschmann in Cöln 12 Blat; von Janson, mit dem Nachstiche von Covens und Mortier in 2 Blättern, so auch die von Jaillot, von Nolin, Rouge, von Wirt, in 4 Blättern von Vischer, auch von eben demselben in 2 Blättern; von Liebeaux und Fer, auf welchen noch, ausser einigen Portraits, die Grundrisse von 30 Städten zu sehn sind; von Lisle 3 Karten vom Jahr 1704, und der Nachstich von Covens und Mortier; ferner von Baillieu; die neuern Rougischen Karten von 9 Blättern; von Ottens, von Sanson, mit dem Nachstiche von Covens und Mortier in 4 Blättern; von Senex; von Seutter in 6 Blättern; von Bowles in London und andre.

Die grosse Karte vom laufe des Rheins in 6 Blättern von T. B. Lotter, enthält den lauf des Rheins, von der Gegend oberhalb Laufenburg bis etwas in die Holländische Provinz Geldern. Den lauf der Saar, der Meurtre, der Mosel, den ganzen lauf der Maas von ihrem Ursprunge bis zur Mündung, und begreift ausser dem gröβten Theil von Champagne, Isle de France, Picardie, Artois, ganz Hennegau, Luxemburg, Süd-Holland ein Stük von Burgund, ganz Lothringen,

Namur,

Namur, Lüttich, Geldern, ein Stük von der Franchecomtu, ganz Elsas, Zweibrücken, die Wild- und Rheingräflichen Länder, die Unterpfalz, Trier, Limburg, Jülich, Cöln, Bergen, Mainz, Cleve, etwas von Münster, die schwäbischen Rheinländer, Worms, einige Hessische Gegenden, Mainz, die Nassauischen Lande, die Grafschaft Mark und ein Stük des Herzogthums Westphalen. Diese Karte ist brauchbarer als die Homannische vom Rheinstrom von 3 Blättern. Aber hingegen die Gegend des Rheins von Speyer bis Mainz, in 2 Blättern von den Homannischen Erben verdient auch unter die guten Karten gerechnet zu werden.

Noch vorzüglicher, aber freilich von geringerer Ausdehnung ist die neue Güssefeldische Karte bei den Homannischen Erben mit dem Titel: **der Rhein, die Maas, und Mosel, mit den anliegenden Ländern des Ober- Kur und Niederrheinischen**, wie auch des Burgundischen Kreises, ingleichen Elsas und Lothringen ꝛc. 1783. 1 Blat. Diese Karte enthält den Lauf des Rheins von Feldkirch unweit Appenzell bis Arnheim, und in einer Beikarte den Ursprung des Rheins nach seinen 3 Hauptquellen bis Feldkirch, ausserdem noch die Maas und Mosel von ihrem Ursprunge bis zum Ausflusse in den Rhein. Die beiden Rheinischen Kreise und ein Stük vom Westphälischen, so viel am Rheinstrome liegt, sind nebst den zu den beiden Rheinischen Kreisen gehörigen Ländern, so weit sie auf der Karte Plaz finden konnten, illuminirt. Bei einigen Reichsstädten ist das Territorium ohne Illumination gelassen, eben so auch bei den reichsritterschaftlichen Herrschaften ꝛc.

Auch in 4to ist eine Generalkarte mit 47 Specialkarten im Jahr 1703. in Ulm bei

Kühn,

Kühn, von diesem Flusse herausgekommen unter dem Titel:

Die durch Blut und Glük weitbeängstigte Kriegs-Schaubühne, d. i. accurate Vorstellung des ganzen Rheins und andrer benachbarten Ströme mit einem Vorberichte und einem Register der vornehmsten Städte in dieser Kriegskarte von Joh. Ulrich Müller, und in Amsterdam bei Schenk in 8. mit dem Titel: Le Flambeau de la Guerre, allumée au Rhin-en 36 Cartes (von Bonn bis Basel) 1735.

Vom Main haben Jacob Sandrart, Joh. Janson und andre Karten, geliefert.

Von der Mosel hat Witt, Sanson, Jaillot, Schenk, auch J. B. Homann einen Theil gegeben.

Vom Ilerstrome haben wir eine von Hutter.

Andre Karten findet man bei der Beschreibung der einzelnen Flüsse, als z. B. bei dem Antiquarius des Rheinstroms — des Mainstroms — des Nekarstroms u. a. die mehrmalen aufgelegt sind; auch bei dem allgemeinen Hydrographischen Lexikon aller Ströme und Flüsse in Ober- und Nieder-Deutschland, worinnen in alphabetischer Ordnung mehr als 1000 Haupt- und bei 2500 Zuflüsse nach ihren Namen, Ursprüngen, Lauf und Ausflusse nicht nur ausführlich und mit Fleiß beschrieben, sondern auch zugleich die nöthigsten und wichtigsten geographischen Merkwürdigkeiten von den Namen der Städte, Schlösser, Festungen, Klöster, Flecken, Dörfer, die an denselben liegen kürzlich und angenehm

nehm aufrichtichtig erzählt werden von einem Nachforscher in historischen Dingen (von J. H. Dielhelm, einem geschikten Peruquier in Frankfurt am Main, der im Jahr 1784 gestorben ist, welcher auch Verfasser von den vorhergenannten Antiquarien ist). Frankfurt am Main 1743. 8. Der Titel verspricht etwas mehr als man im Buche selbst wirklich findet. Mehrere Gewässer, die hier in unserer Hydrographie stehn, sucht man darinnen ganz vergebens. Im J. 1768 erschien eine sogenante neue Auflage. Eigentlich war aber nur ein neuer Titelbogen um das alte Buch geschlagen worden.

Beschreibung der berühmten Ströme, Mosel, Saar, Neckar und Main. Leipzig, 1690. 12. mit Kupfern.

I. Rheinstrom mit seinen Flüßen und Bächen.

Der Rhein, lat. Rhenus — entspringt in der Schweiz, im Graubündnerlande in 3 Hauptquellen.

1) Der Vorder- oder Oberrhein entspringt auf dem Crispaltenberg — Nimmt auf:

2) Den Mittelrhein.

a) Die Frodda, sie entspringt auf dem Lukmaner Berge, und fließt unterhalb dem Benediktiner-Kloster Disentis in den Vorderrhein.

b) Die Glenner bei dem Städtchen Ilanz.

Bei Reichenau vereinigt er sich mit

3) Dem Hinter-Rhein — Dieser entspringt auf dem Vogelberge. Nimmt auf:

a) Die

a) Die Theiltobelbach
b) Die Weisbach
c) Die Marsinbach
d) Die Steinbach
e) Die Moselbach
} oberhalb dem D. Hinterrhein.

f) Die Kirchalpenbach
g) Die Radariolerbach
h) Die Saltmansbach
} unterhalb dem D. Hinterrhein.

i) Die Tellenbach
k) Die Reiserbach
l) Die Praschelbach
m) Die Heinisbach
n) Die Fuchstobelbach
} um Nufenen.

o) Die Böbacher Bach
p) Die Mühlbach
} bei dem D. Plasnura.

q) Das Splügenwasser
r) Die Wüterichbach
} bei dem Fl. Splügen.

s) Die Moll entspringt am Spizbaurnberg in Graubünden, und fließt unterhalb dem D. Tusis in den Hinter-R.

t) Die Albel unterhalb Sils, vereinigt sich mit dem Vordern Rhein bei Reichenau. Unter dem Nahmen Rhein fließt in sie:

1) Die Pleßur unterhalb dem Schl. Weisberg.

2) Die Langart oder Langnart entspringt auf dem Selvoreta, und fließt bei Malans in den Rhein.

3) Die Tamina bei dem Fl. Ragaz.

4) Die Mienner bei dem Schl. Guttenberg.

5) Die Sar oberhalb dem Schl. Guttenberg.

6) Die Sunnebach
7) Die Gutrenbach
8) Die Zielbach
} unterhalb dem Schl. Werdenberg.

9) Die

9) Die Alp } in der Gegend vom
10) Die Frischbach } Schl. Mauren.
11) Die Ill. fließt zwischen Roschach und Fußach in den Bodensee, und bei der Stadt Constanz wieder heraus, eine halbe Stunde darauf wieder in den Zeller oder untern Bodensee, den er bei dem Städtchen Stein wieder verläßt. Nimmt weiter auf:

12) Die Thur, lat. Thaurus, Turus und Tura, entspringt im Toggenburgischen in der Schweiz, nimmt auf:

a) Den Nekar, entspringt bei Hemberg, und fließt bei dem Städtchen Lichtensteig in die Thur.

b) Glatt, entspringt in der Abtei St. Gallen. Nimmt auf:

Die Oberglatt bei dem D. gleiches Nahmens, und fließt unterhalb Gielsberg und Oberbüren in die Thur.

c) Die Sitter oder Zitter, lat. Sintrianus, entspringt im Canton Appenzell und im Thurgau aus 3 Quellen.

1) Die Flusa, entspringt aus dem Chronberg.

2) Die Weisbach,

3) Die Börbach,

die sich bei Sitter vereinigen. Sie nimmt auf:

a) Die Rotbach oder Rot bei dem Kloster Wohnenstein.

b) Die Urnäsch, unterhalb dem Dorfe Zweibrücken, und fließt unterhalb dem Städtchen Bischofszell in die Thur.

c) Die Kammenbach bei Amlikon.

d) Die Murg oder Murk entspringt in der Grafschaft Toggenburg. Nimmt auf:

α) Die

α) Die Lauchen,
β) Die Thun,
γ) Die Lüzelmurg, } bei dem Dorfe Mazingen.

und fließt unterhalb Langdorf und Kurzdorf in die Thur,

Diese fließt unterhalb dem Städtchen Eglisau in den Rhein.

13) Die Tös entspringt ohnweit Toggenburg in 2 Quellen, die hintere und vordere Tös — Nimmt auf:

a) Die Fischbach bei Zum-Stäg.
b) Die Steinen unterh. Breitenlandenberg.
c) Die Remr bei dem Schlos Rosberg.
d) Die Eulach, lat. Eulachia, entspringt bei Geroldsweil, und fließt unterhalb dem Schl. Wülflingen in die Tös, und fließt oberhalb dem Städtchen Eglisau in den Rhein.

14) Die Glatt, lat. Glatta, Glattum, entspringt bei dem Städtchen Grüningen — fließt durch den Greifensee — nimmt auf:

a) Die Seebach, einen Ausfluß des Katzensees bei Oberhausen.
b) Die Pflasterbach bei Niederhasle, und fließt zwischen dem Städtchen Eglisau und Kaiserstul bei dem zerstörten Schlos Rheinfelden in den Rhein.

15) Die Aar, Aaren oder Ahr, lat. Arola, entspringt auf dem Grimselberg. Nimmt auf:

a) Das Gademer Wasser, } bei dem Dorfe Weiler.
b) Die Engstelbach, }
c) Die Trift,
d) Die Wende,
e) Das Gelmer Wasser, } die von den Bergen Schrekhorn und Wetterhorn herabfließen.
f) Das Urbach Wasser, }

g) Die Glitsch, unterhalb der Brienzer See,
h) Die Kander, } beim Thuner See.
i) Die Sulg, }
k) Die Sane, bei Eich.
l) Die Emme, } unterhalb Solothurn.
m) Die Oesbach, }
n) Die Oenz bei dem Städchen Wangen.
o) Die Sue bei Lenzburg.
p) Die Aa, entspringt oberhalb Baldek in die Aar — und fließt unterhalb Kingnau bei dem Städtchen Waldshut in den Rhein.

16) Die Alb, entspringt in der österreichischen Landschaft Breisgau, und fließt zwischen Waldshut und Lauffenburg in den Rhein.

17) Die Wehr bei Sekingen.

18) Die Ergez oder Aergiz, lat. Ergezia, Ergeza und Aergitia, entspringt in 7 Quellen, die sich nach und nach vereinigen, und so bei dem Dorfe Augst in den Rhein fließen.

19) Die Frik oder Feer, entspringt im Frikthal bei Benkenhof, und fließt unterhalb dem Städtchen Sekingen in den Rhein.

20) Die Birsek, entspringt im Bisthum Basel, und fließt bei Basel in den Rhein.

21) Die Birs, lat. Birsa, entspringt im Bisthum Basel auf dem Juraberge. Nimmt auf:

a) Die Rauf bei Münster.
b) Die Sorn bei Delsberg.
c) Die Lüzel, entspringt hinter der Abtei Lüzel, und fließt oberhalb dem Städtchen Lauffen in die Birs, und fließt bei Basel in den Rhein.

22) Die Wiesen, entspringt im Brisgau. Nimmt auf:

a) Die Bregbach bei dem Dorfe Gschwend.
b) Die Wiedebach bei Uzenfeld.

c) Die

c) Die Multenbach bei Schönbuchen.
d) Die Manbach bei Manbach.
e) Die Birkenbach bei Stein, und fließt bei dem D. Kleinhämingen in den Rhein.

23) Die Mühlbach bei dem Städtchen Neuenburg.

24) Die Ischer entspringt in der Fläche des Riedgelands oberhalb dem Städtchen Markelsheim, und fließt bei dem Fl. Rheinau in den Rhein.

25) Die Elz entspringt auf dem Schwarzwalde. Nimmt auf:

a) Die Kaunselbach } bald nach ihrem Ur-
b) Die Finsterbach } sprunge.
c) Den Herzbrunnen bei dem D. Brechthal.
d) Die Reichenbach auf der Grenze des österreichischen Breisgau.
e) Die Aich, } bei dem Städtchen
f) Die Biderbach } Elzach.
g) Die Spizenbach bei Oberwinden.
h) Die Schwanenbach bei Unterwinden.
i) Die Simonswalderbach bei Bleibach, theilt sich in 2 Arme, deren rechter die Brette und der linke die Elz heißt, diese nimmt noch auf:
k) Die Treysam, entspringt auf dem Fahrenberge im Schwarzwalde in 2 Quellen, die Schweigbrunnen und Fielenbrunnen heissen. Nimmt auf:
α) Die Kreybach } im Ibental.
β) Die Diezenbach
γ) Die Buchenbach
δ) Die Idenbach
ε) Die Zartenbach oberhalb Zarten.
ζ) Die Erlenbach unterhalb Zarten.
η) Die Eschbach unterhalb Leitenweiler.

9) Die Blotten bei Balingen, und fließt unterhalb Grosriegel in die Elz, diese vereinigt sich nun wieder mit der Bretten, nimmt noch auf:

1) Die Bleich entspringt im Schwarzwalde am Gebürge und fließt unterhalb Herbolzheim in die Elz.

m) Die Ettenbach entspringt im Strasburger Gebiete, und fließt bei Cappel in die Elz, und diese zugleich in den Rhein.

26) Die Zenis entspringt in der Fläche des Riedgelands ohnweit der Festung Neubreisach — ist durch 2 Kanäle mit der Ill verbunden — und fließt unterhalb Erstein in den Rhein.

27) Die Kinzing entspringt im Schwarzwalde. — nimmt auf:

a) Die Kaltbrunnenbach bei dem Schloß Quiburg.

b) Die Schiltach oder die krumme Schiltach entspringt ohnweit dem Kloster St. Georg auf dem Schwarzwalde, nimmt auf:

α) Die Schönbrunnen } nicht weit von ihrem
β) Die Schwarzbach } Ursprung.
γ) Die Griesbach }

δ) Die Lehbach bei Lauterbach, und fließt bei dem Städtchen Schiltach in die Kinzing.

c) Die Wolfach entspringt im Fürstenthum Fürstenberg und fließt bei dem Städtchen Wolfach in die Kinzing.

d) Die Kirnbach bei dem Städtchen Hausen.

e) Die Gutach entspringt im Breisgau im Schwarzwalde — nimmt auf:

α) Die Wiesenbach bei Schönwalde.

β) Die Nusbach bei dem Städtchen Triburg.

γ) Die

γ) Die Steinbis
δ) Das Hinterwasser } unterh. dem Städtchen
ε) Die Wolfenbach } Hornberg.
ζ) Die Schwanebach

η) Die Wunenbach } im Guttacher
ϑ) Die Steinbach } Tak.

ι) Die Sulzbach unterhalb desselben, und fließt bei Wolfach in die Kinzing.

f) Die Millebach bei Haslach.

g) Die Hammersbach bei Bibrach.

h) Die Schutter entspringt in der Grafschaft Geroldsek. Nimmt auf:

α) Die Kambach bei Schuttertal.
β) Die Mittelbach bei Mittelbach.
γ) Die Selbach bei Selbach.
δ) Die Ludsenbach bei Steinbach.
ε) Die Langebach bei Reichenbach.
ζ) Die Katschbach bei Katschbach, und fließt bei Sundheim in die Kinzing, und fließt sogleich bei der Festung Kehl in den Rhein.

28) Die Ill, lat. Ellus und Hellus, entspringt in dem Schweizer- oder Burgunder-Gebürge am Fusse des Jurtengebürgs. Nimmt auf:

a) Die Musbach oberhaalb Waltighofen.

b) Die Griesbach, jener zur linken.

c) Die Hundsbach zwischen der Stadt Morant und Wallen.

d) Die Larch entspringt ohnweit dem Ursprunge der Ill am D. Oberlarch, nimmt auf:

Die Luspbach bei Strut, und fließt bei Ilfurt in die Ill.

e) Die Spesbach bei Fernningen.

f) Die Tolder oder Dolder, entspringt am Vogesischen Gebürge in dem Masmünster Thal aus

einem See, und fließt bei dem Dorfe Illzach in die Ill, fließt wieder heraus und vereinigt sich in kurzem wieder mit demselben, theilt sich in 2 Arme, von denen der eine die Mühlbach heißt, die aber unterhalb der Stadt Ensisheim weiter zusammen fließen — Nimmt ferner auf:

g) Die Thur, entspringt im St. Amarinthal in 2 Quellen, nimmt über 10 namenlose Zuflüsse auf, und fließt unterhalb Colmar in die Ill.

h) Die Weis entspringt im Vogesischen Gebürge und fließt bei Illhäusern in die Ill.

i) Die Strengbach entspringt bei dem D. Eisenrein im Vogesischen Gebürge, und fließt unterhalb dem Städtchen Gemar in die Ill.

k) Die Ekenbach } oberhalb der Stadt
l) Den Landgraben } Schletstatt.

m) Die Leber entspringt im Vogesischen Gebürge. Nimmt auf:

Die Weiler oberhalb Scherweiler, fließt unterhalb dem D. Ratsenhausen in die Ill.

n) Die Scher entspringt ohnweit Scherweiler im Vogesischen Gebürge, und fließt unterhalb Ichtersheim in die Ill.

o) Die Andlau entspringt im Wasgauischen Gebürge in 2 Quellen und fließt bei Fegersheim in die Ill.

p) Die Ergers entspringt im sogenannten Birkenwalde im Vogesischen Gebürge, nimmt auf:

Die Mangel oberhalb Bleßen, und fließt bey Gravenstaden in die Ill.

q) Die Breusch oder Brusch entspringt in Oberelsas. Nimmt auf:

α) Die Hirschbach bei Oberrotang.
β) Die Michelbach bei dem D. Schirmek.
γ) Die Wich oberhalb Mülbach.

δ) Die

δ) Die Hasel oder Haslach unterh. Surbach.
ε) Die Magel bei Dinsheim.
ζ) Die Sodbach oder Sulzbach bei der Stadt Dachstein.
η) Das Brandwasser, ein von ihr abgesonderter Arm bei Dinsheim, fließt gleich vor der Stadt Strasburg in die Ill — fließt wieder heraus, nimt noch den Rheingießen ein, und fließt bald wieder in die Ill, und dieser vereinigt sich bei der Wanzenau in den Rhein.

29) Die Sorr, Sorn oder Sora entspringt auf der lothringischen Grenze im Leininger Walde. Nimmt auf:
a) Die Bernbach bei Barr,
b) Die Griesbach bei Weisenau.
c) Die Mosbach bei Ditweiler.
d) Die Korbach bei dem Fl. Hochfelden, und fließt bei Dalhundern in den Rhein.

30) Die Motter entspringt an der lothringischen Grenze unterhalb dem Bergschloß Hinsburg. Nimmt auf:
a) Die Robach unterhalb Obermottern.
b) Die Zinzel oder Zinssel entspringt im Herzogthum Lothringen, nimmt auf:
Den Falkensteiner Bach bei Unterhofen, und fließt zu Schweighausen in die Motter.
c) Die Weinsteinerbach in eben dieser Gegend, und fließt unterhalb Drusenheim in den Rhein.

31) Die Sandbach oberhalb der Festung Fortlouis.

32) Die Kench oder Kemch entspringt auf dem Schwarzwalde in dem Strasburgischen Amte Oberkirch, und fließt bei Helmel in den Rhein.

33) Die Saur oder Sur entspringt in der Unterelsas ohnweit der unterpfälzischen Grenze, und fließt unterhalb dem Städtchen Beinheim in den Rhein.

34) Die Murg entspringt auf dem Schwarzwalde in 2 Quellen — Nimmt auf:

a) Die Dobelbach bei dem Schloß Königswart.

b) Die Schönmünz, ein Ausfluß des Mummelsees in eben dieser Gegend.

c) Die Rondelsbach bei dem alten Schloß Stadelstein.

d) Die Rauchemünz jener gegen über.

e) Die Schwarzbach bald hernach.

f) Die Olbach bei Niedenbühl.

g) Die Bielerbach bei dem Städtchen Rastadt, und fließt bei Steinmauer in den Rhein.

35) Die Selzbach oder Selz entspringt oberhalb Oberhofen im Vogesischen Gebürge, nimmt einige namenlose Bäche ein, und fließt unterhalb dem Städtchen Selz in den Rhein.

36) Die Lauter entspringt im zweibrükschen Amte Neukastel, nimmt auf:

Die Reichbach zwischen Bruchweiler und Bernbach, und fließt unterhalb dem Städtchen Lauterbach in den Rhein.

37) Die Pfetterbach oder Pfetter entspringt im Gebürge des Schwarzwaldes, und fällt oberhalb Illingen in den Rhein.

38) Die Alb entspringt im Herzogthum Würtemberg, und fließt unterhalb Knielingen in den Rhein.

39) Die Selk bei dem D. Neuburg.

40) Die Hellbach } in der Gegend von
41) Die Sederbach } Karlsruhe.

42) Die

42) Die Otterbach entspringt an der niederelsassischen Grenze, oberhalb dem Bergschl. Guttenberg, und fließt bei Aachenheim in den Rhein.

43) Die Forlach in eben dieser Gegend.

44) Die Erlenbach entspringt ohnweit der elsassischen Grenze, und fließt unterh. dem Städtchen Rheinzabern in den Rhein.

45) Die Wihrbach bei Knaudenheim.

46) Die Pfinz entspringt im Herzogthum Würtemberg, und fließt unterhalb Russenheim in den Rhein.

47) Die Queich entspringt im vogesischen Gebürge ohnweit dem Westreich, im Amte Germersheim, nimmt auf:

Die Iserbach bei Almsweiler, und fließt bei dem Städtchen Germersheim in den Rhein.

48) Die Salza entspringt im Herzogthum Würtemberg, und fließt bei der St. Philipsburg in den Rhein.

49) Die Speyrbach.

50) Die Craich oder Kraich entspringt in dem Herzogthum Würtemberg in 2 Quellen, und fließt zwischen dem D. Rheinhausen und Lusheim in den Rhein.

51) Die Angel entspringt im Kraichgau im Almanswalde, und fließt bei dem D. Ketsch in den Rhein.

52) Die Leimbach bei Walsheim.

53) Die Kehbach bei Rheinginheim.

54) Der Nekar, lat. Neccarus, bei den Alten Nicer, Nicarus und Nicerus — entspringt im Schwarzwalde zwischen den DD. Schwenningen und Hochemingen eine Meile vom Ursprunge der Donau. Nimmt auf:

a) Die Eschach bei St. Oldienberg.

b) Die

b) Die **Prim** oder **Breym** entspringt in der obern Grafschaft Hohenberg, und fließt unterhalb der Abtei Rotenmünster in den Nekar.

c) Die **Schliech** zwischen Epfendorf und Altoberndorf.

d) Die **Mühlbach** bei Fischingen.

e) Die **Glatt** entspringt im Freudenstätter Forst. Nimmt auf:

α) Die **Lauterbach** bei Lanbach.

β) Die **Heimbach** bei Leinstetten.

γ) Die **Toblerbach** bei Hopfen, und fällt bei Glatt am Nekar in den Nekar.

f) Die **Teyach** bei dem Fl. Mühlheim.

g) Die **Starzel** entspringt in der Grafschaft Hohenzollern im Killerthal, nimmt auf:

Die **Schamenbach** bei dem Kl. Stetten, fließt bei Bieringen und Schwaldorf in den Nekar.

h) Die **Kazenbach** oberhalb der Stadt Rotenburg am Nekar.

i) Die **Ammer** entspringt im Tübinger Forst, im Amte Herrenberg, und fließt bei der Stadt Tübingen in den Nekar.

k) Die **Steinaker** bei Lusenau.

l) Die **Echez** entspringt im Auracher Forst, nimmt auf:

Die **Wolfsbach** bei Bözingen, und fließt bei Kirchenstellensfurt in den Nekar.

m) Die **Erms** oder **Ermst** entspringt auf der sogenannten rauhen Alb im Auracher Forst. Nimmt auf:

α) Die **Brielbach** bei dem D. Seeburg.

β) Die **Elsach**
γ) Die **Blaichbach** } oberhalb Dottingen,

und fließt bei Denzlingen in den Nekar.

n) Die

n) Die Steinach entspringt im Kirchheimer Forst im Würtenbergischen, und fließt oberhalb dem Städtchen Nürtingen in den Nekar.

o) Die Tiefenbach in eben dieser Gegend.

p) Die Schaich gegen über.

q) Die Lauter entspringt im Kirchheimer Forst in 2 Quellen, die sich bei dem Städtchen Kirchberg vereinigen, und fließt unterhalb dem Städtchen Wendlingen in den Nekar.

r) Die Fils oder Vilz entspringt in der Grafschaft Helfenstein. Nimmt auf:

α) Die Eyb bei Altenstatt.

β) Die Saitelbach bei Kuchen.

γ) Die Barbelnbach bei Giengen.

δ) Die Lauter entspringt bei dem Würtembergischen Dorfe Degenfeld, und fließt bei Kleindiesen in die Vils.

ε) Die Krumbach bei Salach.

ζ) Die Marbach unterhalb der Stadt Göppingen.

η) Die Nassenbach bei Diegelsberg.

ϑ) Die Reichenbach oder Reichelsbach bei Reichenbach, und fließt bei Fahausen in den Nekar.

s) Die Kersch oder Körs entspringt im Stuttgarder Amte, nimmt auf:

Den Ramsbach, fließt bei dem Kloster Denkendorf, und fließt oberhalb Sirnau in den Nekar.

t) Die Nessenbach entspringt bei Kaltenhart im Würtembergischen, und fließt bei Berg in den Nekar.

u) Die Rems entspringt unterhalb Essingen im Herzogthum Würtemberg. Nimmt auf:

α) Die Lauterbach bei Hermansfeld.

β) Die Deinbach bei Hangen.

γ) Die Walkersbach bei Weitmarsweiter.

δ) Die

δ) Die Berenbach } bei Plüderhausen.
ε) Die kleine Auerbach }
ζ) Die Weislauf unterhalb Plüderhausen, und fließt bei Nekarrems in den Nekar.

v) Die Zipfelbach bei Hochberg.

w) Die **Muhr, Murr** oder **Muer** entspringt in dem Würtembergischen Dorfe Wolfmuhr. Nimmt auf:

α) Die Klengenbach bei Sauerhöfle.
β) Die Fürstenbach bei Bechensbach.
γ) Die **Trauzenbach** bei dem Städtchen Murhard.
δ) Die Harbach bei Harbach.
ε) Die Fischbach bei Sulzbach.
ζ) Die **Lauter** entspringt im Herzogthum Würtemberg in 2 Quellen.

1) Die **Sommerlauter** in der Grafschaft Löwenstein bei Stangenbach.

2) Die **Winterlauter** bei Raslach, vereinigen sich und fließen zwischen Sulzbach und Reichenberg in die Muhr.

η) Die **Weichach** bei Steinbach.
ϑ) Die **Schindelbach** bei Unterschindelberg.
ι) Die **Asbach** bei Burgstall.
κ) Die **Steinbach** oberhalb Schweisbrüken.
λ) Die **Bottwar** entspringt in der Grafschaft Löwenstein, und fließt bei dem Flecken Steinheim in die Muhr, und diese fließt unterhalb der Stadt Marbach dem D. Binningen gegen über in den Nekar.

x) Die **Ens** oder **Enz** entspringt im Altenstaiger Forst im Herzogthum Würtemberg. Nimmt auf:

α) Das **Rotwasser** bei der Pappelmüle.
β) Die **Laubach** oberhalb dem Kl. Enz.
γ) Die **Hirschbach** bei dem Kl. Enz.

δ) Die

δ) Die kleine Enz bei dem Städtchen Wildbad. Diese nimmt auf:

Die Wurzbach.

ε) Die Eych oberh. dem Städtchen Neuenburg.

ζ) Die Nagold entspringt im Herzogthum Würtenberg, im Altenstaiger Forst. Nimmt auf:

α) Die Kolbenbach bei Altenstaig. Diese nimmt auf:

a) Die Zwerchbach.

b) Die Waldach bei dem Städtchen Nagold.

c) Die Tainach bei Waldig.

d) Die Mainbach bei Reichenbach.

e) Die Witmbach bei Dillstein, und fließt bei der Stadt Pforzheim in die Enz.

η) Die Erlebach oberhalb Dürrenmünz.

ϑ) Die Kreuzbach bei Enzweyhingen.

ι) Die Glems entspringt bei Stuttgard, und fließt bei Unterriexingen in die Enz.

κ) Die Mettenbach bei dem Städtchen Bietigheim, und fließt bei dem D. Wahlen in den Nekar.

λ) Die Zaber entspringt im Stromberger Forst im Herzogthum Würtemberg, und fließt bei dem Kl. laufen in den Nekar.

μ) Die Horkheimerbach bei Horkheim.

aa) Die Schozach zwischen Klingenberg und Sundheim.

ab) Die Leberbach oberhalb Bekingen.

ac) Die Silerbach unterhalb Bekingen.

ad) Die Lein entspringt im Stromberger Forst, im Herzogthum Würtenberg, und fließt oberhalb der Reichsstadt Heilbrun in den Nekar.

ae) Die Sulm oder Sulzbach entspringt in der Grafschaft Löwenstein, und fließt bei Nekarsulm in den Nekar.

af) Die Bellingerbach unterh. dem Steinberge.

ag) Die

ag) Die Kocher, lat. Coquus, entspringt in Schwaben auf dem Gebürge des Hertfelds in zwei Quellen.

1) Die schwarze Kocher an dem Schloß Kochenburg.

2) Die rothe oder nach andern die blaue Kocher ohnweit dem Städtchen Königsbronn.

Beide vereinigen sich im Unterkocher — Der Kocher nimmt auf:

α) Die Lein entspringt im Schergdorfer Forst im Herzogthum Würtemberg. Nimmt auf:

א) Die Stahlbach bei Heidischwann.

ב) Die Rote bei Leinzell, und fließt bei dem Fl. Abtsgemünde in die Kocher.

β) Die blinde Rot oberhalb Wolstein.

γ) Die Rot bei Unterrot.

δ) Die Bieber bei Westen.

ε) Die Bieler oder Bühler bei dem Fl. Geislingen.

ζ) Die Orn bei Ornberg.

η) Die Giesbach unterhalb Kochenthurn.

ϑ) Die Bretlach so auch die Eisbach, Eigelsbach ꝛc. und fließt unterhalb dem Schlos und Flecken Kochendorf in den Nekar.

ah) Die Jagst oder Jaxt entspringt in der Grafschaft Oettingen im Ries. Nimmt auf:

α) Die Seebach oder auch Keßach bei dem Städtchen Nekmühle.

β) Die Scheflenz bei Niedergrunsheim und fließt bei dem Fl. Jaxtfeld in den Nekar.

ai) Die Elz entspringt im maynzischen Amte Amorbach, und fließt bei dem Dorfe Nekarelz in den Nekar.

ak) Die Enter entspringt in der Grafschaft Erbach. Nimmt auf:

Die

Die Sensbach bei Hebstall, und fließt unterhalb Ebersbach in den Nekar.

al) Die Elzaz oder Elsas bei dem Städtchen Nekarmünde, endlich fließt der Nekar bei Mannheim in den Rhein.

55) Die Hart ein Ausfluß der Speyrbach.

56) Die Fuchsbach, (die Frankenthalerbach) entspringt in der Grafschaft Leiningen, ohnweit dem Städtchen Hartenburg, und fließt bey Griffelstein oberhalb Worms in den Rhein.

57) Die Landbach entspringt in der Pfalz in der Gegend von Kirchheim, und fließt bei der Stadt Worms in den Rhein.

58) Die Pfriem entspringt in der Pfalz am Donnerberg, und fließt bei Neuenheim in den Rhein.

59) Die Weschniz oder Wisgoz entspringt im Odenwalde in der Pfalz. Nimmt auf:

a) Die Gunzelbach bei dem Städtchen Weinheim.

b) Den Landgraben unterh. den Kl. Lorsch, und fließt unterhalb Wattenheim in den Rhein.

60) Die Ziegelbach entspringt in der Landgrafschaft Hessendarmstadt im Odenwalde. Nimmt auf:

a) Den Sandgraben bei Wasserbiblis.

b) Die Schwarzbach bei Trebur, und fließt bei Ginzheim in den Rhein.

61) Die Darmstadt entspringt oberhalb der Stadt Darmstadt, und fließt bei Stoksstadt in den Rhein.

62) Der Main entspringt aus dem hohen Fichtelsee des Fichtelbergs in doppelten Quellen.

1) Der weisse Main fließt aus dem Fichtelsee, nimmt auf:

a) Den

a) Den weissen Mainweyer.
b) Die Weissenbach.
c) Die Schimmelbach — vermehrt mit dem Goldschlich.
d) Die Fischerbach.
e) Die Fröbersbach.
f) Den Lüzelmain oberhalb Bischofsgrün.
g) Die Oelsniz bei dem Fl. Berneck.
h) Die Cronach zwischen Kieselhof und Germiz.
i) Die Drebgast bei dem D. Drebgast.
k) Die Schorgast entspringt zu Fürstenreut, nimmt auf:

α) Die Kupferbach.

β) Die Steinach entspringt im Bisthum Bamberg. Nimmt auf:

Die Schop bei dem Städtchen Steinach, und fließt unterhalb Oberkauerndorf in die Schorgast, dieser fließt bei dem Schloß Steinhausen in den

2) rothen Main — Nimmt auf:

a) Die Steinach — Die warme Steinach entspringt auf dem Fichtelberge, nimmt auf:

Die kalte Steinach bei dem Dorfe Warmensteinach, und fließt bei Weidenberg in den rothen Main.

b) Die Mistelbach unterh. der St. Bayreuth.
c) Die Sendelbach oberhalb Heimersreuth.
d) Die Aubach entspringt in der Grafschaft Giech, und fließt unterhalb dem Schl. Plattenfeld in den rothen Main, und dieser vereinigt sich bei dem Schl. Steinhausen mit dem weissen Main.

Der vereinigte Main nimmt auf:

a) Die Weismanbach bei dem D. Altkunstadt.
b) Die Lopperbach unterhalb Mainlais.
c) Die Rotach entspr. in Thüringen, nimt auf:

α) Die

α) Die Waldrodach bei Steinwiesen.
β) Die Cronach ohnweit der Stadt Cronach — Diese nimmmt auf:

Die Haslach.

γ) Die Thettau.
δ) Die Steinach oberhalb dem Städtchen Keulen — Diese nimmt auf:

Die Fariz, fließt zwischen Burgkundstett und Lichtenfels in den Main.

d) Die Lauter entspringt im Bisthum Bamberg in 2 Quellen, und fließt bei dem Städtchen Stafelstein in den Main.

e) Die Irsche oder Iz entspringt im Sachsen-Hildburgshausischen Amte Eisfeld. Nimmt auf:

α) Die Grumbe oder Grimpe bei Schönstett.

β) Die Rotha oder Röthe unterh. Coburg.
γ) Die Fälbach bei Horet.
δ) Die Lauter.
ε) Die Rodach, entspringt im Amte Hildburgshausen — Nimmt auf:

Die Kerke bei Gemünde, und fließt bei Schenkenau in die Itsch.

Diese fließt zwischen Rattelsdorf und dem Fl. Baunach in den Main.

f) Die Paunach oder die fränkische Baunach entspringt im Walde Hasberg, und fließt bei dem Flecken Baunach in den Main.

g) Die Leutenbach oberh. dem Fl Hallstatt.
h) Die Ellern unterh. dem Fl. Hallstatt.
i) Die Redniz, Regniz oder Rezat entspringt im Marggrafthum Anspach in 2 Quellen.

1) Die obere oder schwäbische Rezat entspringt im Nordgau bei der Reichsstadt Weissenburg — Nimmt auf:

Die **Brome** entspringt im Stifte Aichstett, bei Brombach. Nimmt auf:

Die **Gansbach** bei Defeleinsmühle, und fließt bei Absberg in die obere Rezat.

Diese vereinigt sich bei Friedrichsgemünde mit

2) Der **untern** oder fränkischen Rezat — Diese entspringt im Marggrafthum Anspach. Nimmt auf:

a) Die **Anspach** bei der Stadt Anspach.

b) Die **Erbach** bei Untereschenbach.

Die vereinigte **Redniz** nimmt auf:

α) Die **Roth** entspringt in doppelten Quellen;

1) Die **obere Roth** entspringt im Pfalzneuburgischen Amte Hiltpoltstein.

2) Die **untere Roth** entspringt am Gebürge bei dem Städtchen Allersberg.

Beide vereinigen sich bei Hampherich, und fließen unterhalb dem Städtchen Roth in die Regniz.

β) Die **Aura** oder **Aurach** entspringt im Nürnbergischen Amte Lichtenau bei Petersaurach, und fließt ohnweit Kauernhoffen in die Regnitz.

γ) Die **Brumbach** bei Pfaffenhofen.

δ) Die **Finsterbach** ohnweit Odenprupbach.

ε) Die **Hebenbach** bei Rednitzhembach.

ζ) Die **Schwarzach** entspringt im Oberpfälzischen Amte Neumark, nimmt auf:

א) Die **Langetalbach** zwischen Heimburg und Sindelbach.

ב) Die **Rohrbach** bei Oberelsbach.

ג) Die **Riedbach** bei Unterelsbach, und fließt unterhalb Neuses in die Redniz.

η) Die **Schwabach** oder **Schwobach** entspringt oberhalb dem Kl. Heilsbronn, nimmt auf:

א) Die

א) Die Volkerbach } bei Unterreichen-
ב) Die Reichenbach } bach, und fließt oberhalb dem D. Kazwangen in die Redniz.

ג) Die Kreuzbach unterhalb Gerbersdorf.

ד) Die Bieber entspringt in der Marggrafschaft Anspach, bei Oberbiber — nimmt auf:

Die Mettlach bei Münchzell, und fließt unterhalb Altenberg in die Redniz.

ה) Die Pegniz, lat. Pegnesus, entspringt im Marggrafthum Culmbachbaireuth. Nimmt auf:

א) Den Treuferbrunnen bei Harnbach.
ב) Die Hirschbach bei Eschenbach.
ג) Die Kieselbach } unterh. Hohenstadt.
ד) Die Hapburger Bach }
ה) Die Leuttenbach bei dem Städtchen Herschbruk.

ו) Die Sittenbach bei Altsittenbach.

ז) Die Hammersbach oberhalb Reichelschwand.

ח) Die Schneiderbach }
ט) Die Nessenbach } unterh. Ottensoes.
י) Die Rotenbach }
כ) Die Rödenbach bei Rödenbach, und fließt bei dem Städtchen Fürth in die Regniz.

ל) Die Farrnbach zu Premenstadel.

מ) Die Zenn entspringt in der Marggrafschaft Anspach. Nimmt auf:

Die Fennbach oberhalb Siegelsdorf, und fließt unterhalb Azenhof in die Regniz.

נ) Die Gründelach entspringt im Gebiete der Reichsstadt Nürnberg, und fließt unterhalb dem Kl. Gründelach in die Regniz.

a) Die Aurach oder Aura entspringt im Marggrafthum Anspach, und fließt bei Frauenaurach oberhalb der St. Neuerlangen in die Regniz.

b) Die Schwabach entspringt im Marggrafthum Culmbach, nimmt auf:

א) Die Fiechbach unterhalb dem Kloster Weissenau.

ב) Die Ekenbach oberhalb Schönbardfürst, und fließt bei Neuerlangen in die Regniz.

a) Die Seebach bei Kleinseebach.

b) Die Wiesent entspringt im Hochstifte Bamberg, nimmt auf:

א) Die Reinach entspringt im gräflich Giechischen Amte Thurau, nimmt auf:

Die Kaisersbach bei dem Schloß und D. Reinach, und fließt bei dem Städtchen Hollfeld in die Wiesent.

ב) Die Lochau bei Stechendorf.

ג) Die Trupbach entspringt im Marggrafthum Culmbach, und fließt bei dem Schloß Blankenfels im Hochstifte Bamberg in die Wiesent.

ד) Die Aufses entspringt im Bisthum Bamberg, und fließt oberhalb Welem in die Wiesent.

ה) Die Putlach unterhalb Welem.

ו) Die Drubach bei Prezfeld, und fließt bei dem Städtchen Forchheim in die Regniz.

a) Die Aisch entspringt im Marggrafthum Anspach, nimmt auf:

א) Die Ehe oder Ee entspringt in der Grafschaft Seinsheim, und fließt zwischen Guttenstetten und Despek in die Aisch.

ב) Die Steinach entspringt im Fürstenthum Schwarzenberg, und fließt bei Ekenhofen, dem Fl. Dachsbach gegen über in die Aisch.

ג) Den Weisbach bei Kreuendorf, und fließt zwischen Sesselfahr und Pautsfeld in die Regniz.

φ) Die **reiche Ebrach** entspringt im Fürstenthum Schwarzenberg, und fließt zu Kettensdorf in die Regniz.

χ) Die **rauhe Ebrach** entspringt im Würzburgischen Amte Zabelstein — nimmt auf:

Die **Mitteleberach** oder **Kleineberach** entspringt in der Grafschaft Castell oberhalb dem Kl. Eberach, und fließt bei dem Schloß Eberach in die rauhe Eberach. Diese fließt bei Bettstatt in die Regniz.

i) Die **Aurach** oder **Urach** zu Buch, und fließt oberhalb dem Städtchen Hallstatt, bei dem Dorfe Geilstatt in den Main.

k) Die **Volkach** bei dem Städtchen Volkach.

l) Die **Schwarzach** entspringt im Bisthum Würzburg, und fließt bei dem Städtchen Schwarzach in den Main.

m) Die **Were** oder **Werbach** entspringt im Amte Ebenhausen, und fließt bei Groswerfeld, oberhalb Gemünde in den Main.

n) Die **fränkische Saale** entspringt im Gebürge des Herzogthums Coburg. Nimmt auf:

α) Die **Milz** bei Saale.

β) Die **Strey** oder **Streu** entspringt im Amte Auersberg an der Thüringischen Grenze, und fließt bei Heustreu in die Saale.

γ) Die **Brent** unterhalb Heustreu.

δ) Die **Laur** entspringt im Bisthum Würzburg, und fließt bei Niederlauter in die Saale.

ε) Die **Sinn** oder **Syn** entspringt im Bisthum Würzburg, nimmt auf:

α) Die **Ker** oder die schmale **Sinn** bei dem Städtchen Zeitlos.

β) Die Josse zu Obersinn, und fließt mit der Saale zugleich bei dem Städtchen Gemünde in den Main.

o) Die **Lohr** entspringt bei dem Schloß Lorhaupten, und fließt bei dem Städtchen Lohr in den Main.

p) Die **Tauber**, lat. Tuberus und Tubaris, entspringt in Franken an den schwäbischen Grenzen, in der Grafschaft Hohenlohe — Nimmt auf:

Die **Gollach** bei Biebern, und fließt bei der Stadt Wertheim in den Main.

q) Die **Erft** oder **Erf** entspringt im Erzstifte Mainz, und fließt bei Burgstatt in den Main.

r) Die **Müdt** entspringt im Erzstifte Mainz, und fließt unterhalb der Stadt Miltenburg bei dem Kl. Engelberg in den Main.

s) Die **Hesselbach** bei Elsenfeld.

t) Die **Mümmling** entspringt in der Grafschaft Erbach in Odenwalde. Nimmt auf:

α) Die **Marbach** zwischen Hetsbach und Ebersbach.

β) Die **Erdbach** bei Stokheim.

γ) Die **Steinbach** bei Steinbach.

δ) Die **Braubach** unterhalb Zell.

ε) Die **Königsbach** bei König.

ζ) Die **Kinzingbach** bei Niederkinzing.

η) Die **Anolzbach** unterhalb Duzenbach.

ϑ) Die **Sandbach** zu Neustadt, und fließt bei Obernburg in den Main.

u) Die **Aschaff** entspringt im Spessart im Kurmainzischen, und fließt bei der Stadt Aschaffenburg in den Main.

w) Die **Gernsprenz** entspringt im Odenwalde im pfälzischen Amte Mosbach, und fließt bei Stokstatt in den Main.

x) Die

x) Die Kaal entspringt im Spessart im mainzischen Landgerichte Cronbach, und fließt oberhalb dem Städtchen Hanau in den Main.

y) Die Kinz oder Kinzing entspringt im Amte Brandenstein. Nimmt auf:

α) Die Steinau unterhalb Niederzell.

β) Die Ullmbach bei dem Städtchen Steinau.

γ) Die Salz bei dem Städtchen Saalmünster.

δ) Die Reichenbach, Aufenau gegen über.

ε) Die Bieberbach oberhalb Wertheim, und fließt bei Kestatt oder Kesselstatt in den Main.

z) Die Braubach unterhalb Dornekheim.

aa) Die Bieberbach oder Bieber entspringt im Gerauer Ländchen, und fließt zwischen Mühlheim und Rompelheim in den Main zugleich mit der

ab) Roda, die auf den Kazenellbogischen Grenzen entspringt.

ac) Die Goldbach entspringt im Ysenburger Walde, und fließt ohnweit dem Sandhof in den M.

ad) Die Nied oder Nidda entspringt in der Darmstädtischen Grafschaft Nidda. Nimmt nebst vielen kleinen Bächen auf:

α) Die Harlos oder Harlof entspringt in der Grafschaft Solmslaubach, und fließt bei Oberflorstett in die Nied.

β) Die Wetter entspringt in der Grafschaft Solms bei Wetterfeld, und fließt bei Buchenbruk in die Nied.

γ) Die Nidder entspringt in der Grafschaft Nidda. Nimmt auf:

Die Seme oder Senne bei Lindheim.

δ) Die Erlebach entspringt im Trierischen und Dillenburgischen Amte Werheim, und fließt unterhalb dem Fl. Bilbel in die Nied.

e) Die Dornbach bei Harem.

ζ) Die Urselbach entspringt in der Wetterau, nimmt auf:

Die Schwalbach in der Gegend der Stadt Homburg, und fließt Eschersheim gegen über in die Nied, und bei der St. Höchst in den Main.

ae) Die Guldbach oder Dreusbach entspringt auf den Nassauischen Grenzen im Nassauidsteinischen. Nimmt auf:

α) Die Seelbach Epstein gegen über.

β) Die Fischbach bei Fischbach, und fließt bei Degriftel in den Main.

Dieser fließt zwischen dem D. Costheim und der Gustavsburg, Mainz gegen über in den Rhein.

63) Die Salzbach entspringt im Herzogthum Würtenberg, und fließt an der Stadt Philippsburg in den Rhein.

64) Die Selz entspringt in der Unterpfalz bei Offenheim, nimmt verschiedne Bäche auf, und fließt bei Weinsheim in den Rhein.

65) Die Nahe, Nohe oder Nau, latein. Nava, entspringt im Herzogthum Lothringen im Wasgauischen Gebürge. Nimmt auf:

a) Die Dambach bei dem Schl. Werdenstein.

b) Die Rohrbach entspringt bei Berschweiler, und fließt oberhalb Oberstetten in die Nahe.

c) Die Hambach entspringt im Birkenfeldischen bei dem Städtchen zum heil. Busch, und fließt bei Schmizberg in die Nahe.

d) Die Ider entspringt auf den Trierischen Grenzen, und fließt bei dem Städtchen Oberstein in die Nahe.

e) Die Asbach entspringt in der Grafschaft Sponheim bei dem D. Schauren, und fließt bei Fichbach in die Nahe.

f) Die

f) Die Bieber entspringt auf dem Hundsrük bei dem D. Schwarzen, nimmt einige große Bäche auf, und fließt zwischen dem Schl. Kirnburg und der Stadt Kirn in die Nahe.

g) Die Simmer entspringt auf dem Hundsrük im Trierischen Amte Oberwesel, nimmt viele kleine Bäche auf, und fließt oberhalb dem Städtchen Wartelstein in die Nahe.

h) Die Glan entspringt in Pfalz am Rhein aus dem Scheidenburger Weyher bei dem Städtchen landstul und Homburg, nimmt auf:

α) Die Ombach bei Esbach.

β) Die Mohrbach oberhalb dem Dorfe Munikweiler.

γ) Die Pfeffelbach zwischen Ramesbach und Altglann.

δ) Die Lauter entspringt im Amte Neustadt in der Gegend der Stadt Kaiserslautern in der Unterpfalz. Nimmt auf:

א) Die Otterbach bei Otterbach.

ב) Die Selz bei Niederselzbach, und fließt bei dem Städtchen Lauterek in die Glan, und diese fließt bei Disibodenberg in die Nahe.

i) Die Muschelbach entspringt in der Pfalz am Rhein, oberhalb dem Städtchen Rokenhausen, und fließt bei Rheingrafenstein in die Nahe.

k) Die Grävenbach entspringt im Sponheimischen — Nimmt auf:

Die Ellerbach, und fließt bei dem Schlos Cauzenberg in die Nahe.

l) Die Güllbach oder Goldebach entspr. bei dem Städtchen Argenthal, nimmt einige kleine Bäche auf, und fließt bei dem Flecken Brezenheim in die Nahe.

m) Die Alsens entspringt in der Pfalz bei Rodenkirchen, nimmt viele Bäche auf, und fließt bei dem Städtchen Genzingen in die Nahe.

n) Die Appel, fließt bei dem Städtchen Bingen in den Rhein.

66) Die Gladebach, auch Wisper und Breisch genannt, entspringt im Mainzischen bei dem D. Gladenbach, nimmt einige Bäche auf, und fließt bei dem Kl. und Fl. lorich in den Rhein.

67) Die **Lahn**, **Lohn** oder **Löhn**, latein. Logana, Lanus und Loyna, entspringt in dem Westerwalde, an den Grenzen der Grafschaft Wittgenstein und des Fürstenthums Nassau-Siegen. Nimmt auf:

a) Die Banfe bei Niederlas.

b) Die Velschaft zwischen Gottingen und dem Fl. Wehre.

c) Die Marbach bei Marburg, die Kleebach.

d) Die Aufbach bei Weinbach.

e) Die Zwesserau bei Bildhausen.

f) Die Salzbutte, so nach der Vereinigung der Salz, Salzroth genannt, zu Udenhausen.

g) Die Lombde oder **Lomde** entspringt im Darmstädtischen Amte Gronberg am Fusse des Vogelbergs, und fällt oberhalb der Stadt Gießen in die Lahn.

h) Die Wießek entspringt im Amte Gronberg, und fließt unterhalb Gießen in die Lahn.

i) Die Bieber entspringt im Fürstenthum Nassauweilburg, und fließt in eben dieser Gegend in die Lahn.

k) Die Dill entspringt auf dem Westerwalde, aus dem Rothaar, nimmt auf:

α) Die

α) Die Raspe zu Rodenbach.
β) Die Häger oberhalb der St Häger.
γ) Die Ambach unterhalb der Stadt Häger.
δ) Die Diezhölze bei der Stadt Dillenburg.
ε) Die Nanzenbach — von der andern Seite.
ζ) Die Schelde bei Niederscheld.
η) Die Aar bei Burg.
ϑ) Die Amdorf unterhalb Burg.
ι) Die Reehbach bei der Stadt Herborn.
κ) Die Ried zwischen den Dörfern Sinn und Fleisbach.

λ) Die Lemp entspringt bei der Stadt Hohensolms, und fließt bei Eringshausen in die Dill, und bei der Stadt Wezlar in die Lahn.

1) Die Weze entspringt in der Wetterau bei dem Dorfe Espe, und fließt bei der Stadt Wezlar in die Lahn.

m) Die Solms entspringt im Hessendarmstädtischen, und fließt bei Oberndorf in die Lahn.

n) Die Iser, auf einigen Karten die Müttbach, entspringt in der Grafschaft Nassau-Weilburg, und fließt dem Dorfe Leun gegen über in die Lahn.

o) Die Ulm entspringt im Beilsteiner Walde, und fließt bei dem Städtchen Weilburg in die Lahn.

p) Die Weil entspringt in der Wetterau in mehrern Quellen, nimmt viele Bäche auf, und fließt oberhalb Limburg in die Lahn.

q) Die Wurst, nach der Vereinigung der Emsbach und Wurstbach, fließt bei Wernbach in die Lahn.

r) Die Elbe oder nach einigen Landkarten Else und Elz, entspringt im Trierischen Amte Montabour — Nimmt auf:

Die

Die Lasterbach entspringt in der nassauischen Grafschaft Beilstein, und fließt zwischen Uselbach und Huychelum in die Elbe.

Diese fließt oberhalb der St. Diez in die Lahn.

s) Die Aar oder Ard entspringt in der landgrafschaft Hessen-Rheinfels — nimmt auf:

Die Münzbach bei Langenschwalbach, ausserdem noch einige Bäche, und fließt unterhalb der Stadt Diez in die Lahn, so auch die Erl.

t) Die Durstbach oder Dreustbach entspr. im Hessenrheinfeldischen, und fließt bei dem Kloster Arnstein in die Lahn.

u) Die Auerbach entspringt im Trierischen bei Rodenbach, nimmt verschiedene Bäche auf, und fließt oberhalb Nassau in die Lahn.

v) Die Dreuselbach entspringt in der Grafschaft Kazenellenbogen bei der Stadt Hohenstein.

w) Die Mühlbach entspringt bei Weltret. Nimmt auf:

Die Meilingerbach bei Olsberg, und fließt unterhalb Nassau in die Lahn.

Diese fließt endlich zwischen Ober- und Niederlohnstein in den Rhein.

68) Die Mosel, lat. Mosella, entspringt auf dem vogesischen Gebürge an den burgundischen Grenzen — tritt — nachdem sie 12 Flüsse mit ihren Zuflüssen eingenommen hat — oberhalb der Stadt Trier zwischen Igel und Conzarbrüken in Deutschland ein — nimmt von hier auf:

a) Die Saar, lat. Sara oder Saravus, entspringt auf dem vogesischen Hochgebürge. Die Fürst, in mehreren Quellen — nimmt auf:

α) Die rothe Saar zwischen Hermelingen und Immelingen.

β) Die

β) Die Rehbach unterhalb dem Schlos Smaralben.

γ) Die Hembach unterhalb dem Kloster Herbizheim.

δ) Die Blies entspringt im Herzogthum Lothringen. Nimmt auf:

א) Die Oferbach bei Wibelskirchen.

ב) Die Erbach entspringt in der Unterpfalz auf dem Wasgauischen Gebürge bei Landsberg, nimmt auf:

aa) Die kleine Erbach bei Delfeld.

ab) Die Auerbach bei Niederauerbach.

ac) Die Schwolbe entspringt in der Grafschaft Bitsch, nimmt auf:

αα) Die Hornbach bei dem Städtchen Hornbach.

ββ) Die Pikalt zwischen Rinchweiler und Ixen, und fließt unterhalb der Stadt Zweibrüken in die Erbach.

Diese fließt bei Inweiler in die Blies, und diese bei dem Städtchen Saargemünde in die Saar.

ε) Die Luter.

ζ) Die Brims — bei Dilingen — Diese nimmt auf:

Die Toley.

η) Die Nied entspringt in doppelten Quellen:

1) Die Deutsche,

2) Die Französische oder Welsche Nied.

Die sich unterhalb dem Fl. Coude vereinigen, und bei der Comthurei Bekingen in die Saar fließen, und bei dem Fl. Conz in die Mosel.

b) Die Rover, Rouver oder Rober entspringt im Amte Trier, und fließt bei Rouver in die Mosel.

c) Die

e) Die Kyll entspringt im Herzogthum Luxemburg, aus dem Hogheveen — nimmt viele Bäche auf, und fließt bei Pfalzel in die Mosel.

d) Die Landbach entspringt oberhalb Beuren im Amte Budelich, und fließt bei Wasserau in die Mosel.

e) Die Salm entspringt oberhalb der Stadt Salm, nimmt auf:

Die Keil oder Keyel unterhalb Merswei-ler — und noch mehrere Bäche, und fließt bei Oberclausserad in die Mosel.

f) Die Traen oder Dren entspringt in der Unterpfalz auf dem Hundsrük, und fließt bei der Stadt Neumagert in die Mosel.

g) Die Mühtbach entspringt bei Gunzerodt, und fließt zwischen Werdert und Müllen in die Mosel.

h) Die Leser, lat. Lesura, entspringt im Amte Daulne in 2 Quellen, die sich bei Bienhaus vereinigen, und fließt bei Marin und Lieser in die Mosel.

i) Die Trarbach entspringt auf den Spon-heimisch-Trierischen Grenzen, und fließt bei der Stadt Trarbach in die Mosel.

k) Die Alfe entspringt im Kurfürstenthum Trier, westwärts dem Dorfe Diffenbach, und ostwärts dem Städtchen Obermanderscheidt, und geht in Verbindung mit

der Ils oder Isbach, die im Amt Daulen bei Tradenbach entspringt, bei Alfen in die Mosel.

l) Die Ellerbach entspringt im Amte Ulmen, und fließt bei Eller oder Ediger in die Mosel.

m) Eschbach entspringt bei der Stadt Kaiseresch, und fließt bei Clotten in die Mosel.

n) Die

n) Die **Flaun**, **Fleim** oder **Vleim** entspringt in dem Amte Trier bei Leiderik, und fließt in Vereinigung mit

der **Deim**, die bei Zeithausen entspringt, bei dem Städtchen Treis in die Mosel.

o) Die **Werbach** entspringt im Amte Kaiserlesch, und fließt bei Windhausen in die Mosel.

p) Die **Elz** entspringt in der Grafschaft Winneburg, zwischen Kuderich und Ursfeld, nimmt viele Bäche auf, und fließt bei dem Fl. Kern in die Mosel.

q) Die **Bey**, auch **Borgenbach** entspringt auf dem Hundsrük bei Holnich, oberhalb Bey, nimmt viele Bäche auf, und fließt zwischen Borgen und Room in die Mosel.

r) Die **Eer** entspringt im Amte Boppardt bei dem Dorfe Eer, und fließt dem Schlos Sternberg gegen über in die Mosel.

s) Die **Naedt** entspringt im Meyenfeldischen bei Pillich, und fließt in Verbindung mit

der **Keistenbach** bei Gondorf in die Mosel, und diese fließt bei der Stadt Koblenz in den Rhein.

69) Die **Sain** oder **Seyn** entspringt auf dem Westerwalde bei Dreifeld, und fließt bei dem Städtchen Zoll-Engers in den Rhein.

70) Die **Nette** entspringt in der Eifel, in der Grafschaft Virnenburg bei Müllenbach und Bruk, und fließt in Verbindung mit einem andern Nettearm, der im Amte Kapenich, entspringt oberhalb der Stadt Andernach in den Rhein.

71) Die **Wied** oder **Wittbach** entspringt im Kölnischen bei Hastenbach, und fließt bei dem Dorfe Erlich, der Nette gegen über, in den Rhein.

72) Die Aar oder Ahr entspringt in der Eifel im Erzstift Trier. Nimmt auf:

a) Die

a) Die Katt oder Kazbach — Diese entspringt in der Grafschaft Geroldstein oberhalb Allendorf, und fließt bei Angersdorf in die Aar.

b) Die Armuth entspringt bei Schuld oberhalb der Stadt Aremberg.

c) Die Traes bei Kaltkeif.

d) Die Widenbach bei dem Fl. Brugge.

e) Die Karbach oder Korbach unterhalb dem Städtchen Altenahr, und fließt bei dem Städtchen Zinsich, linz gegen über in den Rhein.

73. Die Sieg entspringt auf dem Westerwalde — Nimmt auf:

a) Die Unzenbach bei der Stadt Siegen.

b) Die Seelbach bei Neuenseelbach.

c) Die Werpe bei Werpe.

d) Die Wessen bei Wiesen oder Wessen.

e) Die Nieder oder Niesler unterh. Wiesen.

f) Die Fisenbach oder Bruyl entspringt im Amte Windek, nimmt ein:

Die Wald oder Wildbruyl, und fließt bei Broel, Blankenburg gegen über, in den Rhein.

g) Die Plees oder Plaes bei Mülendorf.

h) Die Aker oder Agger entspringt in Westphalen im Amte Waldenburg — nimmt auf:

α) Die Auker entspringt bei Ekenhagen, und fließt bei Krommel in die Akker.

β) Die Gommersbach bei Wolmershausen.

γ) Die Odispel oder Enespe bei Raderadt.

δ) Die Leppe bei Halenbach.

ε) Die Sulle oder Sulz entspringt in der Grafschaft Mark, und fließt zwischen Altenrade und Stolz in die Aker, und bei Sieglar in die Sieg, und diese bei Berchen in den Rhein.

74) Die Bach oder Bachen bei der Reichsstadt Köln.

75) Die

75) Die Stronderbach bei dem Städtchen Mühlheim.

76) Die Wipper oder Wupper entspringt in der Grafschaft Mark bei Gerwershagen. Nimmt auf:

a) Die Roensel oberhalb der Stadt Wipperfurt.

b) Die Hirspe oder Korspe unterhalb dem Flecken Hökeswagen.

c) Die Zwelm bei Ridderhausen.

d) Die Disselbach bei der Stadt Elberfeld.

e) Die Maspach der Stadt Solingen gegen über.

f) Die Eschbach bei Terberg.

g) Die Borgseife oder Dorgseffe bei Schirfenbroich.

h) Die Molenbach bei Upladen.

i) Die Duma bei Burg, und fließt bei Rheindorf in den Rhein.

77) Die Rüdbach (entspringt im Amte Solingen bei Burgel — zugleich mit

78) Der Ordenbach.

79) Die Erf, Erft oder Erp entspringt in der Grafschaft Blankenheim auf der Eifel, nimmt auf:

a) Die kleine Eifel bei dem Städtchen Münstereifel.

b) Die Zoybach bei Hessenich.

c) Die Bleinesbach bei Belheim.

d) Die Zülch oberhalb Herk.

e) Die Naffel (entspringt auf der Eifel) bei Larsfeld in der Grafschaft Kerpen.

f) Die Bilbach (entspringt im Amte Bergen) bei Lanken.

g) Die Norp bei Norp, und fließt bei der Stadt Nuys in den Rhein.

80) Die Düßel entspringt im Amte Elberfeld — nimmt auf:

Die Roesbach bei Werden, und fließt bei der Stadt Düsseldorf in den Rhein.

81) Die Schwarzbach oberhalb der Festung Kaiserswerth.

82) Die Anger entspringt im Amte Medmann, und fließt bei Angerort in den Rhein.

83) Die Roer, Ruhr oder Rhur, entspringt in der Kölnischen Herrschaft Winterberg — nimmt auf:

a) Die Neger im Assinghausser Grund.

b) Die Girsch zu Olsberen.

c) Die Schorbek zu Bigge.

d) Die Elpe bei Westwig.

e) Die Valme (entspringt im Amte Fredeburg) bei Ostwig.

f) Die Henne oder Wenne entspringt in der Herrschaft Fredeburg, nimmt auf:

α) Die Rarbach bei Heerhagen.

β) Die Heggebach unterhalb Helner, und fließt bei dem Flecken Meschede in die Ruhr.

g) Die

g) Die Gebeke bei heil. Hevel.

h) Die Rohr bei dem Fl. Huislern.

i) Die Mön oder Moen entspringt in der Kölnischen Herrschaft Brilon. Nimmt auf:

α) Die Glingen bei dem Städtchen Ruthen oder Rhuden.

β) Die Weester bei dem Städtchen Beelike.

γ) Die Heffe bei Neuhaus, diese nimmt auf:

Die Schmalena, und fließt bei dem Städtchen Nehem in die Ruhr.

k) Die Ruhm oder Rahm bei Worme.

l) Die Hohn oder Höme entspringt in der Herrschaft Balve — unter dem Nahmen der Brakenau — fließt unterhalb dem Dorfe Binel auf eine Meile unter der Erde — Nimmt hernach auf:

α) Die Bever bei Lendnighausen.

β) Die Ose bei Remberg — Diese nimmt

Die Desel bei Wemmeren, und fließt bei dem Städtchen Menden in die Ruhr.

m) Die Oesel bei Langenscheidt.

n) Die Baren entspringt im Amte Balve, und fließt dem Städtchen Schwiert gegen über in die Ruhr.

o) Die Lenne oder Lenn entspringt in der Herrschaft Fredeburg, eigentlich in Oberkirchen. Nimmt auf:

α) Die Glor bei Salhausen.

β) Die Hondem bei Altenhondem.

γ) Die Elspe Grevenbrük gegen über.

δ) Die Feisched, jener gegen über zur Linken.

ε) Die Bigge entspringt in der Herrschaft Waldenburg in Westphalen, nimmt auf:

א) Die Brunn oder Brunnenbach bei Brun.

ב) Die Wendbach bei Gerlinghausen.

ג) Die Clausen oder Cleismenbach bei dem Städtchen Olpe.

ד) Die Gippe bei Rokwinkel. Diese nimmt auf:

Die Sengor bei dem Städtchen Drolshagen.

ה) Die Neger bei Herwald.

ו) Die Lister bei Maywurmshammer.

ז) Die Irne bei dem Kl. Ewig.

ח) Die Tonne bei dem Städtchen Altendorn.

ט) Die Lue bei dem Fl. Bigge, und fließt zwischen Heggen und Finenrop in die Lenne.

י) Die Fretter bei Renkhausen.

כ) Die Oister bei dem Städtchen Plettenberg. — Diese nimmt auf:

א) Die Elfa und

ב) Grane.

ל) Die Hohn bei Auendorf.

מ) Die Wolme entspringt an den westphälischen Grenzen. Nimmt auf:

a) Die

α) Die **Culmbach** bei Althagen.

β) Die **Milsbach** entspringt bei Alaunberg bei Nierenhof, und fließt zwischen Nierenhof und Nedetharf in die Ruhr.

q) Die **Dael** (entspringt in der Herrschaft Hardenberg) unterhalb der Stadt Steyl.

r) Die **Wollsbach** unterhalb der Stadt Werden, und fließt endlich bei der Stadt Roerort in den Rhein.

84) Die **Imster** oder **Emster** auch Imscher entspringt in der Grafschaft Mark — Nimt nebst andern Zuflüssen auf:

a) Die **Boyne** oder **Boge** bei Knippenburg.

b) Die **Bilach** bei Beek, und fließt bei dem Kl. Hamborn in den Rhein.

85) Die **Elne**, **Elpe** oder **Elbe** entspringt bei Osterfeld) der Stadt Orsoy gegen über.

86) Die **Moeurs**, oder nach andern die **Aue**, jener gegen über.

87) Die **Lüb** unterhalb Rheinberg.

88) Die **Munne** oder **Muna** (entspringt bei Berkhausen) bei Rhynum.

89) Die **Lippe**, lat. Lupia und Luppia, entspringt am Fusse des deutschen Burger-Waldes bei dem Städtchen Lipspring. Nimmt auf:

a) Die **Pader**, die von Paderborn herkommt.

b) **Alme** (Alma) entspringt in der Kölnischen Herrschaft Brilon, nimmt auf:

α) Die Nette.

β) Die Hardelbek.

γ) Die Atte unterhalb dem Städtchen Büren, und fließt unterhalb Steinhaus in die Lippe.

c) Die Glenne, sonst Hasenbek, bei Brunnichhausen.

d) Die Aest, sonst Asse, entspringt im Gebiete der Stadt Soest, und fließt vor der Stadt Ham in die Lippe.

e) Die Siseke — entspringt in 3 Quellen — bei der Stadt

f) Die Stever, entspringt im Amte Horstmar, nimmt viele große Bäche auf, und fließt bei der Stadt Haltern in die Lippe, und fließt bei der Stadt Wesel, Burik gegen über in den Rhein.

90) Die Men unterhalb Griet.

91) Die Spö bei dem Städtchen Griethausen.

Nun theilt sich der Rhein bei seinem Eintritte in die vereinigten Niederlande in 2 Arme — Der eine behält diesen Namen, der linke und große heist Waal oder Wahel (De Wael) Nach diesem theilt er sich auf vielfache Weise in mehrere Arme und Kanäle, so daß er sich am Ende seines Laufs bei Katerkopzen in den Dünen verliert ohne die Nordsee zu berühren.

(Die Fortsetzung bei einer andern Gelegenheit.)

IX.

Beschreibung

der östreichischen

Hauptstadt Wien.

XI.

Wien, lat Vienna, auch Vindobona; bei den den Osmanen Betsch, im polnischen Wieden genannt, eine Festung, die Hauptstadt der östreichischen Monarchie, die erste Stadt im Erzherzogthum Oestreich, unter der Ens, und zwar im Viertel unter dem Wiener Walde [a]); die Residenz des

a) Anmerkung. Das Land unter der Ens besteht aus 4 Vierteln oder Kreisen, von denen 2 auf der Südseite der Donau, und 2 auf der Nordseite dieses Flusses liegen. Auf der Südseite der Donau sind: 1) das Viertel unter dem Wiener Walde (ostwärts vom Wiener Walde.) 2) Das Viertel ob dem Wiener Walde (westwärts von demselben). Auf der Nordseite der Donau sind: Das Viertel unter dem Manhartsberge. 4) Das Viertel ob dem Manhartsberge. Diese Viertel werden noch in verschiedner Beziehung in kleinere Theile abgetheilt.

In Rüksicht auf die Handgräfliche (Consumtionsaccise) Verfassung besteht:

I.) Das Viertel unter dem Wiener Walde aus: dem Neukircher, Trautmanstorfer und Badner Distrikte.

II.) Das Viertel ob dem Wiener Walde aus: dem Ybser und St. Pöltner Distrikte.

III.) Das Viertel ob dem Manhartsberge aus dem: Zwetler, Waidhofer und Rötzer Distrikte.

IV.) Das Viertel unter dem Manhartsberge aus dem: Mistelbacher, Marchegger und Hollabrunner Distrikte.

In Rüksicht auf die Niederöstreichische Forst- oder Waldverfassung sind folgende Bezirke: der Purkersdorfer, der Weissenbacher, der Allander, der Kl. Neuburger, der Hütteldorfer, der Neustädter Waldbezirk.

jezt regierenden Kaisers, die größte Stadt in Deutschland, und eine der reichsten in Europa; der Siz der höchsten Landeskollegien des Erzherzogthums Oestreichs, auch vieler Aemter und Kanzleien; ferner eines Erzbischofs, und eines erzbischöflichen Konsistoriums, auch eines Konsistoriums der evangelisch-lutherischen Confession, einer katholischen Universität, einer ökonomisch-patriotischen Gesellschaft, mit mehreren ansehnlichen Schulen, und anderen merkwürdigen Anstalten.

Von Aachen ist diese Stadt 128½ Postmeilen entfernt; von Amsterdam 140; von Berlin 79; von Breslau 49; von Cleve 132; von Dresden 59; von Leipzig 72; von London 200; von Paris 220; von St. Petersburg 284; von Rom 170; von Triest 60 Postmeilen u. s. w.

1. Lage.

Die mathematische Länge ist 34°, 2′; die Breite 48°, 12′, 16″.

Die Höhe über dem mittelländischen Meere berechnet man auf 726 Fus (S. Beschreibung der Barometer und Thermometer, auch anderer zur Meterеologie gehörigen Instrumente. Frf. und Leipz. 1776. 8.)

Sie liegt in einer sehr angenehmen Gegend, welche durch Anhöhen, Bäche, Wälder, Getreidefelder, Gärten, Dörfer und Lustschlösser sehr vermannigfaltigt wird. Gegen Norden gränzt sie an das Viertel unter dem Manhartsberge, wo die Donau die Gränze macht; gegen Osten ist die Marxerlinie; gegen Süden die Maxelsdorfer Linie, und weiterhin der Wienerberg, ein weit ausgedehnter Hügel, der sich gegen die Donau allmählig strekt,

gegen

gegen Westen ist die Herrenalser Linie, und das Kahlen Gebürge, dessen Fus durchaus mit Weingärten bepflanzt, und mit zalreichen Dörfern und Landhäusern besezt ist. Gegen Nordwest die Nußdorfer Linie. Von Norden bis Osten ist Wien mit Waldungen umschlossen. Die südwestliche Gegend bis nach Nordwest ist mit Gebürgen umgeben. Die Gegend von Osten nach Süden hat die größte und weiteste Fläche. Nordwärts breitet sich die Donau in 4 großen Armen über eine halbe Meile weit aus, und bildet verschiedne anmuthige mit Holzungen bedekte Inseln. Ein Donauarm nimmt bei der Vorstadt **Unter-Weisgärbern**, den kleinen Bach Wien auf, und zwischen der Vorstadt **Rossau** und dem Althanischen Grunde den Bach Als oder **Alser**, ausser diesen die **Ottokringer Bäche.**

2. Umfang und Flächeninhalt.

Nach **Fuhrmann** soll der Umfang auf den Basteien 5889 Schritte betragen, jeder Schritt zu 2 Schuh gerechnet.

Weisker bestimmt den Umfang um die Palisaden 3966 geometrische Schritte.

Der **Verfasser** der **Beschreibung von Wien** (1779. 8.) 2124 Klaftern, jede zu sechs Fuß.

Nach **Nicolai** im III. Band s. Reise S. 59 beträgt der Umfang der Wälle von Wien auf der Polygonlinie 13882 Fuß, oder 1156 Schritt Ruthen; folglich etwas über eine halbe deutsche Meile.

Der **Umfang** der **Linien** um die Vorstadt von der Donau an bis an die Ueberbleisel der Linie beim Augarten, um den Augarten herum, und von da, bis nach den übrigen Linien diesseits der Donau; Edberg gegen über, so daß doch ein beträchtlicher

Theil

Theil vom Prater dazu gerechnet ist,) beträgt ungefär 60396 Fuß, oder 5033 rheinländische Ruthen, oder 2 $\frac{3}{4}$ deutsche Meilen. Nach dieser Berechnung macht der Umfang von Wien etwa 487 rheinländische Ruthen, oder etwa über $\frac{1}{10}$ mehr als der Umfang von Berlin. Indessen rechnet Hr. von Luca doch den ganzen Umfang auf 4 deutsche Meilen mit Inbegrif des Tabors, des Praters und des Stadtgutes.

Auch Weisker nimmt 16560 geometrische Schritte an, folglich über vier gemeine deutsche Meilen.

Der Flächeninhalt beträgt ungefähr 5, 315851 Quadratklaftern, oder 1328964 Quadratfus Wiener Maas, d. i. $\frac{1}{4}$ mehr als bei Berlin. Wien hat innerhalb seines Umfangs viele und große ganz unbebaute Plätze, welche über 441000 Quadratruthen wienerisch Maas betragen. Innerhalb der Linien sind noch 10 Ackerfelder, welche mit Getreide besäet werden. Auch die Vorstädte sind ausser der Leopoldstadt, welche nur durch einen Donauarm von der Stadt Wien getrennt wird, 600 Schritte von der Stadt entfernt. Daraus entsteht ein freier Plaz, von dem auf allen Hauptwegen von den Thoren aus, Chausseen geführt sind, die durch Querchausseen mit einander verbunden sind. Seit 1782 sind rund um die Stadt Alleen angelegt.

3. Befestigung, Linien, Thore.

Die eigentliche Stadt hat einen starken gemauerten Wall, ist mit 12 Basteien und 11 Ravelinen oder Wallschildern eingeschlossen. Die Stadt hat acht Thore nebst einer Pforte. Das Stubenthor, Kärnthnerthor, das Burgthor,

Schot-

Schottenthor, Neuethor, der Oberfall nebst der Pforte Fischerthürel, der Unterfall, das Theresienthor. Eigentlich sind indessen nur sechs Hauptausgänge, wenn man den Ober- und Unterfall nebst dem Theresenthore zum rothen Thurme rechnet, da man durch diesen zu jenen gelangt.

Die Vorstädte sind seit 1704 mit Linien umgeben, die aus einem im Zigzag gehenden Walle und Graben bestehn, nachher mit Baksteinen gefuttert, und bis zum Jahr 1730 in den jetzigen Stand gebracht worden sind. Sie haben 9 Thore: das Marxerthor, Favoritenthor, Wienerberger-Hundsthurmer- Mariahülfe- Lerchenfelder- Herrnalser- Waringer- Nußdorferthor. Der nordliche Theil der Vorstädte, welcher aus der Leopoldstadt und der sogenannten Jägerzeile besteht, ist mit einem Donauarm umschlossen, und mit keiner Linie verwahrt.

4. Theile und Vorstädte.

Die Stadt wird in vier Viertel eingetheilt: 1) Das Stubenviertel, 2) das Kärntnerviertel, oder richtiger das Körnerviertel, von dem ehemaligen Kornmarkte, der sich an diesem Körnerthore befand, 3) das Wiedmer- 4) das Schottenviertel. Jedes von diesen Vierteln hat wieder 2 Abtheilungen: dem Alten und Jungen Viertel, und nach dieser Abtheilung besteht die Bürgerstadt aus 8 Compagnien.

Hierzu kommen noch die Vorstädte, nebst den dazu gehörigen Dörfern, Stadtgütern, Freigründen und herrschaftlichen Landgütern. Nach Weiskers Beschreibung von Wien sind 8 eigentliche Vorstädte, 10 Stadtgüter, 14 herrschaftliche Gründe, zusammen folglich 32, welche man,

sämmt-

sämmtlich als wirkliche Vorstädte ansehn kann, da sie keine besondre Abtheilungen, Mauern, noch sonst äuserliche Unterscheidungszeichen haben. Nach der Ponty sind 30, nach der Luca (in s. Staatsanzeigen VI Heft S. 406.) 35. die von Norden gegen Osten, Süden und Westen folgendermaßen liegen: 1) Leopoldstadt, 2) Jägerzeil, wird von einigen noch zur großen Leopoldstadt gerechnet. 3) Weißgerber, 4) Erdbeer oder Erdberg, 5) Landstraße, zu welcher auch manche die Vorstädte Rennweg und Ungergasse rechnen. 6) Rennweg, 7) Wieden, 8) Hungelbrun, 9) Lorenzengrund, 10) Mazelsdorf, 11) Siebenbrünnerwiesen, 12) Hundsthurm, 13) Reinbrechdorf, 14) Nikolsdorf, 15) Margarethen, 16) Grund an der Wien, 17) Magdalenengrund, 18) Gumpendorf, 19) Windmühl, 20) Leimgrube, 21) Mariahilf, 22) Oberneustift, 23) Neubau, 24) Spittelberg, 25) Platzloder Schotten unter Gut, 26) Altlerchenfeld, 27) Strozischer Grund, 28) Josephstadt, 29) Alser und Waringergasse, 30) Himmelportgrund, auch Spörkbühel genannt, 31) Thury, 32) Lichtenthal oder Karlstadt, 33) Althanischer Grund, von einigen neuern zu Lichtenthal gerechnet. 34) Roßau, 35) Oberwörd. s. im folgenden Häuser, Einwohner.

Unter diesen ist die Leopoldstadt die größte. Sie liegt auf der Nordseite von Wien, auf einer Art von Insel, welche durch 2 Donauarme gebildet wird, von denen der eine das Fahnenstangenwasser heißt. Bis aufs J. 1699 hies sie Judenstadt, und war von Juden bewohnt, die aber auf Verlangen der ersten Gemahlin des Kaisers Leopolds, Margaretha Theresia ausziehen mußten.

Ge-

Gegen Süden ist die Vorstadt vermittelst einer hölzernen, sogenannten Schlagbrücke vor 5 Jahren mit der Stadt verbunden. Diese Brücke ist breit und hat wie alle Brücken um Wien, auf beiden Seiten Wege für die Fusgänger, durch Geländer abgesondert; auch der breite Fahrweg ist durch ein Geländer in 2 Theile getheilt, von denen der eine zur Herausfahrt, der andre zur Hineinfahrt dient.

Die Vorstädte **Wieden, Mariahilf, Gumpendorf** sind vorzüglich schön. Aber einige sind sehr enge an einander gebaut, und stark bewohnt, z. B. **St. Ulrich, Thury**, der **Strozzische Grund.** Andre sind geräumiger und mit Pallästen, schönen Häusern und breiten Straßen zierlich gebaut. In einigen stehn die Häuser einzeln, z. B. auf der Landstraße in der Ungergasse. Manche sind mit weitläuftigen Küchengärten und Ackerlande unterbrochen. So ein ziemlicher Theil der Leopoldstadt, unter den Weisgerbern, Erdberg, Matzleinsdorf, die Roßau. Noch sind innerhalb der Linien 10 Ackerfelder, wie schon vorher erwähnt worden.

Seit dem Jahr 1782 wird die Stadt nebst der Vorstadt in 39 Pfarren oder Kirchspiele eingetheilt, und zwar

a) Die Stadt in folgende 9: **St. Stephan, St. Hieronymus, St. Augustin, zum heil. Kreuz**, in der k. k. Burg, **St. Michael, Zu Unser lieben Frauen, Am Hof, St. Peter, St. Maria Rotunda.**

b) Die Vorstadt in folgende 20: **St. Leopold** und **St. Theresia** in der Leopoldstadt; Filial unter den Weisgerbern; **St. Peter und Paul**, zu Erdbeer; die Waisenhauskirche am Rennwege; **St. Boromäus** und Kirche der heiligen Schuzengel auf der Wieden; **St. Florian**, zu

Ma-

Matzelsdorf; St. Margaretha; St. Aegidien zu Gumpendorf; Mariahilf; St. Joseph auf der Leimgrube; St. Ulrich unterm Gut, Neubau; St. Ulrich unterm Gut; Sieben Zufluchten im alten Lerchenfeld; Mariatreu in der Josephstadt; Heil. Dreieinigkeit in der Alsergasse; Vierzehn Nothhelfer im Lichtenthale; Mariä Verkündigung in der Roßau; s. Grimms Plan von Wien.

5. Häuser.

Nach einem Verzeichnis vom J. 1783 waren in der Stadt Wien 1310 Häuser, und in den Vorstädten 4068, folglich zusammen 5378 Häuser.

Im J. 1784 zählt man in den Vorstädten schon 4145, und zwar nach de Luca

In der Alser und	Waringergasse	176	Häuser.
—	Erdbeer	300	—
—	Gumpendorf	177	—
—	Himmelportgrund	67	—
—	Hundsthurm	91	—
—	Hungersbrun	10	—
—	Jägerzeil	25	—
—	Josephsstadt	146	—
—	Landstraße	217	—
—	Leimgrube	112	—
—	Lerchenfeld	182	—
—	Leopoldstadt	449	—
—	Lichtenthal	203	—
—	Lorenzengrund	2	—
—	Magdalenengrund	36	—
—	Margarethen	110	—
—	Mariahilf	139	—
—	Matzelsdorf	91	—

In

In der Vorst.	Neubau	159	—
—	Nikolsdorf	48	—
—	Oberneustift	193	—
—	Plazel	106	—
—	Reinbrechtsdorf	19	—
—	Rennweg	49	—
—	Siebenbrünnerwiese	5	—
—	Spitelberg	138	—
—	StrotzischenGrund	56	—
—	Thury	80	—
—	Weisgerber	82	—
—	Wieden	351	—
—	An der Wien	85	—
—	In der Windmühl	45	—
—	Oberwörd	4	—

Von 1766-1780 ist die Anzal der Häuser um 951 vermehrt worden, ohne diejenigen zu rechnen, welche um einige Stokwerke höher gebaut worden sind. Hinterhäuser sind in den vorher angeführten Zahlen in keiner Nummer begriffen.

Die Häuser in der Stadt selbst sind gröstentheils von Bruchsteinen, zum Theil auch von Ziegelsteinen erbaut. Die gewöhnliche Höhe ist 4 Stokwerke, das untere Stokwerk mit gerechnet. Man findet aber auch viele Häuser von 5 - 6 Stokwerken; einige noch höher. Manche in der Stadt sowohl als in einigen Vorstädten haben einen Werth von 300000 Gulden, und sind von so weitläuftigem Umfange, besonders in manchen Vorstädten, daß ihre Höfe ganze Gassen vorstellen. Fast in allen findet man steinerne Treppen. In der Stadt und in den Vorstädten sind die Häuser mit einer an dieselben angeschriebenen Nummer bezeichnet; und noch haben ausser dem die meisten bürgerlichen Häuser ein besonderes Zeichen.

In den bürgerlichen Häusern gehörte sonst das dritte Stokwerk dem Kaiser, so daß er einen jeden nach Gefallen darinnen einquartieren konnte. Im Jahr 1781 wurde in einer kaiserlichen Verordnung bekannt gemacht, daß in der Folge eine gewisse Summe, ein für allemal, oder auch eine jährliche Abgabe für die eigne Nutzung dieses Stokwerks gegeben werden könnte. Seit diesem haben nur wenige das Nationalquartier noch beibehalten.

6. Einwohner.

Im J. 1783. belief sich die Anzahl aller Einwohner der Stadt und Vorstädte auf 254231 Seelen. (S. v. Lukas Staatsanzeigen IV. Heft, S. 332.) Eine sehr beträchtliche Bevölkerung, da auf solche Weise fast 46 Einwohner auf ein Haus kommen; eine Anzahl, welche man von keiner Stadt in Europa rechnen kann. In Berlin zählt man nur 22 Einwohner auf ein Haus. In Paris nicht mehr als einige dreißig.

Nach Nikolais Reise III. Band sollen nur höchstens 206000 Einwohner seyn. Nach von Lukas Angabe waren in der Stadt 9175 Familien mit 52053 Seelen, in den Vorstädten 36753 Familien mit 156959 Seelen, doch die Geistlichkeit, das Militär, Protestanten, Juden, auch Fremde nicht mitgerechnet, welche im genannten Jahre 45219 Seelen ausmachten.

Der Sekular- und Regularklerus betrug 2139 Personen. Von diesen lebten noch im Jahr 1783 in Mönchs- und Nonnenklöstern 1104 Seelen. Einige sind zwar seit diesem ausgestorben, wofür aber einige Kleriker zugekommen sind, die aus andern Orten hier studieren. Die Fremden

nebst

nebst den nicht unirten Griechen, Juden, Protestanten, machen eine Anzahl von 30550. Lutheraner zält man auf 2500 Personen; Reformirte 500; Juden ungefähr 518. Der Adel in Wien belief sich im Jahr 1783 auf mehr als 2685 Seelen; der größte Theil des anwesenden Adels steht in Hof- und Staatsdiensten. Landesfürstliche Beamte sind in Wien gegen 4000.

Die Garnison solte im J. 1784 bestehn:

Aus 1 Kürassierregiment zu 6 Eskadrons, jede mit 180 Köpfen, macht 1080 Köpfe.

Aus 2 Bataillons Grenadiers, jedes zu sechs Compagnien; die Comp. zu 100 Köpfe, macht 1200 K.

Aus 6 Bataillon Füselier, jedes zu 6 Comp. jede Comp. 100 K.

Aus 1 Regiment Artillerie zu 12 Comp. die Comp. zu 200 K. macht 2400.

Aus dem Husarenkorps zu 8 Eskadronen, jede zu 60 Köpfen, macht 480 K.

Summa 10560.

Die deutsche, ungarische und polnische Nobelgarde, nebst der Wienergarde besteht aus 327 Köpfen; der Invalidenstab hält 835.

Zum Militärstabe gehört noch das Personal des Feld- und Artilleriezeugamts, des Generaldirektoriums, des Ingenieurskorps und Fortifikationswesens, Oberzeugamts, Artilleriefeldzeugamts, Invalidenamts, Oberschifamts, Militärpflegamts, der Feldkriegskanzlei, des Feldkriegskommissariatamts und Generalauditoriatamts.

Unter den Wiener Fremden sind vornemlich auch die auswärtigen Gesandten, Minister, Residenten, Agenten ꝛc. bemerkenswerth, die sich hier sehr zahlreich aufhalten. Sonst findet man hier

ausser vielen Ungern und Siebenbürgern, auch viele Schweizer, Italiäner, Illyrier, Griechen, Raszier, Wallachen, Bulgarier, Armenier, Türken, Polen, Russen ꝛc.

Consumirt wurden im J. 1783: 40029 Ochsen; 1110 Kühe; 1660 Kälber; 35400 junge Hammel; 169612 Lämmer; 142 große Schweine; ohne 29103 mittlere, und 17680 ordinaire; 33725 Frischlinge; 7104 große Spanferkel, 9802 kleine. An Hülsenfrüchten 40526 3/8 Metzen; Weitzen und Rocken, 119613 Metzen; 88002 Metzen Gerste; 531081 Metz. Haber; 723990 5/8 Metzen Mund- und Semmelmehl; 194711 M. Pohlmehl; 972518 1/2 Metze Rokkenmehl; 19658 1/8 Metze Grieß; 297133 1/2 Klaftern Holz; 482250 1/2 Eimer inländischer Wein; 11793 3/4 Eimer ausländischer und ungarischer Wein; 447574 3/4 Eimer Bier.

7. Kurze Uebersicht der Stadt und Vorstadt.

a) Stadt.

1) Das Stubenviertel enthält die Universitätsgebäude nebst den dazu gehörigen Bibliotheken, das Generalseminarium, Oberhofpostamt, das Mauthamt, die Kirchen St. Ignatii und St. Franc. Xaverii, Maria Rotunda, der heil. Barbara, St. Lorenz, nebst Klöstern, St. Ruprecht, der allerheil. Dreifaltigkeit.

2) Das Körnerviertel begreift den Bischofshof, das Bankoamt, das Oberartilleriezeugamt, das deutsche Ordenshaus, Münzhaus, herzoglich savoische Damenstift und Versazamt; die Metropolitankirche, St. Stephan, die Kirche der heil. Magdalena, die Residenz der Piaristen, die St.

Ja-

Jakobskirche, Elisabeth, St. Nikolai, Hieronymus, St. Agnes; zur Himmelsport; heil. Johannis, heil. Anna, nebst verschiednen Klöstern.

3) Das **Wiedmerviertel** begreift den Neumarkt, die Hofburg, Hofbibliothek, das bürgerliche Zeughaus, die Hofkanzlei, das Nationaltheater, Stadttheater, Mehlgrube, die protestantischen Bethäuser, die Kirche **St. Michaelis**, **St. Dorothea**, des heil. Augustin, Heil. Klara; Maria Königin der Engel, **St. Peter**, St. Maria Königin der Engel, beim ehemaligen Profeßhaus der Jesuiten, des heil. Cajetans, nebst verschiednen Klöstern.

4) Das **Schottenviertel**, die Reichskanzlei, die hungarische Hofkanzlei, das Laudhaus, die Staatskanzlei, das k. k. Arsenal, die Artilleriekaserne, die heil. Kreuzkirche, die heil. Katharinenkirche, die Kirche zu Unsrer Frau, St. Josephs, St. Salvator, Unsrer Frau am Gestade, nebst verschiednen Klöstern.

b) Vorstädte.

Nach alphabetischer Ordnung zur Erleichterung des Nachsuchens:

1) **Alser und Wäringergasse** westwärts vor dem Schottenthore an den Grenzen der Rossau und des Himmelportgrundes. Weisker macht daraus 2 Vorstädte. Hier ist das große Armenhaus; ein Invalidenhaus, eine Infanteriekaserne, das spanische und Dreifaltigkeitsspital.

2) **Der Althanische Grund** im Lichtenthal und in der Rossau, ein kleiner Grund, der Stadt Wien gehörig, s. **Lichtenthal.**

3) **Erdbeer oder Erdberg**, (wozu auch die St. Pauli Höhe, Herinner Gemeine und das

Dörfel gerechnet werden,) der Stadt Wien gehörig. Sie stöst an die Vorstadt Weisgerbern und Landstraße.

4) **Gumpendorf** gränzt an die Vorstädte Mariahülf und Oberneustift, und hat mehrere Besitzer, wo die Pfarrkirche St. Aegidius.

5) **Himmelportgrund**, auch **Spörkbühel** genannt, nordwestlich an den Linien, hinter der Wäringergasse, Thury und dem Lichtenthal, gehört dem St. Agneskloster zum Himmelport in Wien.

6) **Hundsthurm**, südlich, zwischen Reinbrechtsdorf, Matzelsdorf und dem Flüschen Wien, ein Eigenthum eines Herrn von Stögners.

7) **Hungelbrunn** oder **Hungerbrunn**, jenseits der Wieden bis an die Linie, und gehört einem Herrn von Zorn.

8) **Jägerzeile**, vormals auch **Venediger Aue** genannt, nordostlich, besteht aus einer einzigen Straße, die Weisker noch zur Leopoldstadt rechnet. Sie gehört einem Herrn von Zorn.

9) **Josephsstadt**, ein der Stadt gehöriger Grund, zwischen der Alsergasse, dem alten Lerchenfelde und dem Plazel. Hier ist die Pfarrkirche Maria Treu.

Karlstadt, s. Lichtenthal.

10) **Landstraße**, vor dem Stubenthore. Gewöhnlich wird die Ungargasse, auch bisweilen der Rennweg dazu gerechnet. Sie gehört dem Magistrate. S. Rennweg. Hier ist das Belvedere, der kaiserliche botanische Garten, das Parhammersche Waisenhaus.

11) **Leimgrube**, längst dem Bache Wien, in der Nachbarschaft des Spitalbergs, Windmühlgrunds, Mariahilf und Magdalenengrundes. Sie gehört zum Burgfrieden der Stadt.

Die

Die savoiische Ritterakademie, die St. Josephskirche mit Klöstern.

12) Das alte Lerchenfeld, hinter dem Strozischen Grunde, gehöret der Stadt Wien. S. Strozischer Grund.

13) Leopoldstadt, nordwärts; s. oben Vorstädte; wo eine Kaserne, das barmherzige Brüderkloster, die beiden oben angeführten Pfarrkirchen, nebst verschiednen Klöstern; der Prater, der Augarten.

14) Lichtenthal oder Karlstadt. Lichtenthal heist sie von dem Fürsten Hans Adam von Lichtenstein, der diesen Plaz ankaufte; Karlstadt von dem Kaiser Karl VI. unter dessen Regierung der gröβte Theil des Anbaues geschah. Sie liegt hinter dem Himmelportgrunde und dem Thury. Weisker begreift darunter auch den Althanischen Grund. Hier ist die Pfarrkirche zu den Vierzehn Nothhelfern.

15) Lorenzengrund bei Hungelbrunn und Mazelsdorf.

16) Magdalenengrund, auch das Rahzenstadtel oder Raizenstädtel genannt, der Stadt Wien gehörig, zwischen Gumpendorf und dem Wienflusse, gegen Süden ist die Windmühl und der Grund an der Wien.

17) St. Margareten, in der Nachbarschaft von Mazelsdorf und Wieden, dem Wiener Magistrate gehörig; wo die Pfarrkirche St. Margareten.

18) Mariahilf, sonst auch im Schif genannt, weil die Donauschiffer in einem hier befindlichen Gasthofe zum Schiffe einzukehren pflegen. Diese Vorstadt wird von der Leimgrube, vom Magdalenengrund, Gumpendorf, Neubau und dem Plazel

eingeschlossen, und gehört dem Domkapitel zu St. Stephan. Hier ist die Kirche gleiches Namens.

19) **Mazelsdorf** oder **Mazleinsdorf**, der Stadt Wien gehörig, südwärts von der Wieden, in der Nachbarschaft von Margarethengrund. S. Siebenbrünnerwiesen.

20) **Neubau** oder Neustift St. Ulrich, s. **Plazel.**

21) **Nikolsdorf**, der Stadt Wien gehörig, bei Hungelbrunn, Mazelsdorf und St. Margarethen, wo die Nikolaikirche, mit Kloster, und die Kirche Mariahilf.

22. 23) **Oberneustift** (St. Ulrich oberm Gut) und das **Plazel** (der Neudeggerhof, auch St. Ulrich und Schotten unterm Gut). Diese nebst dem Neubau, werden bisweilen auch St. Ulrichsstadt genennt; dennoch aber in 3 Theile getheilt: in den **untern**, **mittlern** und **obern** St. Ulrichsgrund. Der erste liegt zwischen der Josephsstadt und dem Spitalberge, und macht eine besondre Gemeine aus. Der zweite und mittlere Grund wird von dem obern und untern Grunde eingeschlossen; und heist Plazel, Neudeggerhof oder im Teiche. Der lezte oder obere Grund heist die ganze Strecke von Neudeggerhofe an bis gegen die Linien, und wird nach Weisker in 6 Gründe eingetheilt; den Schottenhof, den Neubau, das Neustift, die Wendelstadt, Penzigergasse, und das obere Neustift. Hier sind die Pfarrkirche St. Ulrich, der Pallast der adelichen ungarischen Garde.

24) **Reinbergsdorf** auch **Reinbrechtsdorf** (bei Weiskern: **Kämbergsdorf**) ein kleiner Freigrund bei den Vorstädten Hundsthurm und Nikolsdorf; dem Bürgerspitale in Wien gehörig.

25) **Rennweg**, s. Landstraße.

26) Ros-

26) **Rossau** auf der Ostseite des Alserbachs, ein Grund der Stadt Wien gehörig. S. Oberwörd n. 35. Hier ist die K. K. Porcellainfabrike, die Kirche Mariä Verkündigung.

27) **Siebenbrünnerwiesen** bei Nikolsdorf, wird von einigen auch zu Mazelsdorf gerechnet.

Spörkbühel, s. Himmelportgrund.

28) **Spitalberg**, ein Freigrund, vor dem Burgthore, zwischen dem Leimthore und Plazel, dem Wiener Bürgerspitale gehörig. Hier ist der kaiserliche Marstall.

29) **Strozischer Grund**, zwischen dem Plazel und dem alten Lerchenfelde, heist auch der **Valenzische Grund**. Weisker begreift ihn unter dem alten Lerchenfelde.

30) **Thury**, zwischen der Wäringergasse, dem Himmelportgrunde, Lichtenthal und Rossau; dem St. Dorotheenstifte in Wien gehörig.

Ungargasse, s. Landstraße.

Wäringergasse, s. Alsergasse.

32) **Weisgerber**, oder gewöhnlicher **Untern Weisgerbern**, von Wien aus jenseits der Wien, ostwärts; der Stadt Wien gehörig. Hier ist die Kirche St. Petri und Paul.

32) **Wieden** oder **Wiedem**, zwischen der Wien, dem Rennwege, Mazelsdorf, St. Margarete und Nikolsdorf, zum Burgfrieden der Stadt gehörig. Hier ist die Borromäuskirche, das Theresianum.

33) **An der Wien**, zwischen der Leimgrube und dem Bache Wien; der Stadt Wien gehörig.

34) **Windmühl** oder **St. Theobaldsgrund**, zwischen der Leimgrube und Mariahilf, der Stadt Wien gehörig, wo ein Karmeliterkloster.

35) Oberwörd, die Gegend von der Schanzel und vom Fischerthore bis zur Holzstatt, vormals ein Dorf; welche auch einige zur Vorstadt Rossau rechnen. Sie besteht aus 4 Häusern.

8. Oeffentliche Plätze.

In der Stadt sind 14 kleine und 8 große öffentliche Plätze, unter denen der Hof, der Graben, der Hohemarkt und der Neumarkt die vornehmsten sind.

Der Hof oder der große Jesuiterplaz, der größte und schönste Plaz in Wien, macht ein längliches Fünfek aus, und hat eine Länge von 71 wienerischen Klaftern oder 426 Fus, und eine Breite von 51 Klaftern oder 306 Fus.

Hier ist eine von Erz gegoßne Säule zu Ehren der unbeflekten Empfängnis Mariä. Im J. 1647 wurde sie vom Kaiser Ferdinand III. von Holz errichtet. Kaiser Leopold ließ sie im Jahr 1667 insofern abändern, daß man die neue Bildsäule von Metall ausarbeitete, und auf ein marmornes Fusgestell sezte. Die eigentliche metalne Säule hält 24 Schuh in der Höhe und wiegt 84 Centner. Auf dieser steht das Bildniß der Jungfrau Maria, ebenfalls von Metall, am Gewichte 29 Centner schwer, mit einem Drachen unter den Füßen, der 10 Centner wiegt. An den vier Ecken der marmornen Grundlage stehn vier Engel von Metall, (sehr schlecht ausgearbeitet) geharnischt mit einer Pikelhaube auf dem Haupte, einem Schilde am linken Arme, und in der rechten Hand mit einem Schwerdte, mit welchem sie Drachen und andre dergleichen Thiere zerhauen. Das Gewichte dieser verschiedenen Figuren beträgt 72 Centner. Noch sind 1000

Pfund

Pfund Metall zu den Buchstaben und den Inschriften an den vier Seiten gebraucht worden. Folglich beträgt das ganze Gewicht des Metalles an 205 Centner. Dieses Denkmal soll 22233 Floren gekostet haben. An beiden Seiten stehn 2 im J. 1732 errichtete Springbrunnen. Auf jedem ist eine Bildsäule von Lorenz Matthielli.

Von diesen und einigen andern Wiener Denkmälern ist im J. 1782 eine eigne Beschreibung heraus gekommen, unter folgendem Titel: Monumenta religionis Augustae seu Colossi, Dei et Divorum honoribus Caesarum Austriacorum pietate Viennae erecti. (Pat. Ant. Hoeller.) Vindob. 8. 1733.

Nächst dem Hofe ist der Graben der schönste Plaz in Wien. Dieser, so wie der benachbarte Kohlmarkt, ist im Sommer eine gewöhnliche Abendpromenade. Seine vornehmste Zierde ist der sogenannte Freisingerhof (jezt das Tratnersche Haus), das größte und prächtigste Privatgebäude in Wien. Es ist 6 Stokwerk hoch, hat 2 geräumige Höfe, 119 große und kleine Läden und Buden.

Auf diesem Plaze steht die sogenannte Dreifaltigkeitssäule, eine 66 Fus hohe Pyramide von weissem Salzburger Untersperger Marmor, im J. 1679, auf Veranlassung eines Gelübdes des Kaisers Leopold errichtet. An der Hauptseite sieht man den K. Leopold, unter ihm die Religion in Gestalt einer Weibsperson mit einem Kreuze in der Hand, und die Pest unter dem Bilde einer häslichen abgelebten Person. Auf dem Fusgestelle erhebt sich eine dreiseitige Pyramide, an welcher eine Menge Wolken von Stein hängen, die wie Pauken aussehn. Auf diesen Wolken stehen und sitzen 9 große Figuren von

Engeln mit mächtigen Flügeln, mit lauten, Spießen, Fackeln in den Händen, theils gekrönt, theils ungekrönt. Noch wälzen sich auf diesen Wolken allerhand unausgewachsne Engelchen mit Flügelchen. Zwischen den Wolken stecken hin und wieder Köpfchen mit ganz kleinen Flügelchen. Oben auf der Pyramide sieht man die heilige Dreifaltigkeit: Gott den Vater sitzend als einen alten Mann im langen Gewande, und mit einem großen Kreuze in der rechten Hand, darüber der heilige Geist als eine Taube in einem großen Glanze von Stralen. Die 3 Personen der Gottheit und die Wolken, auf denen sie sitzen, sind vergoldet. — Die Hauptanordnung des ganzen Werks ist von dem italiänischen Baumeister **Oktav Burnaccini**. Die Ausführung der Figuren von **Paul** und **Dominikus Fischer** und **Matth. Rauchmüller**, welcher leztre die Wolken soll ausgearbeitet haben. Die Kosten des ganzen Denkmals sollen 66645 Fl. 59 Kr. 3 $\frac{1}{2}$ Pf. betragen haben.

An beiden Seiten sind in einiger Entfernung 2 Springbrunnen, mit einer Statue auf jedem, von **Matthielli**.

Der **hohe Markt**, ein großer Plaz in der Gegend, wo alle 4 Stadtviertel zusammenstoßen.

Auch auf diesem Plaze steht eine Denksäule. Bei Gelegenheit der Abreise des damaligen römischen Königs **Josephs I.** zur Belagerung von Landau, gelobte Kaiser Leopold, dem heiligen Joseph, als Schuzpatron des östreichischen Hauses, eine marmorne Säule zu errichten, wenn der römische König gesund zurükkommen würde. Dieses geschah. Leopold starb aber vor der Ausführung dieses Gelübdes. Kaiser Joseph I. ließ im

Jahr

Jahr 1706 unterdessen ein hölzernes Modell setzen, bis das gegenwärtige von Kaiser Karl VI. (vom J. 1729 bis 1733) von Marmor und Erz aufgeführet wurde. Dieses stellt den heiligen Joseph und die Jungfrau Maria vor, welche einander die Hände reichen. Zwischen diesen steht, eine Stufe höher, ein jüdischer Hoherpriester, die rechte Hand zum Segen emporhebend. Um diese 3 marmorne Figuren sind 4 korinthische Säulen, jede mit ihrem ganzen Gebälke. Auf diesen ist eine Art von kleinem Dome oder Baldachine, mit Laubwerke, Blumen und Palmzweigen geziert. Darüber sieht man Engelsköpfchen, und Muscheln. Ueber diesen schwebt der heilige Geist in Gestalt einer Taube mit Stralen umgeben, die sonst stark vergoldet waren. Vor jeder Säule steht ein großer Engel in Lebensgröße aus kararischen Marmor mit großen Flügeln, jeder mit einem Blumenstengel in der Hand. Unter denselben sind vier Vasen, von vergoldetem Metalle mit Basreliefs und eingelegtem grünen Glase verziert. Die sieben marmornen Figuren sind von Joh. Anton Corradini, einem venetianischen Bildhauer.

Auf dem neuen Markte, sonst auch Mehlmarkte, auch Kapuzinerplaze genannt, einem großen, länglichten Plaze, steht ein großes Brunnenbecken, in dessen Mitte die Klugheit in Gestalt einer Weibsperson, mit ihren Attributen aus Bleikomposition, auf einem Fusgestelle sizt. Um diese sind vier Kinder, die in ihren Händen wasserausprizende Fische halten. Die Bildsäule ist von G. R. Donner.

Die unterirdischen Gewölbe bei diesem Markte sind sehenswürdig. Ein großer Theil desselben ist mit Gewölbern untergraben.

Andre Pläze sind: Der Schweinemarkt, der alte und neue Kienmarkt, beim Stok im Eisen, Brandstadt, auf der Freiung, der Burgplaz, Judenplaz, Franciskanerplázl, Ober- und Unter-Jesuiterplázl, Michaelerplázl, auf dem Peters Freithof.

Von diesen sind verschiedne mit steinernen Springbrunnen geziert. In den Vorstädten ist kein ansehnlicher Marktplaz, noch weniger ein Plaz zur Zierde derselben.

9. Gassen.

Weisker u. a. zählen in der Stadt 117 Gassen, und in den Vorstädten 180; die aber seit diesem mit neuen vermehrt worden sind. Die meisten sind in der Stadt enge und krumm. Seit ungefähr 20 Jahren sind alle Gassen der Stadt mit gebrochnen Kalksteinen, zum fahren und gehen sehr bequem neu gepflastert, und werden sorgfältig im Stande erhalten. In der Gegend um die Burg sind die Steine viereckigt behauen, und zusammengekittet eingesezt, so daß sie einen ganz ebenen Fusboden ausmachen. Die Straßen in den Vorstädten sind eigentliche Wasserdämme, und mit kleinen Stücken von Kalksteinen beschüttet.

Unter allen Hauptstraßen sind in der Stadt sehr hohe gemauerte Kanäle durchgezogen, welche mit einander in Verbindung stehen, und ihren Abflus in die Donau haben. Von den meisten großen Häusern sind auch die Abtritte und Gossen aus den Küchen in diese abgeleitet. Fast alle hundert Schritte sieht man auf den Gassen

ein vergittertes Blech, in welches das Wasser seinen Abfluß hat. Wenn es regnet, so läuft das Wasser durch diese in die Kanäle, so daß sie in kurzen wieder rein gespült sind. Zur eigentlichen Straßenreinigung braucht man theils Züchtlinge, zum Theil auch Tagelöhner. Jährlich werden die Kanäle einigemal gesäubert.

Bei troknem Wetter sprizt man die großen Pläze und Hauptstraßen in der Stadt und in den Vorstädten täglich zweimal auf. Ein mit zwei Pferden bespannter Wagen fährt mit einer großen Tonne voll Wassers, an welcher ein ungefähr 3 Ellen langer schmaler Schlauch ist, mit einem trichterförmigen Bleche voll feiner Löcher. Ein Mann, den man den Schwanzschleuderer nennt, bewegt diesen Schlauch hin und her, und besprizt auf solche Weise die Gassen, um den dünnen Staub zu löschen. Die Gassenreinigung mit den Schlauchspritzen in der Stadt, nebst der Pflasterreparatur kostete im J. 1781 auf 18000 Gulden.

Nächtliche Erleuchtung der Pläze und Gassen ist nach Weisker seit dem J. 1701 eingeführt. In der Stadt werden 3445 Laternen unterhalten; in den Vorstädten, wo nur die Wege zwischen der Stadt und einigen Hauptstraßen erleuchtet sind, brennen 1700 Laternen. Diese Erleuchtung ist für 26000 Floren verpachtet.

Unter allen Straßen ist der **Kohlmarkt** vor der Burg, die gradeste und breiteste. Die Kärnthnerstraße durchschneidet die ganze Stadt von Süden gegen Norden, in einer schlangenförmigen Linie und ist 1274 gemeine Schritte lang. Der Theil der Straße vom Kärnthnerthore bis zur Wiehburg-

straße

straße, dient der Stadt zur natürlichen Mittagslinie, indem dieser Theil bald nach 12 Uhr ohne Schatten ist.

10. Die vorzüglichsten Gebäude.

A. weltliche.

I.) in der Stadt.

1) Die K. K. Burg oder der landesfürstliche Pallast, 4 Stokwerk hoch, am südlichen Ende der Stadt, ganz nahe am Burgthore, nach der Abtheilung des Bezirkskommissars im Körnerviertel, nach der Lage im Wiedmerviertel. Sie besteht aus weitläuftigen Gebäuden, die zu verschiednen Zeiten, nach verschiednem Geschmacke angelegt sind, so daß auch die einzeln Theile nur wenig mit dem Ganzen übereinstimmen. Der Pallast schliest 3 Höfe ein, unter denen der dritte und mittlere der Burgplaz ist, dem vorhererwähnten Plaze, dem Hofe in Absicht der Größe wenig nachgiebt. Seine Länge beträgt 64 Klaftern, und die Breite über 34 Klaftern.

Einen Theil der kais. Burg macht die Reichskanzlei aus, wo sich der Reichshofrath versammelt. Dieses Gebäude wurde im Jahr 1728 neu erbaut; nachdem die alte unansehnliche Reichskanzlei niedergerissen worden. Der Bau geschah durch freiwillige Beiträge der sämmtlichen Churfürsten und Stände des Reichs, nach dem Grundris des Freyherrn von Erlach. Dieses prächtige Gebäude hat drei hohe Thore. Ueber jedem derselben einen Balkon, das mittlere dient zum Eingange des Gebäudes, die beiden andern, welche noch Seitengänge haben, sind Durchfahrten. Das zweite Stokwerk dieses Pallastes bewohnt der jedesmalige Reichskanzler.

In

Im untern Stokwerk ist der ansehnliche Saal, wo sich der Reichshofrath versammelt, auch das Reichsarchiv nebst dem Expeditionszimmer Auf jeder Seite gegen den Burgplaz zu ist eine Gruppe von vorzüglicher Größe, von weissen Marmor. Eine stellt den Herkules, als Ueberwinder des Antäus, die andre, eben diesen Helden, als Ueberwinder des Busiris vor. In der dritten bändigt er den Löwen aus dem nemäischen Walde, und in der vierten bezwingt er den wüthenden Stier, welcher die Insel Kreta verwüstete. Diese 4 Gruppen sind von Lor. Matthielli.

Die alte Burg macht ebenfalls beinahe ein Viereck aus, und hat einen besondern Hofraum. In diesem ist die sogenannte Bothschaftenstube, von welcher man in die großen Säle kommt. — Der amalische Hof ist auch ein Vierek, und hat gleichfalls einen Hofraum. Auf diesem Theile ist ein Thurm mit einem Uhrwerke. In der Burg sind 3 Kirchen und Kapellen zum öffentlichen Gottesdienste: die große Hofkapelle, oder Pfarrkirche Allerheiligen; die Kammerkapelle des heiligen Josephs; die Xaveriikapelle.

Die Zimmer in dieser kaiserlichen Residenz sind zwar nicht von vorzüglicher Höhe, aber dennoch helle, auch bequem angelegt; und die kaiserlichen Wohnzimmer und Staatszimmer sind modern und gut meublirt.

Sehenswürdig sind vor andern in dieser kaiserlichen Residenz:

a) Die k. k. Schazkammer, worinnen viele Edelsteine, silberne und goldene Gefässe, Kronen mit Diamanten, Smaragden und Perlen besezt, mancherlei Kunstwerke und Kostbarkeiten aufbewahrt werden. Sie ist in vier Zimmer vertheilt.

Drei davon nennt man den weltlichen Schaz; das vierte den geistlichen Schaz.

Im ersten Zimmer findet man gleich beim Eingang einen sehenswürdigen Kasten, voll von den auserlesensten Kunststücken von halberhobner Arbeit auf Perlemutter, Jaspis, Agath, Onyx, Chalcedon, u dergl. und unter diesen viele griechische und römische Alterthümer von vorzüglicher Größe und ausserordentlichem Werthe. z. B. Das Bild des Kaisers Justinians auf Perlemutter, welches 5000 Thaler gekostet; ein andres römisches Brustbild in Gold gefaßt, auf 3000 Thaler werth. Die Bildnisse Alexanders des Großen und seiner Gemalin, in Onyxstein, schäzt man auf 12000 Thaler; ein andres Brustsţük in Onyx; ein großer weisser Agath auf welchem die Köpfe von drei römischen Kaisern; eine lange Kette mit den Bildnissen aller östreichischen Erzherzoge, bis auf Kaiser Leopold in Agath geschnitten, mit goldnen Gliedern; eine Kette von Helfenbein, 3 Ellen lang, mit runden Gliedern, aus einem einzigen Stük gearbeitet, mit den Bildnissen Kaiser Leopolds und seiner ersten Gemalin; eine dergleichen mit viereckigten Gliedern.

Zwo Kasten mit mancherlei künstlich verfertigten Geschirren, Schalen, Bechern, Gläsern, Statüen, Schiffen u. s. w. von kostbaren Steinen, vornemlich aus Bergkristall, von bewundernswürdiger Größe; z. B. ein Pokal in Form einer Pyramide, 2 Ellen hoch, aus einem Stük tyrolischen Bergkristall dergestalt verfertigt, daß es in 3 Stücke geschraubt werden kann, und jedes einen besondern Becher vorstellt; eine große Gießkanne von Kristall; ein dergleichen großer Blumenkrug; ein Gefäß von eben derselben Materie, mit Handhaben; ein

ein großer kristallner Krug, in welchen drittehalb Prager Maaß gehn u. d. m.

Im andern Kasten werden viele kostbare Geschirre aus lauter Edelsteinen, verwahrt, die man nur selten von solcher Größe antrift, z. B. Schalen von orientalischen Granaten, von Amethysten, von Sardonich, von ungarischen Topasen, von ungarischen Diamanten, von der Größe eines Eies; ein böhmischer Diamant, wie eine Hand gros, eine große Schale von Amethyst, auf welchem das östreichische Wappen von Edelsteinen in mussivischer Arbeit zu sehen ist; eine Kanne von Sardonich; ein Pokal von böhmischen Topas; ein Becher; ingleichen ein Blumenkrug von orientalischen Topase, beide mit Edelsteinen besezt; ein Blumentopf von Chrysolith in Gold gefaßt, ein Jaspis, aus einem Amethyste gewachsen; eine kostbare Schale von zusammengewachsnen Jaspis und Agath, ein Krug und eine Schale von Agath; eine Schale von Onyx; eine Gießkanne von Agath, die K. Leopold für 10000 Thaler gekauft hat; ein Trinkgeschirr, von der Größe eines Eies aus einem orientalischen Smaragde, wofür ein Grosherzog von Toskana 3 Tonnen Gold geboten hat, noch 2 dergleichen Steine, fast von gleicher Größe, jeder 40000 Thaler geschäzt. Eine große agathne Schale, 9 Spannen im Umfang, mit den Buchstaben B. Kristo R. M. von Natur gezeichnet.

In andern Schränken findet man viel andre Schalen, Becher, Gieskannen, Becken u. dergl. von Gold, Silber, und künstlich durchbrochner Arbeit: z. B. ein viereckigtes sehr künstlich gearbeitetes Körbchen von Golde, welches 7000 Goldkronen gekostet hat. Das Taufbecken der Erzherzoge von Oestreich, nebst der Gieskanne von gutem

Golde mit Rubinen besezt, ein Geschenk der Landstände des Herzogthums Kärnthen. Zwei Schachspiele mit den Steinen, von Gold, die Plätze aber, worauf die Steine stehen, von Golddrathe sehr künstlich verfertigt, werden auf eine Tonne Goldes geschäzt; ein Bretspiel von Gold, mit Edelsteinen besezt, 12000 Thaler. Ein Schachspiel von Golde, 27 Pfund schwer, eine goldne Trapulierkarte von 48 Blättern, in gewöhnlicher Größe, nebst goldnen geprägten Zahlpfennigen, in einer goldnen Schachtel, wiegt zusammen 22000 Dukaten. Ein Sessel von Bernstein, welcher 30000 Thaler gekostet hat, verschiedne türkische Säbel, Messer, Dolche, von Golde mit Perlen, Rubinen, Smaragden, und andern Edelsteinen besezt; auch goldne, mit Diamanten reich garnirte Degen; ingleichen ein großer weisser und rother Reigerbusch mit 2 Diamanten, der im J. 1700 vom türkischen Kaiser Mustapha nebst andern Geschenken hieher geschikt worden. Ein Stük Gold 300 Dukaten schwer von Baron Chaes von Richthauß in Gold verwandelt, mit der Inschrift auf einer Seite: Diva Metamorphosis, und auf der andern Seite: exhibita Pragae d. 15. Ian. 1658. in praesentia Sac. Caes. Maj. Ferdinandi III.

Im dritten Zimmer der Schazkammer ist unter andern Kostbarkeiten ein ungemein prächtiges Tafelservice, aus gediegnem Golde, welches Kaiser Franz verfertigen lassen.

Im vierten Zimmer sind die auserlesensten Brillianten. In einem Kasten findet man den kaiserlichen Habit, nach dem Muster des Ordens, welcher in Nürnberg verwahrt wird; ferner die kaiserliche Hauskrone mit Diamanten, Smaragden, und Perlen, einer Nuß gros, reich besezt;

nebst

nebst dem Scepter von Einhorn, auf welchem ein Saphir von der Größe eines Eies; ein goldner Reichsapfel, mit großen Perlen garniert; verschiedne, sehr kostbare Kronen; der goldne mit Brillianten besezte Säbel, welchen die Kaiserin **Maria Theresia** bei ihrer ungarischen Krönung gebraucht hat. In einem andern großen Kasten findet man Perlen von solcher Größe, daß 26 Stük eine ganze Schnur ausmachen, und 24000 Dukaten werth sind; einige andre Schnüre Perlen für 100000 Thaler; eine Perle, von der Größe einer Muskatnus, welche 60000 Thaler gekostet hat. Vier Smaragden an einander aus einem Stük geschnitten, wie ein Becher, zu 40000 Thaler; verschiedne kostbare Diamanten, und unter diesen vornemlich der **große** berühmte **florentinische Diamant** von der Größe einer welschen Nuß. Eine Stokuhr auf einem Fusgestelle von Schildkrötenschalen, mit verschiednen halberhobnen Zierrathen von Silber, alle Stunden spielt ein Glockenspiel, wo alsdenn die ganzen Figuren mit den wohlgetrofnen Portraits des K. **Franz** und der K. **Maria Theresia** hervorkommen, die eine Fama mit Lorbeern krönt und verschiedne andre Figuren denselben ihre Ehrenbezeigungen erweisen.

In der geistlichen Schazkammer findet man viele Reliquien, und kostbare Kirchenornate, Reliquienkästgen, mit Edelsteinen und Perlen besezt, mehrere Krucifixe von der seltensten und vollkommensten Arbeit; mehrere goldne Statuen von mittlerer Größe; viele Statuen und Bruststücke von Silber. S. Versuch einer Beschreibung der K. K. Schazkammer in Wien, Nürnberg 1781. 8.

b) Das **mechanisch-physikalische Kunst-kabinet**, enthält eine sehenswürdige Sammlung von Kunstwerken, welche die Trieb- und Hebekunst hervorzubringen vermag, und überhaupt fast alle Proben von Wirkungen, die Natur von der Kunst unterstüzt, und jemals seit der Erfindung der Luftpumpe von Otto Gericke hervorgebracht hat.

Unter andern findet man hier vielfache Modelle von Maschinen, die in den ungarischen Bergwerken gebraucht werden, und eben das, was die großen Maschinen, verrichten; verschiedne zur Elektricität gehörige Instrumente, so auch eine metallne Hand, die ohne Beihülfe, alles, was man nur verlangt, mit verschiednen Buchstaben schreibt, und jedesmal, wenn es nöthig ist, die Feder, in das dabei befindliche Dintenfaß eintaucht; ferner eine Maschine in Gestalt eines goldnen Tugendtempels, wo sich eine Hand in einer Wolke zeigt, die die Worte: Austriae Domui Deus nec metus rerum nec tempora ponat, in schöner Frakturschrift schreibt, und die Feder selbst, so wie die vorige in die Tinte eintaucht. Ferner ein kompendiöses, mechanisches Schreibtischgen, solchergestalt eingerichtet, daß man auf einmal 3 Briefe, 3 Ingenieursrisse, 3 Zeichnungen, entwerfen kann, ein Bortenweberstuhl, welcher 60 Gattungen, und in kurzer Zeit viele Ellen Borten von selbst verfertigt. Auch mehrere Kunststüke vom Hofr. **Rempel** werden hier gezeigt (dessen Schachmaschine und Sprachmaschine auch ausserhalb Deutschland in mehreren Ländern mit Erstaunen bewundert werden).

Seit dem J. 1768 sieht man überdies hier eine Uhr, oder vielmehr ein ganz neues Weltsystem von einem tyrolischen Priester, **Borghesi**, ein sehenswürdiges Werk, welches sowohl in Rükficht

seiner

seiner ganzen Einrichtung, als der Ordnung der einzelnen Theile den Beifall aller Astronomen und Mechaniker erhalten hat. Das Gewicht dieser Universaluhr, darf nur alle Jahr einmal 5 ½ 6 Schuh hoch aufgezogen werden. An den einzeln Cirkeln bemerkt man einen immerwährenden bürgerlichen, astronomischen und Kirchenkalender; die täglichen und nächtlichen Erscheinungen an der Sonne, am Monde und an den Sternen, auch die abwechselnde Ebbe und Fluth des Meers. Ein hiebei befindliches Glockenspiel zeigt ausser dem täglichen Mondwechsel auch die jährlichen Sonnen- und Mondfinsternisse an, welche man auf gleiche Weise auch auf dem stets im Kreise sich bewegenden Zifferblatte, und auf dem darauf befindlichen kleinen Sphärus sehen kann. Der verschiedne Laut des Glockenspiels giebt zu erkennen, ob es eine Sonnen- oder Mondfinsternis ist. Diese Maschine kann von jeder Hand, ohne den geringsten Schaden mit solcher Geschwindigkeit umgedreht werden, daß man in 2 Stunden die astronomischen Begebenheiten eines ganzen Jahrhunderts auf der Scheibe vorbeigehn sieht.

c) Das k. k. **Naturalienkabinet**, eine wichtige Sammlung, enthält ausser Konchylien, vornemlich einen sehenswürdigen Schaz, von inländischen und ausländischen Mineralien, nach den verschiednen Wegen der natürlichen Verwandlungen und Uebergänge.

d) Die **Münz- und Medaillensammlung**, die Anzahl der antiken Münzen beläuft sich auf ungefähr 2200 Stücke. Neuere Münzen sind noch mehr: zusammen wohl über 40000 Stük.

Schon im J. 1663 besaß Kaiser **Leopold** 15940 Münzen, 596 goldne, 9997 silberne, und 5347 eherne, die er nachher noch mit dem Vorrathe

des Th. Lansius, mit 2216 Stücken vermehrte. S. Catalog. Musei Cos. Vindobonensis nummorum veterum distrib. in Pars II. descripsit I. Cikhel. Vindob. 1779. T. I. & II. fol.

Monnoïes en Or, qui composent une des diferentes parties du cabinet de sa Majesté l'Empereur, depuis les plus grandes pieces, jusqu' aux plus petites. Vienne 1759 fol. Supplement au catalogue des monnoïes en Or. &c. Vienne 1769.

Monnoïes en argent, qui composent une des differentes parties du cab. d. S. M. — nouvelle edit. corrigée et augmentée Vienne 1769 — Suppl. 1770.

Dieses Kabinet, so wie das physikalische und Naturalienkabinet sind auf dem Augustinergange. Die Hauptthüre ist mit Wandpfeilern von weissem Marmor bekleidet. An beiden Seiten sieht man auf dem Fusgestell von eben demselben Marmor Genien von Erz mit ihren Attributen, die die verschiednen in diesen Kabinetten aufbewahrten Gegenstände anzeigen. Das Portal ist mit dem metallnen Bruststücke Kaisers Franz I. geziert, und mit einer Inschrift versehn.

Die k. k. Bildergallerie ist jezt im Belvedere in der Leopoldstadt.

In einem Nebengebäude der kaiserlichen Burg wird das kaiserliche Hausarchiv in gewölbten Zimmern im untern Stokwerke aufbewahrt. Im Jahr 1754 ist es aus den Archiven aller Provinzen sehr bereichert, und nach und nach in die jetzige Ordnung gebracht worden.

Zwischen der alten Burg und der Augustinerkirche liegt die kaiserliche Bibliothek, im J. 1726 von K. Karl VI. erbaut. Zur Verbindung derselben mit dem erstern, ist ein Corridor angelegt, und

ein

ein neues Gebäude angehängt worden, worinnen die vorher erwähnten Sammlungen stehn. Auf der Hauptseite hat dieses Gebäude eine sehr zierliche Façade in der Mitte mit einer Kuppel. Minerva sizt in einem Triumphwagen mit vier Pferden bespannt, die den Neid und die Unwissenheit unter die Füsse treten. An den Seiten sind ein Atlas, welcher die Himmelskugel trägt; zwei Bildsäulen, die die Sternkunde andeuten; die Göttin der Erde mit einer Erdkugel, zwei andre Bildsäulen, welche die Geometrie anzeigen. Im untern Theile werden die kaiserlichen Kutschen aufbewahrt. Die beiden obern Geschosse machen einen großen und prächtigen Saal aus, der über 240 Fus lang und 54 Fus breit ist. Der mittlere Theil, wird durch eine ovale Kuppel erleuchtet, welche so wie die Plafonds von Dan. Gran gemahlt ist. Im J. 1767 muste die Kuppel durch eiserne Bände und andere Hülfsmittel verstärkt werden. Unter dieser steht die Bildsäule Kaiser Karl VI. von kararischem Marmor. Andre marmorne Bildsäulen von verschiednen Kaisern, nebst mehrern Brustbildern findet man in diesem Saale aufgestellt; so auch verschiedne Antiquitäten, Inschriften, Brustbilder, z. B. ein großes Grabmahl von weissem Marmor, welches Graf Maximilian von Fugger, Kommandeur des deutschen Ordens, nach dem Siege bei Lepanto, ohnweit Ephesus entdekt hat.

Die Manuscripte, deren Anzahl auf 12000 angegeben wird, sind in zwei besondern Sälen. Gedrukte Bücher zählt man auf 200000 Bände. Unter andern Seltenheiten hat man hier die berühmten Peutingerschen Tafeln, das bekannte römische Senatusconsultum, welches die Fastnachtsspiele im J. 568 nach Erbauung der

Stadt Rom verbietet; ferner, auch eine Sammlung von vierfüßigen Thieren, Vögeln, Pflanzen, Früchten ꝛc. nach der Natur in Miniatur gemahlt; auch das kopernikanische Weltsystem von einem deutschen Tischler Steftsfell, sehr künstlich ausgearbeitet.

Mehrere Nachrichten von dieser Büchersammlung findet man in *Kollar* Analectis monumentorum omnis aevi Vindobonensis. Tom. I. & II. 1762.

Ich übergehe das k. k. Tapetenbehältnis, ingleichen die k. k. Sattelkammer. Erstere enthält mehr Kunstwerke; leztere vielfache Kostbarkeiten von Werth.

Zu der Burg gehören noch ausser den genannten, verschiedne besondre Gebäude, als: das Schauspielhaus, auf der Nordseite der alten Burg, gewöhnlich das Theater am Burgthore genannt, welches im Jahr 1741 an die Stelle eines alten Ballhauses gebaut worden; im J. 1751 und 1765 ist es theils verschönert, theils vergrössert worden.

Ferner, der prächtige Redoutensaal, im J. 1752 an die Stelle des ehemaligen Opernhauses erbaut. Mit diesem ist die k. k. Stallung durch einen Schwibogen und Gang verbunden. In dieser sind die schulgerechten Pferde für die k. k. Reitschule; auch die k. k. Hofapothek.

Die Reitschule, hat K. Karl VI. im Jahr 1729 von dem ältern Freiherrn von Erlach bauen lassen; ein herrlicher großer Saal, welcher bis an den Michaelerplaz reicht, und mit Säulen, Statuen und andern Verzierungen versehen ist. Auf einem rustiken 20 Fus hohen Untersatze wird die Decke von 2 Colonnaden hoher freistehender korinthischer Säulen getragen, zwischen denen die Plaze

für

für die Zuschauer sind. In eben diesem Hause wird auch die gewöhnliche Ziehung der Lotterie vorgenommen.

2) Das k. k. Zeughaus, auf der Hohenbrücke, 1 Stokwerk hoch, macht ein schiefes Viereck aus, dessen Länge inwendig nach dem Hofe zu 49 Klaftern 2 Schuhe beträgt. Seine größre Breite macht 37, und die kleinere 34 Klaftern. Die innern Gänge haben in den langen Flügeln 59 Klaftern, in der größten Breite 47, in der kürzesten 44 Klaftern.

Im Hofraume findet man unter andern zwei sehr große türkische Kanonen; eine, die im Jahr 1516 gegossen und im J. 1717 in Belgrad erobert worden. Sie trägt 180pfündige Kugeln, und hält 179 Centner. Eine andre ist im J. 1560 gegossen, wiegt 117 Centner, und trägt 60pfündige Kugeln. An den äusern Mauern hängt eine Kette, die 200 Klaftern in der Länge hält. Jedes Glied derselben wiegt 22 bis 24 Pfund. Diese Kette ist nur ein Theil von derjenigen, womit die Türken ehemals die Donau von der Seite von Ofen zusperren wolten; den andern Theil davon verwahrt man in Ofen. — In den obern Gängen sind vielerlei Gewehre, Schilde, Pickelhauben, Harnische ꝛc. in abwechselnden Figuren geordnet. Einer von den Gängen wird durch einen runden Saal unterbrochen, in welchem man mehrere Bildnisse von Kaisern und Fürsten aus dem östreichischen Hause in alten Rüstungen antrift. In eben diesem Saale ist das schöne aus Erz gegoßne Brustbild des Fürsten Wenzel von Lichtenstein, welches ihm K. Franz I. und die Kaiserin Maria Theresia im Jahr 1758 wegen seiner Verdienste haben

setzen

setzen lassen, mit der Inschrift: Restaurator rei tormentariae. An der andern Seite des Saals, diesem Bruststücke gegen über sieht man die Brustbilder des K. Franz I. und der K. Maria Theresia ebenfalls aus Erz von dem erwähnten Fürsten aus Dankbarkeit errichtet.

Noch sind 3 andre Zeughäuser in der Stadt: a) Das Zeughaus auf der Seilerstatt, wo Kanonen gegossen werden. b) Das Zeughaus auf dem Salzgriese. c) Das bürgerliche Zeughaus auf dem Hof, oder vormaligen Jesuitenplatze, ein schönes Gebäude, welches im Jahr 1732 erbauet worden, und oben auf seiner Façade mit Statuen und Siegszeichen geziert ist.

Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden in der Stadt, nenne ich hier nur die Universitätsgebäude (s. litterarische Anstalten).

Die Hof- und Staatskanzlei an der Burg im J. 1707 erbaut; die hungarische und siebenbürgische Kanzlei in der vordern und hintern Schenkengasse; die böhmische und östreichische Kanzleien, ein prächtiges mit Bildsäulen und andern Zierrathen versehenes Gebäude, in der Wildwirkerstraße und auf dem Judenplatz; das Münzhaus; der ehemalige Pallast des Prinzen Eugens von Savoyen, in der Himmelportsgasse; die Stadtbank, ein anders ansehnliches Gebäude, in der Singergasse; das neue Zoll- oder Mauthhaus, auf dem alten Fleischmarkte; das Rathhaus, in der Wildwirkerstraße, ein schönes $4\frac{1}{2}$ Stokwerk hohes Gebäude, mit jonischen Pfeilern geziert; ein andres Stadtgebäude im Widmerviertel, die Mehlgrube, ein prächtiges Werk, im J. 1728 erbaut und vor einigen Jahren erneuert.

Es

Es wird zugleich zu maskirten Bällen, Koncerten und andern öffentlichen Lustbarkeiten gebraucht; das Schauspielhaus beim Kärnthnerthor; den Erzbischöflichen Pallast, bei der St. Stephanskirche; das große Gebäude des deutschen Ordens, das deutsche Haus genannt, in der Singergasse, verschiedne ansehnliche und weitläuftige Palläste.

II.) In den Vorstädten.

1) Das Belvedere, in der Vorstadt Landstraße, ein k. k. Lustschlos, nebst Garten, vormals dem Prinzen Eugen von Savoien gehörig. Dieser Pallast gehört zu den schönsten Wiener Gebäuden. Die Auffart von beiden Seiten ist bedekt. Seit einigen Jahren ist hier die k. k. Bildergallerie.

Sie besteht gegenwärtig aus 22 Zimmern, von denen vierzehn im ersten, und acht im zweiten Stokwerke sind. Das erste Stokwerk wird durch einen großen Saal getheilt, so daß also auf jeder Seite 7 große Zimmer sind. Diese Sammlung enthält die vortreflichsten Meisterstükke von Paul Veronese, Titian, Tintoretto, Giorgione, Palma, Raphael, Correggio, Guido, Rembrand, Wuvermann, van Dyk, Rubens ꝛc. Viele sehenswürdige Gemälde sind noch neuerlich aus den kaiserlichen Lustschlössern, besonders aus Presburg, Inspruk, Prag und Brüssel, auch aus vielen Kirchen und Klöstern dazu gekommen. Im ersten Stokwerke rechter Hand stehn die verschiednen italiänischen Schulen in 7 Zimmern; linker Hand sind ebenfalls in 7 Zimmern die Stücke aus der niederländischen Schule; im obern Stokwerke sind 4 Zimmer mit Gemälden aus der alten niederländ-

ländischen Schule, und 4 andre Zimmer, mit denen aus der deutschen Schule besezt. Die ganze Sammlung rechnet man auf 1300 Stücke. Unter jedem ist auf einem Bretchen die Nummer nebst dem Nahmen des Meisters zu lesen. Im untern Belvedere, am Ende des Gartens ist auch noch eine beträchtliche Anzahl guter Gemälde. S. v. Riechels Verzeichnis der Gemälde der k. k. Bildergallerie — 1783. 8. nebst Grundris und Aufris des obern und untern Belvedere.

Der dabei befindliche Garten liegt am Abhange einer Anhöhe, auf welcher der Pallast steht, und geht terrassenweise herunter. Er enthält verschiedne Wasserfälle, Bassins, Springbrunnen, Cypressenwäldchen, Labyrinthe ꝛc. Auf einer andern Seite ist das sogenannte Paradiesgärtchen mit den niedlichsten Parterren, Vogelhäusern ꝛc. Die Seitengänge sind mit Büsten besezt, welche die vornehmsten Götter, Weltweisen und Helden vorstellen. Dieser Garten steht jedermann zum Spaziergehen offen, wird aber wenig besucht.

3) Das Theresianum, sonst die neue Favorite genannt, im Gegensaz der alten Favorite, oder des jetzigen Augartens. In dieses Gebäude verlegte die Kaiserin Maria Theresia, die von ihr im J. 1747 unter der Benennung des Theresianum errichtete adeliche Ritterakademie. In den Jahren 1749. 1755. 1764 wurde dieser Pallast mit neuen Gebäuden vermehrt. Nach diesem wurde die Savoyische Ritterakademie, die sonst auf der Leimgrube war, hieher versezt, und mit dem Theresianum verbunden. Der Garten dabei ist weitläuftig, vornemlich ist der ökonomische Gar-

ten

ten merkwürdig. Diese Anstalt ist nunmehr aufgehoben. S. im folgenden Lehranstalten.

4) Die k. k. Militärpflanzschule, oder das Kadettenkorps, s. Lehranstalten.

5) Das Landhaus nebst Garten des Fürsten von Kaunitz-Rietberg, das schönste Landhaus in allen Wiener Vorstädten. Das Gebäude ist 2 Stokwerk hoch, ohne besondre Pracht, aber doch sehr gut angelegt, und enthält ein sehenswürdige Sammlung von Gemälden und Kupferstichen.

Ferner der Pallast der ungarischen Garde, verschiedne Kasernen, das große k. k. Invalidenhaus, das Armenhaus u. a. m.

B. Geistliche.

Kirchen und Klöster.

Die Stadt Wien hatte im J. 1780 sechs Pfarrkirchen, (St. Stephan, heilige Kreuzkirche in der k. k. Burg, St. Michael, zu den Schotten, zu St. Klara im Bürgerspitale, St. Maria am Gestade) und ausser diesen 29 Kirchen und 45 Kapellen. Von diesen 74 Kirchen und Kapellen wurden im J. 1783, 45 geschlossen.

In den Vorstädten zählte man im J. 1780, 66 Kirchen und Kapellen, von denen auch mehrere geschlossen sind.

Klöster waren noch zu Anfange des Jahrs 1782, 38.

a) in der Stadt 13 Mönchsklöster, 7 Nonnenklöster mit 926 Personen.

b) in den Vorstädten 16 Mönchsklöster, zwei Nonnenklöster, mit 612 Personen.

Davon waren im J. 1784, 12 vollkommen erloschen; und zwar von Mönchsklöstern: das Benediktinerstift zu Montserat; 2) Das Chorherrenstift zu St. Dorothee, (die Chorherren haben indessen die Erlaubnis bis zum gänzlichen Absterben bei einander zu leben). 3) Die Hieronymiten, die im sogenanten Kellnerhof eine Residenz hatten. 4) Die Philippiner (Philippi Nerii). 5) die Theatiner (Cajetaner). 6) Die Trinitarier. Von den Nonnenklöstern sind eingegangen: 7) das Kloster zur Himmelsport, St. Agnes. 8) zu St. Jakob, 9) St. Laurenz, 10) St. Joseph, oder die Siebenbüchner, 11) Bei Maria Königin der Engel, oder das königliche Kloster. 12) Bei St. Nikolaus. Die Anzahl der aufgehobenen Mönche belief sich auf 125 Köpfe; die Anzahl der Nonnen 285; folglich zusammen 410. Jezt sind noch zu Wien 26 Klöster, und zwar 23 Manns- und 3 Nonnenklöster. Die Anzahl der sämmtlichen Wiener Mönche und Nonnen belief sich im Anfange des Januars 1784 auf 1126. Seit 1782 haben die evangelisch-lutherischen und Reformirten ein Bethaus. Unter den Kirchen sind vornemlich merkwürdig:

A. In der Stadt.

a) die Pfarrkirchen.

1) **Die Metropolitankirche zu St. Stephan**, die Hauptpfarrkirche in Wien, in ihrem ehrwürdigen Alterthume noch eine der hauptsächlichsten Zierden der Stadt. Sie ist ist ganz von Quadersteinen aufgeführt, und hat eine Länge von 57 wienerischen Klaftern, oder 342 Wiener Fuß. Ihre größte Breite zwischen den 2 großen Thürmen

macht

macht 37 Klaftern oder 222 Fuß. Aber beim Eingange ist sie 24 Klaftern oder 144 Fuß breit und 13 Klaftern oder 78 Fuß hoch. Im Dachstule sind 2889 Hauptbalken, ohne die Menge von Nebenstützen zu rechnen. Das Gewölbe ruht auf 18 Pfeilern. Diese sind, so wie das ganze Gebäude, nach gothischer Bauart, von lauter gehauenen, aufs genaueste zusammengefugten, mit eisernen Klammern und in die Fugen gegossenem Blei stark befestigten Quadersteinen aufgeführt, die von innen und aussen mit unzähligen Bildnissen von Menschen und Thieren, Säulen, Pyramiden, Rosen und andern Schnizwerk versehen ist. Das hohe Dach ist mit glasirten, rothen, grünen und weissen Holzieseln gedekt. Der Fußboden darinnen ist mit Platten von rothen und weissen Marmor gepflastert.

In dieser Kirche waren noch im Jahr 1783, 38 Altäre von bunten Marmor mit Bildnissen und vielen Gemählden geziert. Seit diesem ist die Anzahl der Altäre auf 8 vermindert worden. Sehenswürdig ist vornemlich der prächtige Hochaltar, nebst dem auf eine zinnerne Platte gemahlten Altarblatte, welches die Steinigung des heil. Stephanus vorstellt. Die Säulen dabei sind von dem schönsten schwarzen Marmor; Fussgesimse und Aufsätze sind von weissen Marmor. Das Tabernakel ist mit kostbaren und künstlich gearbeiteten Edelsteinen besezt, und wird auf 7765 Gulden geschäzt. Der ganze untre Theil des Altars hat eine kostbare Verzierung von gediegnem Silber. Dieser Altar soll 25487 Gulden gekostet haben.

Man findet hier auch verschiedne merkwürdige Grabmähler, unter denen ich nur das Grabmahl Kaiser Friedrichs IV. anführen will.

Es ist nebst der Grundlage von weissen und rothen Marmor. Von allen Seiten hat es ein niedriges Bogengeländer von ebendemselben Marmor. Seine Länge beträgt 12 Schuh, 3 Zoll; die Breite 6 Schuh, 4 Zoll; die Höhe 5 Schuh. Ausser mehr als 200 kleinen Figuren sieht man auf dem Grabmahle das liegende Bildnis K. Friedrichs III. in Lebensgröße, mit dem kaiserlichen Ornate, der Krone auf dem Haupte, in der rechten Hand mit dem Reichsapfel, in der linken mit dem Scepter. Neben ihm ist ein aufgewickeltes Blatt mit den 5 Vokalen A. E. I. O. U. Die Kosten des ganzen Denkmals sollen 40000 Dukaten betragen haben. Nächst dem Chore ist die alte landesfürstliche Gruft, von Erzherzog Rudolph IV. erbaut. Seit K. Ferdinand IV. werden hier die Eingeweide aller verstorbnen Personen aus dem Erzhause in kupfernen mit silbernen Deckeln verschloßnen Gefäßen beigesezt. Unter andern findet man hier die Grabmähler des Prinzen Engen von Savoien, des Joh. Spiesshammers, (Ioh. Cuspinianus) eines bekannten Geschichtschreibers, Arztes und Dechant, ferner von mehrern wienerischen Bischöffen. Die Schazkammer bei dieser Kirche hat einen großen Ueberfluß an goldnen und silbernen mit Edelgesteinen reichlich besezten Reliquienkästchen, einen beträchtlichen Vorrath von Reliquien, vielfachen Silbergeschirr, kostbaren Kirchenornat ꝛc. Zum Kirchsprengel dieser Kirche wurden im Jahr 1783. 321 Häuser mit 2524 Familien angewiesen.

Der hohe Thurm der St. Stephanskirche, an welchem man vom J. 1359 bis 1433 gebaut hat, ist einer der höchsten in Europa, und

auf

auf alle Weise ein Meisterstük deutscher Baukunst. In Form eines Obeliskes steigt er nach und nach in die Höhe. Seine Höhe beträgt 448 Wiener Fus (folglich) ungefähr 13 rheinländische Fus weniger als der Münsterthurm zu Strasburg). Gegen die Nordseite ist er ein wenig abliegend. In diesem ist, nebst 4 andern kleinen Glocken eine überaus große Glocke, welche 354 Centner, ohne den Klöppel (der 1300 Pfund schwer ist,) wiegt. K. Joseph I. ließ sie im J. 1711 aus einem Theil des von den Türken eroberten Geschützes gießen. Ueber der Uhr geht eine Gallerie um den Thurm, welche mit 11 künstlich ausgearbeiten Pyramiden geziert ist. Der Knopf auf dem Thurme hält 6 Eimer, ist von Kupfer und vergoldet. Sein Durchschnitt beträgt 5 Schuh. Auf diesem steht ein von Kupfer getriebner doppelter Reichsadler, (seit 1687 mit einem vergoldeten Patriarchenkreuze). Ein andrer Thurm auf der Nordseite ist noch nicht zur Hälfte ausgebaut, und seit dem Jahr 1579 mit einer kupfernen Kuppel versehn. In diesem hängt eine Glocke, die mit dem Klöppel 28850 Pfund schwer ist.

Auf der Abendseite sind bei den 2 Flügeln der Haupforte 2 kleine Thüren; und noch sind ausser der genannten Hauptpforte 4 andre, an jedem Ende der Seitengewölbe.

Neben St. Stephans Freithof oder Gottesacker, liegt der Erzbischöfliche Hof, die Wohnung des jedesmaligen Erzbischofs von Wien, der auch hier sein erzbischöfliches Consistorium hat, welches im J. 1784 aus 1 Official, 31 geistlichen Räthen, 5 weltlichen Räthen ꝛc. bestand. In der Nachbarschaft ist auch

der Domherrenhof, wo verschiedne Domherren wohnen. Dieses Erzstift besteht ausser dem Erzbischoffe, aus 1 Domprobst, 1 Domdechant, 1 Domkustos, 1 Domkantor, 1 Domscholastikus, und noch 13 Domherrn. Die Diöces des Erzbischofs ist nach den neuern Einrichtungen sehr erweitert worden. Vom Jahr 1480 bis 1722 war es ein Bisthum; erst im genannten Jahre wurde dieses zu einem Erzstifte befördert.

Bei St. Stephan ist auch noch die sogenannte Kur, ein Alumnat, worinn unter der Oberaufsicht des Erzbischofs Alumnen oder Kandidaten der Theologie erzogen werden, welche erst die Tonsur oder die 4 kleinen Weihen (4 ordines minores) haben, und hernach zu Subdiakonen, Diakonen und Priestern geweiht werden.

3) Die St. Hieronymuskirche, nebst Kloster der Franciskaner der strengen Observanz oder sogenannten Rekollekten, im Kärnthnerviertel. Zu ihrem Sprengel gehören 95 Häuser mit 596 Familien. Bei dem Kloster ist ein ziemlich großer Garten. Die Kirche ist ganz von Quadersteinen, und ziemlich gros, durchaus mit bunten kleinlichen Säulen versehn. Das Pflaster ist mit Marmor belegt. Der hohe Altar ist von Friedr. Andreas Pozzo im J. 1706 auf Marmorart in seiner bekannten perspektivischen Malerei gemalt.

3) Die St. Augustiner Barfüßerkirche, nebst Kloster auch Hofkirche genannt, weil darinnen alle solenne Andachten des Hofes, Ritterfeste, Exequien von verstorbenen Personen des kaiserlichen Hofes u. s. w. gehalten werden. Sie liegt im Wiedmerviertel. Ihrem Sprengel wurden im J. 1783, 99 Häuser mit 601 Familien zugewiesen.

Mit

Mit der kaiserlichen Burg steht sie durch den so genannten Augustinergang in Verbindung. Das Gewölbe der Kirche wird von 8 großen Säulen unterstüzt.

Im Schiffe der Kirche ist eine Lorettokapelle, eine Kopie von der Kapelle in Loretto in Italien, von der Gemahlin K. Ferdinands II. im J. 1627 erbaut. Sie verwahrt einen beträchtlichen Schaz. In dieser Kapelle werden die Herzen der kaiserlichen Familie in silbernen und vergoldeten Gefäßen verwahrt.

Unter den in dieser Kirche befindlichen Grabmählern verdienen vornemlich die der Grafen Philipp und Leopold von Daun und des Freiherrn Gerhard von Swieten genannt zu werden. Im Kloster waren im J. 1783, 56 Priester, 11 Kler. 19 Layen.

4) Die Pfarrkirche zum heil. Kreuz in der k. k. Burg hat 5 Häuser mit 100 Familien in ihrem Sprengel.

5) Die Michaeliskirche nebst dem Barnabitenkloster im Wiedmerviertel, in welche 91 Häuser und 586 Familien eingepfarrt sind. Die Kirche ist gros, und voller Altäre. Auch auf freier Straße steht ein Altar mit großen versilberten Figuren von Engeln und Erzengeln. Und noch im Jahr 1782 wurde ein neuer Altar fertig, welcher 50000 Thaler gekostet, und den Pabst Pius VI. bei seiner Anwesenheit in Wien im gedachten Jahre eingeweihet hat.

6) Die Kirche Unsrer lieben Frauen und Abtei der schottischen Benediktinermönche, eine Pfarrkirche, zu welcher im J. 1783, 267 Häuser mit 1455 Familien gelegt wurden. Bis zum J. 1418 besaßen sie Benediktiner aus Schottland,

welche damals verschiedne Häuser in Deutschland inne hatten. Aber im genannten Jahre wurde sie deutschen Benediktinern eingeräumt.

Die Kirche ist ziemlich gros. Unter andern Grabmählern findet man darinn das Grabmahl des bekannten Grafen von Khevenhüller; ferner ein schönes Grabmahl von tyrolischen Marmor, einer Gräfin von Windisch Grätz, geb. Gräfin von Erdödd gesezt, sehr sehenswürdig wegen der edlen Simplicität seiner Anlage. Es besteht aus 2 marmornen Pyramiden mit Aufschriften in lapidarischer Schreibart zu beiden Thüren des Grabes. Ueber derselben ist das Brustbild der Verstorbnen in Mastik im Jahr 1780 in Rom vertreflich gearbeitet. In diesem Gotteshause liegt auch Herzog Heinrich, der im J. 1177 gestorben, begraben.

7) **St. Maria, Konigin der Engel,** auch die Kriegskirche oder Garnisonkirche genannt, vormals eine Jesuiterkirche, im Wiedmerviertel am Hofe, in welche 139 Häuser mit 1136 Familien eingepfarrt sind. Ihre vordere Faciate ist mit einer dorischen Säulenordnung geziert, welche auf dem Erdgeschosse ruht. Wegen der Fenster im vierten Geschosse sind die Gebälke durchschnitten. Dabei sind die runden Frontone verkröpft. In der Mitte ist ein Aufsaz von einer über die gehörige Länge gezognen Attika, auf der Seiten mit einer Art von umgekehrten Konsolen, oben mit einem verkröpften Frontone. Der mittlere Theil der Kirche geht etwas hinein, so daß folglich über dem Haupteingange ein Austrit von der Höhe des Erdgeschosses entsteht, welcher mit einem Brustgeländer umgeben ist. Auf diesem Austritte ertheilte Pabst Pius VI. im Jahr 1782 den ersten Oster-

feier-

feiertag einen feierlichen Ablas und Segen. Die Kirche ist gros, hell, schön und mit reichen Kirchenornaten versehen.

Gleich dabei ist das ehemalige **Profeshaus der Jesuiten**, welches noch im Jahr 1763 mit neuen Zierrathen und mit einer modernen Façade verschönert worden. Im J. 1775 erhielt das Gebäude noch ein fünftes Stokwerk. Am Erdgeschosse legte man noch einen Bogengang von 4 Bogen für die dahingesezte Hauptkirche der Infanterie. Gegenwärtig haben die sämmtlichen Departements des Hofkriegsraths hier ihren Siz.

8) Die **St. Peterskirche**, eine der schönsten Kirchen in Wien, im Wiedmerviertel, von Kaiser Leopold im J. 1702 erbaut. Sie hat seit 1783, 165 Häuser mit 1361 Familien in ihrem Sprengel. Man findet bei diesem Gebäude eine jonische und korinthische Säulenordnung von Wandpilastern über einander in gutem Verhältnisse.

Die Kirche selbst ist rund, mit einer kupfernen Kuppel versehn, und hat ein Vorhaus mit 2 kleinen Thürmchen, welche aus einem dritten Aufsaze korinthischer Pilaster entstehn, von denen der eine erst im Jahr 1736 fertig worden. An diesem Vorhause ist seit dem J. 1756 ein Portal von grünem Marmor in dorischer Ordnung mit einem Aufsatze, worauf allerhand Engel, und die drei Haupttugenden (Glaube, Liebe, Hofnung,) stehn. Die innern Wände sind marmorirt, in Glanz geschliffen, auch wegen der Mahlerei eines **Altomonte** und **Rothmeyer** sehenswürdig. Lezterer hat die Kuppel gemahlt.

9) Die Kirche **Maria rotunda**, nebst dem Dominikanerkloster, im Stubenviertel, in welche

128 Häuser mit 813 Familien eingepfart sind. Sie hat eine von dem vorhererwähnten Pozzo gemahlte Kuppel. Im Kloster waren im J. 1783. 34 Priester, 16 Kler. 14 laien.

Andre Kirchen und Klöster.

1) Im Stubenviertel.

Die Kirche St. Ignatii und Francisci Xaverii bei dem ehemaligen Jesuiterkollegio, insgemein zum untern Jesuiten genannt. Die Kirche ist mit vielen Marmor geziert, aber übrigens ohne Geschmak eingerichtet. Sie ruht auf gewundnen Säulen. Die Decke enthält perspektivische Mahlerei von Pozzo. An der äusern Façade steht eine Säulenordnung von 6 dorischen, jonischen und korinthischen Säulen an einander. Die Mahlerei nebst der Vergoldung soll auf 22000 Gulden gekostet haben.

Die heil. Barbarakirche, war noch im Jahr 1783 zum Gottesdienst der uniirten Griechen bestimmt.

Die St. Laurenzkirche, nebst dem Kloster der regulirten Chorfrauen des heil. Augustinus. Dieses ist neuerlich aufgehoben. Im Jahr 1782 waren hier 50 Nonnen.

Die St. Ruprechtskirche soll die älteste in Wien seyn.

Die Kirche der heiligsten Dreifaltigkeit, wurde im Jahr 1701 von K. Leopold den Philippinern (Priestern des heil. Philippi Nerii) eingeräumt, die aber auch im Jahr 1782 aufgehoben worden.

2) Im Körnerviertel.

Die Kirche der heil. Magdalena.

Die Kirche des heil. Jakob, nebst dem Piaristenkollegio, worinnen nur 6 Priester und 1 Laie. Hier befand sich sonst die Juristenschule. Der Orden kaufte im J. 1762 das Haus an sich, und hält seit diesem darinnen öffentliche Vorlesungen über Geometrie, Rechnung, und Buchhalten u. s. w.

Das Kloster der regulirten Chorfrauen des heil. Augustinus auf der Huber und die St. Jakobskirche, wo man eine kleine hölzerne Statue des heil. Jakobs 1½ Fus hoch findet, welche die Donau hinauf geschwommen seyn soll. Das Kloster ist aufgehoben. Im J. 1782 lebten darinnen noch 64 Nonnen.

Die Kirche der heil. Elisabeth des deutschen Hauses, dem Ritterorden der deutschen Kreuzherren St. Mariä zur Landkommende Wien und Vorstadt gehörig. Das deutsche Haus ist ein artig, modern und weitläuftiges Gebäude, in dessen Mitte sich die Kirche befindet.

Die kleine Kirche St. Nikolai nebst dem Kloster der Klarisserinnen, worinnen noch im Jahr 1782, 35 Nonnen waren. Seit diesem ist das Kloster aufgehoben.

Die St. Agneskirche, und das Nonnenkloster der regulirten Chorfrauen des heil. Augustinus zur Himmelspforte. Noch im Anfang des J. 1782 waren im Kloster 67 Nonnen, die seit diesem aufgehoben sind.

Die Kirche St. Johannis des Täufers, nebst dem Freihofe der Maltheser, die Residenz

eines Grospriors des Matheserordens, zur Kommende Meilberg gehörig.

Die Ursulakirche, nebst dem Kloster der Ursulanerinnen. Die Kirche ist im J. 1761 erbauet worden. Im Kloster lebten noch im J. 1783 62 Nonnen, welche nach der Normalmethode Schule halten. Nach den neuesten Nachrichten sind 6 davon reducirt. Aber auch von den noch übrigen sind kaum sechse für die Schule bestimmt.

Die St. Annakirche im J. 1747 aufs neue hergestellt. Dabei ist das ehemalige Noviciathaus der Jesuiten, ein weitläuftiges, 4 Stokwerk hohes Gebäude, welches nun der Siz der Normalschule, der k. k. orientalischen Akademie, und der Realschule ist.

3) Im Wiedmerviertel.

Die St. Dorotheenkirche nebst dem Stifte der regulirten Chorfrauen des heil. Augustinus. Die Kirche ist wegen der Mahlereien des bekannten Rothmaiers von Rosenbrunn sehenswürdig. Im J. 1782 waren hier 19 Priester in allem, welche aufgehoben wurden, doch Erlaubniß erhielten, bis zum gänzlichen Absterben bei einander zu bleiben.

Die Klarakirche im Bürgerspitale.

Die Kirche St. Maria Königin der Engel genant, am Neumarkte, nebst dem Kapuzinerkloster St. Francisci. Die Kirche ist wegen der kaiserlichen Gruft merkwürdig, wo alle Personen des kaiserlichen Hauses seit dem Kaiser Mat-

thias begraben liegen, und zum Theil prächtige Mausoläen haben.

K. Leopold ließ dieses Begräbnis im J. 1703 durch eine Kapelle vergrößern, und den darin befindlichen Altar mit einem kostbaren Krucifixe von durchsichtigen Alabaster zieren. Im Jahr 1753 ließ die Kaiserin Maria Theresia ein ganz neues Begräbnis in Form eines Tempels hinzufügen, worinnen man, mitten unter verschiednen zierlichen Särgen ein Mausoläum für ihre Person und für ihren Gemahl findet. Auf dem Deckel dieses von Zinn verfertigten Grabmahls sieht man beide in Lebensgröße; den Kaiser in römischer Tracht, die Kaiserin in ungarischer königlicher Kleidung. Beide werden von einem Genius mit der Krone der Unsterblichkeit gekrönt. Das römische Reich, Jerusalem und die Königreiche Ungarn und Böhmen, stehn in Gestalt betrübter Personen an den 4 Ecken des Sarges. In eben dieser Kirche ist auch eine Kapelle, die blos durch ein Gitter abgesondert ist. Sie enthält viele Reliquien und einen beträchtlichen Schaz. Im J. 1784 waren im Kloster 51 Priester, 11 Kler. 24 Laien.

Die Kajetan- oder Theatinerkirche nebst dem Kloster dieses Ordens. In diesem waren im J. 1782, 11 Mönche, welche aufgehoben sind. Das Kloster wurde im J. 1784 den Meistbietenden öffentlich feilgeboten.

In diesem Viertel ist auch die neue evangelisch-lutherische und reformirte Kirche (oder vielmehr Bethhäuser, da wo sonst das Nonnenkloster der Klarisserinnen oder Königskloster war, welches im Jahr 1782. aufgehoben worden.

Die

Die beiden genannten Gemeinden kauften es für 45500 Floren. Die Evangelisch-lutherischen behielten die Kirche nebst dem Theil der Gebäude, welche der St. Dorotheenkirche gegen über liegt, und zahlten dafür 27500 Floren. Einen andern Theil kaufte auch der Graf von Fries. Das neue reformirte Bethhaus ist im Jahr 1784 im December eingeweiht worden; das andre den 30sten November 1783. In eben diesem Gebäude befindet sich auch die lutherische Schule, welche im J. 1784 an 30 Zöglinge zählte.

Die Kirche ist ohne alle Zierrathen und enthält einen Raum für 1500 Personen. Der Altar ist von Holz und in korinthischer Architektur verfertigt. Dabei sind die drei Hauptugenden: Glaube, Hofnung, Liebe angebracht. Der Glaube erscheint mit einem ofnen Evangelium, den die Flamme des Eifers umschwebt.

Von den litterarischen und Kunstanstalten, von den Fabriken, Manufakturen, Profeßionisten, Handlungszustand, Schauspiel und andern Vergnügungen: vom Polizeiwesen, Armenhäusern; Magistrate, und denen daselbst befindlichen Landeskollegien bei einer andern Gelegenheit.

Kurze

Kurze Anzeige

der Universitäten, Akademien und gelehrten Gesellschaften

in Frankreich.

(Zur Erläuterung der beigefügten Karte.)

Universitäten in Frankreich.

Aix,	gestiftet	1409
Angers,		1398
Besançon,		1594
Bourdeaux,		1473
Bourges,		1464
Caën,		1452
Cahors,		1332
Dijon,		1721
Dol,		—
Douay,		1543
Montpellier,		1180
Nancy,		1572
Nantes,		1460
Orange,		1363
Orleans,		1302

Pa-

Paris,	790
Pau,	1722
Perpignan,	1349
Poitiers,	1431
Pont-à-Mousson	1572
Reims,	1548
Strasburg	1588
Toulouse,	1229
Valence,	1452

Königliche Akademien und litterarische Gesellschaften.

Die französichsche Akademie zu Paris ist gestiftet worden 1636

Die zu Soissons 1674

Königliche Akademien der schönen Wissenschaften.

Die zu Aix	gestiftet	1768
Amiens,		1730
Arles		1689
Arras,		1773
Béziers,		1723
Caën,		1706
la Rochelle,		1734
Marseille,		1726
Metz,		1730

Montauban	1744
Nismes,	1682
Paris,	1668
Rouen,	1744

Königliche Akademien der Künste und Wissenschaften.

Angers,	gestiftet	1685
Besançon,		1742
Bordéaux,		1703
Chalons S. M.		1775
Dijon,		1740
Lyon,		1700
Paris,		1666
Pau,		1721
Toulouse,		1694
Villefranche		1679

Litterarische Gesellschaften.

Auxerre,	gestiftet	1772
Brest		1772
Cherbourg,		1773
Clerm. Ferrand,		—
Montpellier,		1704
Nancy,		—
Orleans,		—

Die

Die königliche Mahler- und Bildhauer-Akademie zu Paris ist gestiftet worden 1696

Die königliche Akademie der Baukunst zu Paris ist gestiftet worden 1531

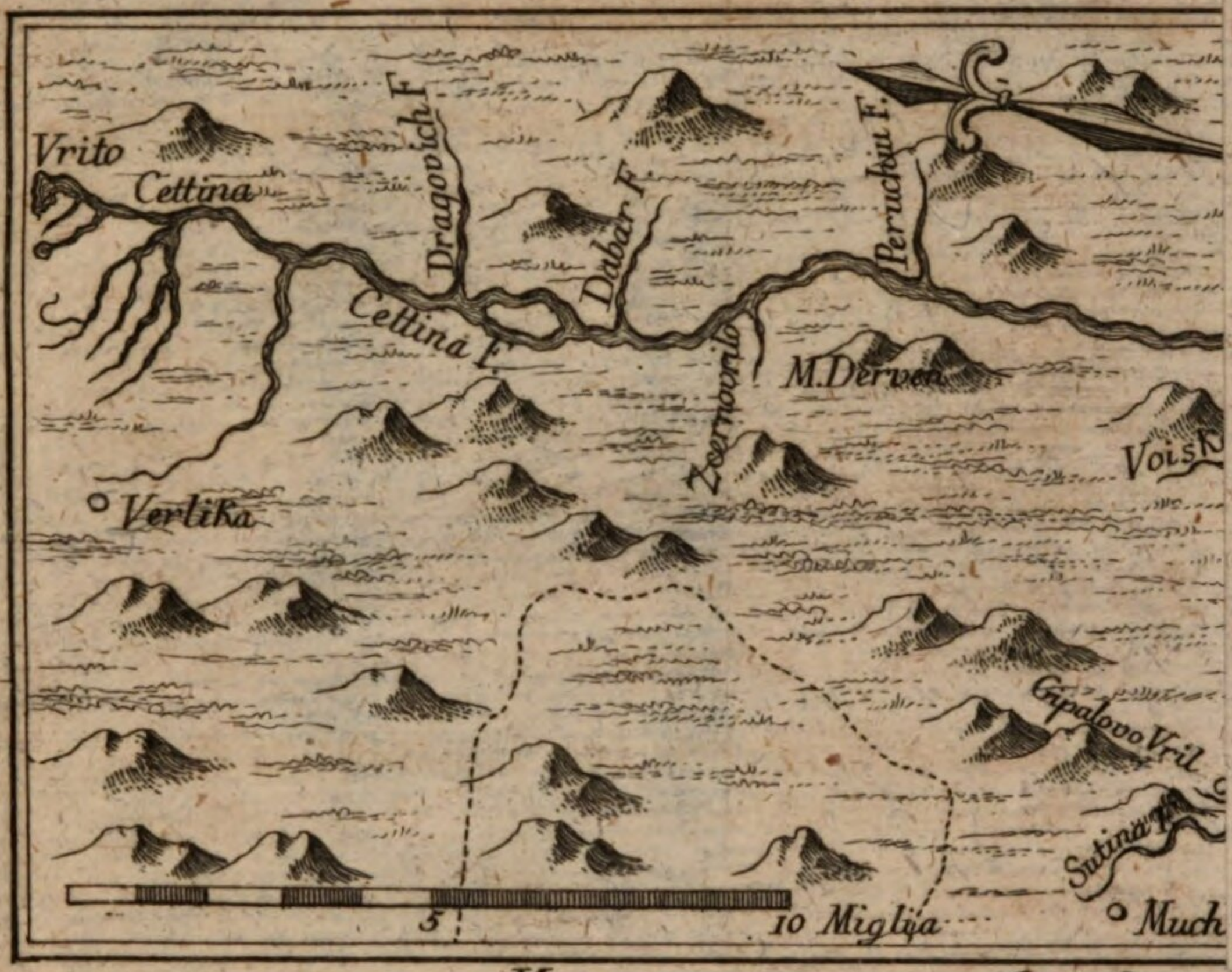
Die königliche Akademie der Wundarzneikunst zu Paris ist gestiftet worden 1731

Die königliche medicinische Gesellschaft der Arzneikunst zu Paris ist gestiftet worden 1778

Die königliche Akademie der Tonkunst zu Paris ist gestiftet worden 1669

Die königliche Akademie zu Brest

Einige ausführliche Zusätze, die aus La France litteraire und einigen andern französischen Werken hierzu bestimmt waren, müssen wegen Mangel an Plaz für diesmal wegfallen.



Karte von einem Stücke v

Fig. II.

Ein tibetanischer Mann und eine Frau.

Fig. V.

Fig. I.

Fig. III.

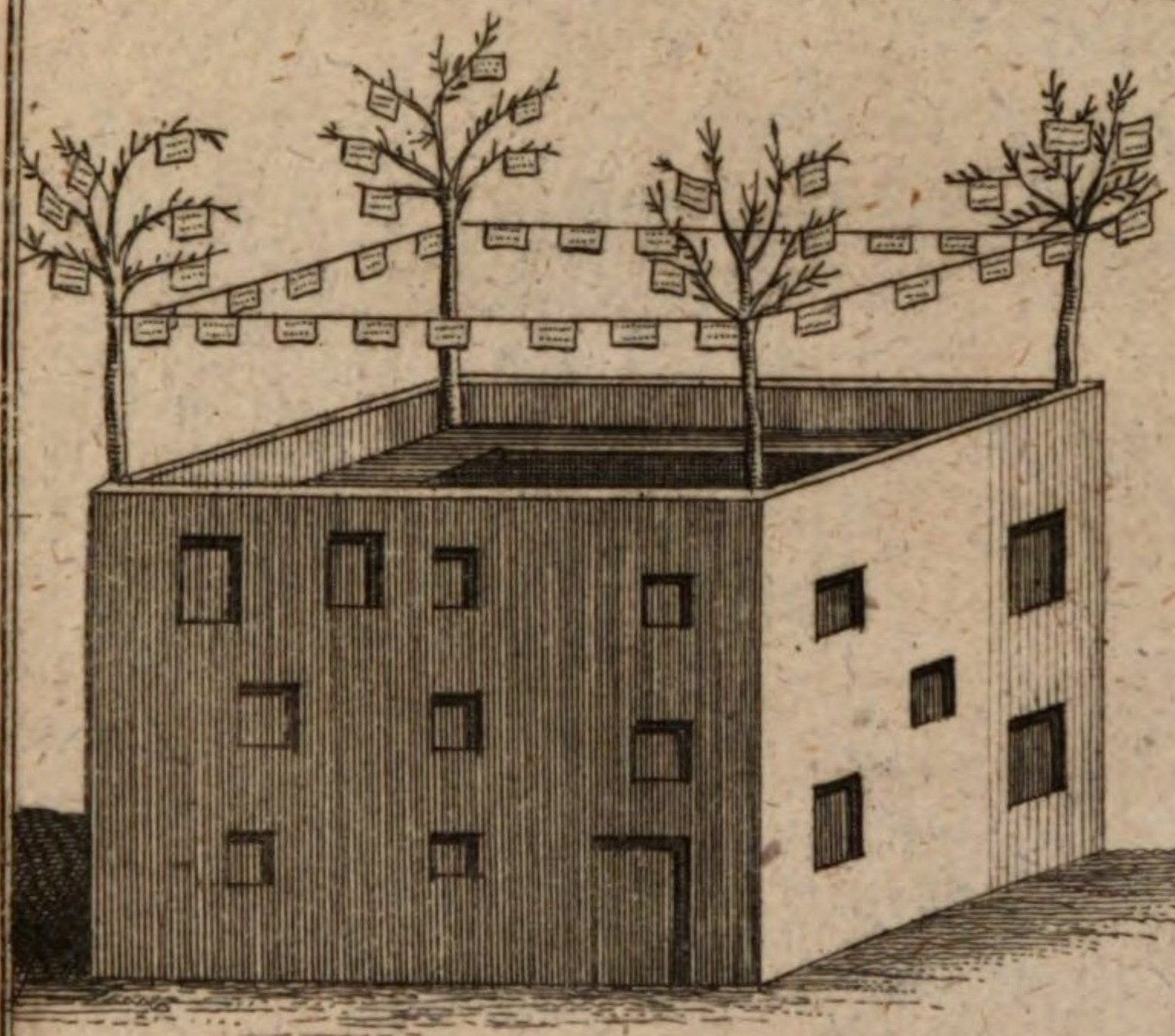


Fig. IV.

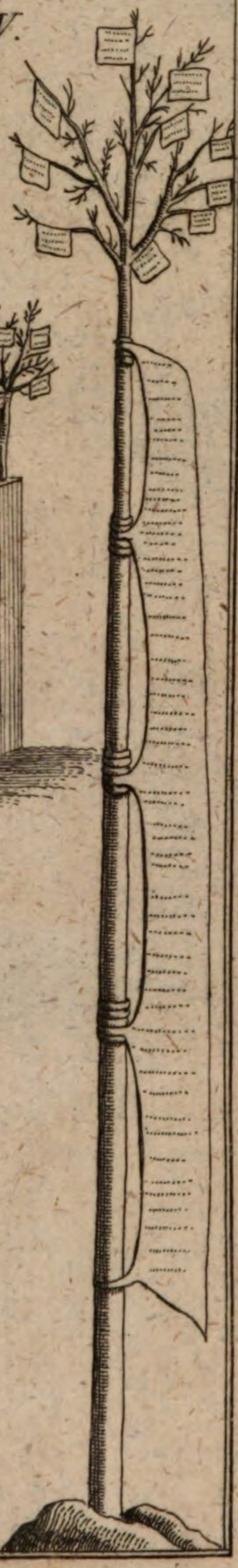
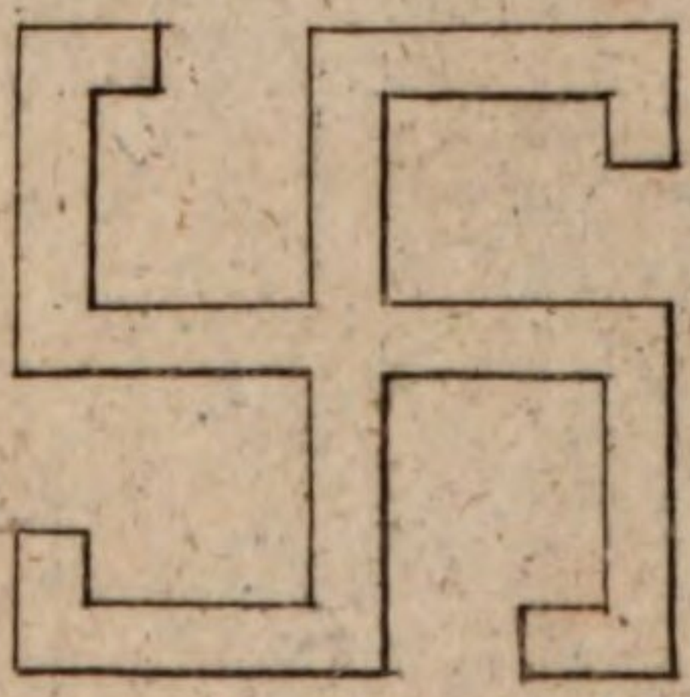


Fig. VI.



BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fabri, Johann Ernst, 1755-1825 [Herausgeber]

Samlung von Stadt- Land- und Reisebeschreibungen Mit Kupfern und Karten

Bd.: 2

Halle (1786)
Geo.u. 132-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10621831-5
VD18 90270126